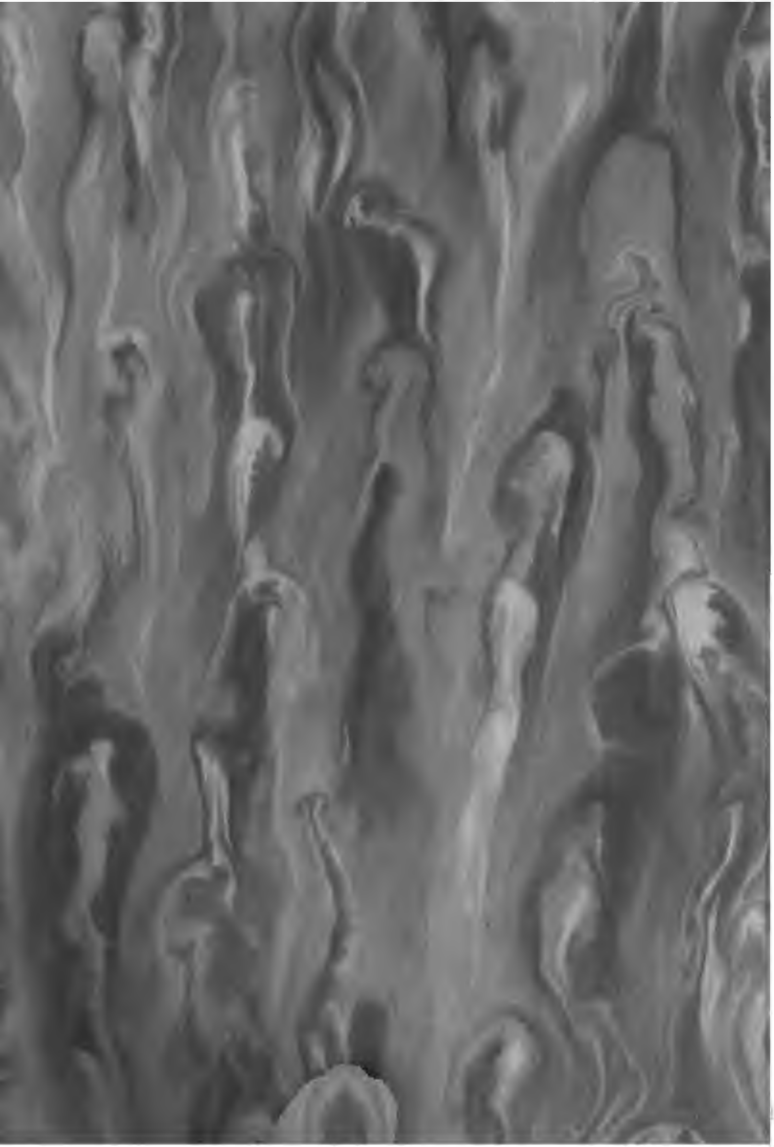
Gespräche Friedrichs des Grossen

Frederick II (King of Prussia), Friedrich von ...

Grundbuch Auszug



Digitized by Google

Friedrich der Grosse
Büste von Caracppi im Schloss Georgium zu Dessau

Digitized by Google

Gespräche Friedrichs des Großen

Herausgegeben von

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski
und Gustav Berthold Volz

Truppenbücherei

Mit 5 Tafeln in Lichtdruck
und 64 Textbildern
von Adolph v. Menzel

Luftverteidigungskommando
Hamburg

Vereinnahmt unter lfd. Nr. 193

13.–17. Tausend

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1919 by Reimar Hobbing, Berlin

Digitized by Google

Einleitung

Die Sammlung der Gespräche Friedrichs des Großen, die wir im folgenden vorlegen, bildet die Ergänzung zu der deutschen Ausgabe seiner Werke, die anläßlich der 200jährigen Wiederkehr seines Geburtstages im Jahre 1912 veranstaltet wurde[1].

Worin liegt die Bedeutung der „Gespräche"? Zunächst im Hinblick auf seine Werke. Diese zerfallen in zwei Hauptgruppen. Zu der ersten von ihnen gehören die großen Schriften Friedrichs, die politischen und militärischen, die historischen und philosophischen. Lange vorbereitet und sorgsam erwogen, sind sie aus der Fülle seines Wissens und seiner Erfahrungen hervorgegangen, ein treues Abbild und unvergängliches Denkmal seines umfassenden Geistes. Unabhängig von Zeit und Stunde sind sie geschaffen. Anders die zweite Hauptgruppe. Diese enthält die kleineren Abhandlungen, darunter die politischen Flugschriften, die, aus dem Augenblick geboren, für den Augenblick wirken sollten, dann aber vor allem seine Briefe und die meisten seiner Poesien, die als Gelegenheitsdichtungen aufzufassen sind. Unmittelbar spiegeln sich in den Briefen und Gedichten die Stimmungen wieder, die Friedrich jeweils in dem Moment beherrschten, da er zur Feder griff. In ihnen steht der Mensch vor uns, mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Hoffnungen und Plänen und mit seinen Enttäuschungen, die auch ihm nicht erspart geblieben sind. Gleichsam das Gegenstück dazu bilden die „Gespräche", in denen wir Friedrich reden hören, in denen wir sehen, wie er im Verkehr mit seinen Mitmenschen sich gibt, seien es Fürsten, Staatsmänner und Generale, Gelehrte und Dichter, Ärzte und Künstler, der Beamte, der Mann im schlichten Rocke. Er erscheint vor unseren Augen, wie er leibt und lebt.

In den „Gesprächen" offenbart sich von neuem auch die glänzende Vielseitigkeit, die Friedrich auszeichnet, und die das Staunen seiner Umgebung und seiner Gäste erweckte. Die mannigfaltigsten Themata wurden in ihnen angeschlagen, die verschiedensten Wissensgebiete betreten: „Kunst, Krieg, Medizin, Literatur, Religion, Philosophie, Moral, Geschichte und Gesetzgebung kamen abwechselnd aufs Tapet", so erzählt Fürst Ligne (S. 194).

[1] „Die Werke Friedrichs des Großen", in deutscher Übersetzung herausgegeben von G. B. Volz, 10 Bände, und „Briefe Friedrichs des Großen", herausgegeben von M. Hein, 2 Bände (Berlin, 1912—1914). Im folgenden zitiert als „Gesammelte Werke".

Digitized by Google

In den Augenblicken, wo ihm häusliches Leid widerfuhr, gedachte der König im Rückblick der eigenen schweren Jugend. Oft verweilte er bei den Ereignissen seiner Regierung. Rückhaltlos gab er sich im vertrauten Kreise. Einen anderen Ton schlug er an, waren fremde Gäste zugegen. Da zeigte er sich als beredter Anekdotenerzähler. So berichtet sein getreuer Kammerhusar Schöning in seinen Aufzeichnungen über Friedrich: „Er besaß eine Sammlung von Anekdoten, welche Kaiser, Könige, Fürsten und andere Particuliers betrafen. Diese erzählte er sehr oft und wiederholte sie beständig, besonders, wenn Fremde dazu kamen."

In geistvoller Plauderei fand Friedrich nicht seinesgleichen; er war von bestrickender Liebenswürdigkeit. Daher nennt ihn Fürst Ligne mit Recht „einen alten Zauberer" (S. 198), und ein fremder Diplomat charakterisiert ihn mit glücklicher Prägung des Wortes als „Roi-Orateur"[1].

Aber wir sehen den König nicht nur im vertraulichen Kreise an der Tafelrunde oder in seinen Gemächern, von seinen Gesellschaftern und von Gästen umgeben. Ein buntes, wechselvolles Bild seines Lebens zieht in den „Gesprächen" an unseren Augen vorüber, beginnend mit den schweren Zeiten seiner Jugend bis zu den Leidenstagen seiner letzten Krankheit, da er gefaßt dem Ende entgegensieht.

Wenden wir uns im einzelnen den „Gesprächen" zu. Sie teilen mit den Briefen das Mißgeschick der Lückenhaftigkeit. Bisweilen ergänzen sie diese glücklich, wie in der Korrespondenz mit dem französischen Philosophen d'Alembert; denn wo mit der persönlichen Begegnung der Briefwechsel aufhört, setzt das mündliche Wort ein. Blind waltet aber der Zufall, ob Aufzeichnungen gemacht sind oder nicht. Besonders schmerzlich ist zu beklagen, daß gerade über viele wichtige Episoden in Friedrichs Leben nur wenig oder auch gar nichts Schriftliches vorliegt. Von allen Gesprächen der Tafelrunde, da Voltaire als Gast beim König weilte, ist nur ein einziger Bericht (S. 29ff.) uns überliefert.

Zu den wertvollsten Zeugnissen über Friedrichs Persönlichkeit gehören die Tagebuchaufzeichnungen seines Vorlesers de Catt im Siebenjährigen Kriege und seines Tischgenossen und Gesellschafters, des Marchese Lucchesini, aus dem Anfang der 80er Jahre. Bei ihnen steigt die lebendige Erinnerung an die drei größten Deutschen auf, an Luther, dessen Tischreden zum Teil von seinen Schülern verzeichnet wurden, an Goethe und seinen getreuen Eckermann, an Fürst Bismarck und seinen eifrigen Chronisten Moritz Busch.

Nicht verwunderlich ist endlich, daß gerade die Männer der Feder, die Dichter und Gelehrten ihre Gespräche mit dem König festgehalten haben. Neben den Deutschen Gottsched und Gellert verdient hier vor allem der

[1] Bericht des dänischen Gesandten in Berlin von Diede vom 4. Oktober 1763 (Königliches Reichsarchiv in Kopenhagen).

Digitized by Google

Franzose Thiébault rühmende Erwähnung, in dessen „Erinnerungen“ sich ein besonders weiter Horizont vor uns auftut.

Eine wesentliche Rolle spielt ferner die Frage der Glaubwürdigkeit. Bei kritischer Prüfung scheidet sofort eine ganze Anzahl von Berichten aus, da sie den Stempel der Unwahrheit an der Stirn tragen. Einige sind glatt erfunden, andere nur verfälscht. Ein charakteristisches Beispiel liefert ein Gespräch des Königs mit Meierotto, dem Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, das mit wörtlicher Rede und Gegenrede verbreitet wurde. Meierotto selbst hat dazu erklärt, zahlreiche Äußerungen Friedrichs, „die seinem Herzen und der Vaterlandsliebe des Monarchen die größte Ehre machen“, seien fortgeblieben, dagegen „aus Hörensagen vieles unrichtig niedergeschrieben, ja gar erdichtet“, und „nicht eine einzige Wendung sei richtig und ungeändert aufgefaßt“[1]. Wie groß die Gefahr, vom Wege der Wahrheit abzuirren, hat bereits mit tiefem Einblick in die menschliche Natur der Breslauer Philosoph Garve erkannt, der deshalb auch für seine Person auf die wörtliche Wiedergabe seiner Unterredungen mit dem König verzichtete. Die psychologische Fehlerquelle aufdeckend, sagt er: „Es ist sehr schwer, bei Erzählungen dieser Art ... der Wahrheit vollkommen treu zu sein. Viele kleine Züge solcher Gespräche entwischen dem Gedächtnisse in wenigen Tagen. Man ist genötigt, sie seinen Freunden zu erzählen, und oft zu erzählen. Diese Wiederholungen machen uns endlich die Sache selbst unschmackhaft, und wir werden veranlaßt, um wieder neuen Gefallen daran zu finden, sie aufzustutzen — das heißt im Grunde, sie zu verfälschen.“ Dazu komme, daß gewisse Teile der Unterredungen weniger interessant seien, aber vor dem Publikum „soll alles ein gleiches Interesse haben“. Zuweilen erscheinen wir auch selbst in nachteiligem Lichte, und bei Erzählung der Gespräche „wollen wir stets in einem vorteilhaften Lichte erscheinen“[2].

Auch der schon erwähnte de Catt ist der Gefahr, seine Berichte „aufzustutzen“, nicht entgangen, und zwar in den „Memoiren“, die er auf Grund seiner „Tagebücher“ nach des Königs Tod verfaßte. So wertvoll diese sind, so wenig zuverlässig sind seine „Memoiren“; denn in ihnen geht er auf literarische Wirkungen aus. Da trägt er kein Bedenken, Äußerungen und Tatsachen diesem Zwecke entsprechend zu gruppieren und seiner Person ein besonderes Relief zu geben. Gewiß sind die Gespräche, wie er sie in den „Memoiren“ breit und ausführlich schildert, von großer Anschaulichkeit, doch es mangelt ihnen an historischer Treue[3].

[1] Vgl. Brunn, „Versuch einer Lebensbeschreibung Meierottos“, S. 265 ff. und 272 (Berlin 1802).
[2] Vgl. Garve, „Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs II.“, Band I, S. V f. (Breslau 1798).
[3] Die „Memoiren“ sind daher in unserer Ausgabe beiseite gelassen. Vgl. S. 50 Anm. 1 und S. 74 Anm. 2.

Digitized by Google

Wofern es sich nicht um offenkundige Fälschungen handelt, wird man bei der Prüfung stets zunächst die Frage aufwerfen müssen, ob die Absicht tendenziöser Entstellung besteht. Nicht minder fällt der Zeitpunkt ins Gewicht, wann die Niederschrift erfolgt ist. Je früher das Gespräch aufgezeichnet ist, desto zuverlässiger wird die Mitteilung sein. Endlich wird man auch nicht das einzelne Wort, das dem Könige in den Mund gelegt wird, zum Maßstabe der Glaubwürdigkeit machen dürfen. Wem an der authentischen Fassung der Gedanken Friedrichs gelegen ist, der schlage seine Werke und seine Briefe auf. Vielmehr beruht der Wert der Berichte in dem Gesamteindruck, den wir von seiner Art und Persönlichkeit gewinnen.

Weiter bedarf es noch der Erörterung der Gesichtspunkte, nach denen die Auswahl erfolgt ist. Da ist zunächst zu bemerken, daß nicht bloß solche Gespräche in Betracht kamen, die in persönlicher Rede und Gegenrede uns erzählt sind. Auch jede der Dialogform sich nähernde Darstellung war willkommen, sofern sie fesselnde Mitteilungen bot.

In der Überlieferung überwiegen die Berichte fremder Diplomaten. Dank ihrer Stellung hatten sie Gelegenheit, den König häufig zu sehen und zu sprechen. Man bedenke ferner, daß die Vertreter der verbündeten Höfe ihn ins Feld begleiteten, der Franzose Marquis Valory in den beiden Schlesischen Kriegen, der Engländer Mitchell in dem Siebenjährigen Kriege. Mit dem Österreicher van Swieten verhandelte er über die Teilung Polens. Da indessen die meisten Gesandtschaftsberichte nur Glieder in der Kette der politischen Verhandlungen bilden, die Friedrich mit den fremden Höfen führte, oder aber rein formellen Charakters sind, so ist von ihrer Aufnahme grundsätzlich Abstand genommen. Doch glaubten wir nicht rundweg auf alle politischen Gespräche verzichten zu sollen. Wie packend ist die Aussprache, die der König im Dezember 1745 mit dem französischen Geschäftsträger Darget in Dresden hat! Nach allen Sorgen und Schrecken der durchlebten Kriegsjahre atmet Friedrich, im Begriff, Frieden zu schließen, aus tiefster Seele auf. Doch werden wir uns hüten, seine Erklärung, „daß er in Zukunft keine Katze mehr angreifen werde, außer um sich zu verteidigen“ (S. 41), allzu wörtlich zu nehmen; denn in seinem politischen Testamente von 1752 spricht er von der Notwendigkeit, Preußens Machtstellung durch neue Eroberungen zu konsolidieren. Ferner jenes Gespräch mit dem Kabinettsminister Graf Podewils am Vorabend des Siebenjährigen Krieges — erhellt es nicht blitzartig die furchtbare Lage des Königs und seinen heroischen Entschluß, das Schwert zu ziehen und der drohenden Umklammerung durch seine Gegner „zuvorzukommen“? Die Mission von Goertz ist das politische Vorspiel, das den Bayrischen Erbfolgekrieg einleitet. Besonderes Interesse bietet endlich auch die Unterredung mit dem französischen Gesandten Graf

Digitized by Google

Esterno (1782) über Rußlands Pläne zur Aufteilung der Europäischen Türkei, zur Eroberung von Konstantinopel und der Krim.

Um Friedrichs Persönlichkeit in noch helleres Licht zu rücken, haben wir schließlich, den Begriff des Gespräches weiter fassend, auch die Ansprachen der Sammlung einverleibt, die er in einigen bedeutsamen Augenblicken seines Lebens gehalten hat, bei dem Regierungsantritt, bei dem Ausmarsch zur Eroberung Schlesiens, vor der Schlacht bei Leuthen.

Noch einige Worte über die Form der Wiedergabe der Gespräche. Unwesentliches ist gekürzt oder auch ganz beiseite gelassen. Aber nicht bloß auf die gewechselte Rede kam es uns an, sondern auch auf die besonderen Umstände, auf die Umgebung, kurz, auf das Milieu, in dem das Gespräch stattfand. Denn erst dieses gibt die besondere Stimmung wieder. Damit entsteht der Rahmen zu dem Bilde. So hören wir von Friedrichs äußerer Erscheinung. Wir sehen ihn an der Tafel, im Feldlager und bei der Revue, auf Reisen und auf dem Krankenlager. Mancher Bericht wächst sich zu einem Stimmungsbilde aus, wie der Umritt im Lager von Parchwitz und die Einkehr auf dem Schloß von Lissa, das Abendkonzert, die Parade-, die Familientafel.

Was endlich die Anordnung betrifft, so ergab sich bei dem bunten Inhalt der Gespräche die chronologische Aneinanderreihung als die einzig mögliche; denn an Friedrichs Lebensgang und an den großen Epochen und Ereignissen seiner Regierung vermag sich der Leser leicht zu orientieren. Wo nähere Erläuterung geboten war, ist sie in einer Note am Anfang jedes Gespräches hinzugefügt. Nur bei dem Abschnitt, der die Beziehungen des Königs zu Dichtern und Gelehrten schildert, ist statt des chronologischen das sachliche Prinzip zugrunde gelegt, schien es doch bei der besonderen Stellung, die er zu den Männern des Geistes, insbesondere zu der deutschen Dichtkunst und ihren Vertretern einnahm, erwünscht, die dahingehörigen Gespräche einheitlich zusammenzufassen[1].

Nur ein Teil der im folgenden mitgeteilten Gespräche liegt in deutscher Niederschrift vor. Die Übersetzung der fremdsprachig verfaßten Berichte hat Friedrich von Oppeln-Bronikowski besorgt.

Mit Ausnahme des Titelbildes, das die von Cavaceppi hergestellte Büste des Königs wiedergibt, stammen die Tafeln und Illustrationen von Adolph von Menzels Meisterhand, der sie seinerzeit zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" und zu der sogenannten Fürstenausgabe der „Œuvres de Frédéric le Grand" geschaffen hat.

So geht dieses Buch hinaus in die Welt als eine neue Quelle für die Erkenntnis des Heldenkönigs, des großen Friedrich.

G. B. Volz.

[1] Vgl. dazu auch S. 218, 223, 285 und die Gespräche mit Swieten (S. 161) und mit Mirabeau (S. 300).

Digitized by Google

Der Kronprinz

Wusterhausen[1]

(17. Oktober 1728)

Der sächsische Gesandte Suhm[2] berichtet am 21. Oktober 1728 an König August II. von Polen über einen Besuch in Wusterhausen:

Seit einiger Zeit hatte die Entfremdung zwischen Vater und Sohn zugenommen, aber man hatte Mittel gefunden, die Gemüter zu besänftigen. Trotzdem blieb und bleibt bei dem Sohne noch ein lebhafter Verdruß über den andauernden Zwang, in dem er leben muß, zurück. Dieser Zwang wird ihm schließlich unerträglich, und als ich in Wusterhausen ankam, schüttete er mir sein Herz mit solcher Offenheit aus, daß ich in Verlegenheit geriet. Er schwor, dies Leben

[1] Der oben geschilderte Vorgang auf dem Hubertusfest wirft ein helles Licht auf das gespannte Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Kronprinzen. Widerstrebende Empfindungen beseelten Friedrichs Brust. Während das natürliche Gefühl ihn zum Vater zog, stieß die harte Behandlung, die er von ihm erfuhr, ihn immer wieder zurück. Die Szene in Wusterhausen, die zu innerer Annäherung zu führen schien, wurde hernach dem König als berechnete Komödie hingestellt. So deutet alles auf den nahen Ausbruch des Konfliktes.

[2] Ulrich Friedrich von Suhm (1691—1740) stand dem Kronprinzen nahe. Er trat später mit ihm in freundschaftlichen Briefwechsel. Suhm war es auch, der ihn zum Studium der Wolffschen Philosophie anregte. Der Bericht nach J. G. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, Teil 4, Bd. 4, S. 399ff. (Leipzig 1870)

Digitized by Google

nicht mehr ertragen zu können. „Ich spreche das", sagte er, „allen meinen Freunden aus, auf die ich glaube rechnen zu können, und ich hoffe, daß schließlich einer mich aus der grausamen Sklaverei befreit, in der ich gehalten werde."

Ich predigte ihm Geduld und stellte ihm vor, daß der König es schließlich merken würde, wenn er seine Unzufriedenheit derart zum Ausdruck brächte, und daß er damit keine Änderung in seiner [des Königs] Gesinnung erzielen werde. Versuchte er dagegen seinen Vater von seiner Anhänglichkeit und Zärtlichkeit zu überzeugen, so würde er gleiche Gefühle bei ihm erwecken und ihn dahin bringen, ihn zufriedenzustellen; denn der König wisse wohl, daß das Leben, welches er [der Kronprinz] führte, ihm mißfiele.

„Ach," sagte er, „ich habe alles versucht, alle Hebel in Bewegung gesetzt, nichts vermag ihn umzustimmen. Erreichen Sie um Gottes willen, daß Ihr König und Herr sich meiner erbarmt! Möge er durchsetzen, daß ich reisen kann, einerlei wohin, wenn ich nur ein freieres Leben führen kann."

Ich antwortete, das sei nicht so einfach, und vielleicht wäre gerade sein eigener, so offen bekundeter Wunsch, von hier fortzukommen, der Grund, warum der König nicht so bald die Hand dazu bieten würde.

Unser Zwiegespräch wurde mehrfach unterbrochen, aber der Kronprinz wiederholte immerfort seine Bitte, dahin zu wirken, daß man sich seiner und seiner Lage erbarmte. Und ich stellte ihm immer wieder vor, daß er selbst die Mittel und Wege finden müsse, seinem Vater diesen Gedanken schmackhaft zu machen.

Schließlich kam das Hubertusfest heran. Nach der Etikette sitzt der Kronprinz bei Tafel dem König gegenüber und legt das Fleisch für alle Tischgäste vor. Ich saß neben ihm und somit gegenüber der Königin. Jedermann mußte gleich viel trinken; nur ich bekam dank besonderer Gnade des Königs etwas weniger.

Der Kronprinz trank viel, doch mit großem Widerwillen. Er zeigte mir sein Widerstreben und versicherte mir, er werde morgen ganz krank sein. Als der Wein zu wirken begann, wiederholte er mir ziemlich laut die Gründe seines Mißvergnügens. Die Königin winkte mir fortwährend, ihn zum Schweigen zu bringen. Ich sagte ihm alles mögliche, was ihm in seinem angerauschten Zustand den Mund verschließen konnte, und bat ihn, den Rest von Vernunft, der ihm etwa geblieben sei, zu bewahren. Aber es half alles nichts, im Gegenteil! Er fiel über mich her und sagte mir alles, was ihm gerade in den Sinn kam, doch stets mit dem Schlußsatz: „Aber ich liebe ihn doch!" Dabei wies er auf den König.

Da wir sehr eng saßen, bin ich sicher, daß ein Teil seiner Worte sehr gut verstanden wurde, besonders der immer wiederkehrende Schlußsatz. Plötzlich fragte mich der König: „Was sagt er?" Ich antwortete, der Kronprinz sei berauscht und könne nicht mehr. Der König erwiderte: „O, er tut nur so, aber was sagt er?"

Digitized by Google

Ich antwortete, er hätte mich in den Arm gezwickt und dabei gesagt, der König zwänge ihn zwar, zuviel zu trinken, aber er liebte ihn doch.

Der König wiederholte, der Prinz stelle sich nur berauscht. Ich entgegnete, ich bürgte dafür, daß er es wirklich sei; denn er hätte mir den rechten Arm derart mißhandelt, daß ich kein Gefühl mehr darin hätte.

Der Kronprinz wurde nun tiefernst, aber bald wirkte der Wein wieder so auf ihn, daß er in derselben Weise fortfuhr. Die Königin, der das peinlich wurde, zog sich zurück. Die Tafel wurde nun aufgehoben, aber man setzte sich bald wieder hin, und General Keppel[1] sowie ich rieten dem Kronprinzen, sich schlafen zu legen; denn er konnte tatsächlich nicht mehr stehen. Darauf schrie er, er wolle erst dem König die Hand küssen. Wir riefen, das sei recht, und der König reichte ihm angesichts seines Zustandes lachend die Hand über den Tisch. Aber der Kronprinz verlangte auch die andere Hand, und während er beide abwechselnd küßte, schwor er, ihn von ganzem Herzen liebzuhaben, und nötigte den König, sich vorzubeugen, damit er ihn umarmen könnte. Diese Szene wurde von einem wiederholten „Hoch der Kronprinz!" begleitet. Hierdurch ermuntert, stand er auf, ging um den Tisch herum, warf sich an den Hals des Königs, umarmte ihn fest und fiel dann auf die Knie. In dieser Stellung verharrte er lange, sprach immerfort zum König, und dieser wurde sehr gerührt und sagte immerzu: „Nun, das ist schon gut, werde Du nur ein ehrlicher Kerl, sei nur ehrlich usw." Dieser Auftritt war äußerst rührend und entlockte den meisten Anwesenden Tränen. Schließlich hob man den Kronprinzen wieder auf, der König zog sich zurück, und Keppel und ich nebst einigen Offizieren brachten den Kronprinzen in sein Schlafzimmer, wo er gleich zu Bette gelegt wurde.

Da er im Tabakskollegium nicht erschien und ich noch in der Nacht abreiste, habe ich ihn seither nicht mehr gesehen. Der König war in der besten Laune und schien mit allem Vorgefallenen höchst zufrieden, aber es war nicht mehr die Rede davon.

[1] Der holländische Gesandte in Berlin.

Digitized by Google

Feldprediger Müller[1]

(November 1730)

Küſtrin, 8. November 1730.

Der Kronprinz hat von ſelbſten den Discurs von der abſoluten Gnadenwahl, imgleichen von der Fatalität aus bisherigen Begebenheiten geſtern Vormittag angefangen und nachmittags darauf ſeine Sentiments mir zur Beantwortung vorgelegt, worauf ich ihm denn völlige Antwort zu geben mich befliſſen und aus Gottes Wort bündige Zeugniſſe von der Ordnung und Bedingung der Gnadenwahl in Abſicht auf den Glauben an den Herrn Jeſum und auch von der allgemeinen Gnade vorgehalten, da er dann unter andern den Ort 2. Pet. II, 1, daß der Herr Jeſus auch die erkauft habe, die wirklich verdammt werden, ſonderlich zu Herzen nahm und ſagte: Er hätte dieſe Stelle der Schrift noch nie gehört, indem der Schluß darin deutlich läge, daß Gottes Intention wäre, auch die böſeſten Menſchen ſelig zu machen, und nicht Gott, ſondern die Menſchen ſelbſt ſchuld wären an ihrer Verdammnis.

[1] Dieſes und die folgenden Geſpräche fallen in die Zeit der Haft des Kronprinzen Friedrich in Küſtrin nach dem mißglückten Fluchtverſuch. Rudolf Anton Müller, Feldprediger im Regiment Gensdarmes, war auf Befehl König Friedrich Wilhelms I. nach Küſtrin gereiſt, um den Leutnant von Katte am 6. November 1730 auf ſeinem letzten Wege zu begleiten; er hatte den weiteren Auftrag, Friedrich zur Buße und Einkehr zu beſtimmen und von ſeinem fataliſtiſchen Glauben an die göttliche Gnadenwahl zu bekehren, „daß einer zu dieſem, der andere zu jenem prädeſtiniert wäre, alſo wer zum Böſen prädeſtiniert wäre, könnte nichts als Böſes tun, und wer zum Guten, nichts als Gutes“. Müller blieb darauf bis zum 18. bei dem Prinzen. Seine obigen Berichte an den König nach dem revidierten Abdruck in der Schrift: „Beitrag zur Lebensgeſchichte Friedrichs des Großen“ (Berlin 1788).

Digitized by Google

Hierauf ward ihm ferner der Ort vorgelegt 1. Tim. II, 1—6[1] und die Kraft des Arguments, so hierin liegt, deutlich ausgewickelt, worauf er nichts Bündiges zu antworten hatte, außer einige Einwürfe in Gleichnissen, zum Exempel von zusammengesetzten Rädern in einem Uhrwerk, welches ja nicht anders gehen könnte, als die Zusammenfügung mit sich brächte; darauf ihm aber kurz geantwortet, daß Gleichnisse nichts bewiesen, da die Räder in der Uhr nicht mit Verstande und Willen begabt wären und daher sich nicht opponieren könnten. Ein anderes Gleichnis brachte er vor von der Kraft des Feuers gegen Holz von einerlei Sorte, wie nämlich einerlei Wirkung sich notwendig daran zeigen müßte. Ich antwortete, wenn ich von eben dem Holze ein Stück vorher ins Wasser tauchte, so könnte die Kraft des Feuers nicht einerlei Wirkung sogleich haben. Von solcher Art Gleichnissen aber führte ich ihn auf ein anderes, um die Sache des Seligwerdens deutlich zu machen: wann nämlich zwei Menschen in den Schloßgraben gefallen wären und es würde beiden ein Strick zugeworfen, mit Ermahnung, sie sollten nur anfassen, man wollte sie durch dieses Mittel gewiß erretten, der eine aber wollte nicht anfassen und also das angebotene Mittel nicht annehmen: so wäre ja offenbar die Schuld des Verderbens bei diesem Menschen selbst. Er replizierte: Lutherus hätte ja selbst das absolutum decretum geglaubt; warum wir denn von Luthero abgingen? Ich antwortete: 1) Lutherus wäre nicht die Regel unseres Glaubens, sondern Gottes Wort; Lutherus aber wäre nur ein Bekenner der Wahrheit, dem wir soweit nur beistimmten, als sein Bekenntnis mit Gottes Wort übereinkäme; 2) müßte man unterscheiden unter Lutheri ersterer und letzterer Erkenntnis; sein letzteres Erkenntnis wäre ebenso gewesen, als wir lehrten; 3) habe es gleiche Bewandtnis mit der reformierten Kirche, darinnen ja eine ziemliche Anzahl Lehrer zu finden, die ebenfalls das absolutum decretum als einen verdammlichen Irrtum verwürfen und uns Lutheranern in der Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes völligen Beifall gegeben hätten und noch gäben; warum der Kronprinz von dieser guten Sorte ihrer Lehrer abgehen wollte? Darauf antwortete er, es wäre wahr und ihm selbst bedenklich und kenne er unter andern den Noltenius[2], der auch ihm von der allgemeinen Gnade vorgesaget.

Während dieses Discurses klagte er, daß ihn aus Schwachheit die Gedanken verließen von der noch fühlenden schnellen Alteration. Nachdem er aber wieder zu sich selbst kam, sagte er: Er hätte nicht geglaubt, daß es solche Bewandtnis mit der Lehre der Lutheraner hätte; dabei fiel ihm wieder ein, daß also keine Fatalität, sondern er allein an Kattens Tode und seinem eigenen Unglück Schuld hätte.

[1] Paulus mahnt zur Fürbitte für alle Menschen, die Könige und alle Obrigkeit, „auf daß wir ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Denn solches ist gut, dazu auch angenehm vor Gott, unserem Heiland, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung." [2] Arnold Noltenius. Hofprediger in Berlin.

Digitized by Google

Ich antwortete: Er wäre auf rechtem Wege, daß er seine Schuld und deren Größe also erkennte und recht fühlte; er möchte aber der Leitung Gottes zur wahren Buße und völligen Änderung seines Herzens und Wandels ja völligen Raum bei sich geben und Gott mit inbrünstigem Gebet [um] beides, um Vergebung seiner schweren Sünden, als auch um den heiligen Geist zur wahren Bekehrung seines Herzens inständigst anrufen, so würde die Intention des großen Gottes und Sr. Königl. Majestät an ihm erreicht werden.

Hierauf antwortete er: Von Herzen gern, wenn nur noch Gnade vor mich ist und Gott nur allein in diesem Leben mit mir wollte Abrechnung halten; worauf ich sagte, daß Gott deswegen seinen Zorn ihn also fühlen ließe, damit er nach Gnade schreien sollte.

Er antwortete: Ich glaube es auch, aber ich fürchte, daß ich mein Lebelang bei dem Könige nicht werde zu Gnaden kommen; denn der König wird mir meine Sünden nicht vergeben oder doch nicht völlig vergeben und vergessen, indem ich seinen Zorn gar zu sehr gereizt habe.

Ich sagte ihm wieder: Er sollte das Gegenteil glauben; denn darum hätte Gott des Königs Herz zur Ausübung dieser Justiz gelenkt, daß er zum rechten Gefühl und gründlichen Emendation kommen sollte. So wenig als man einen hoffnungsvollen Baum verderben wollte, wenn man ihm einen Zweig abhaue und alles an seinem Wachstum und guter Fruchtbringung hinderliche benähme, so wenig wolle der König auch ihn verderben.

Er sagte, das wäre ihm sehr schwer zu glauben, weil er nicht die geringste Spur sähe von der so lange erwarteten und erbetenen Gnade des Königs.

Dieses benahm ich ihm mit folgendem Argument: daß der König nicht des Kronprinzen Untergang, sondern nur seine wahre Bekehrung und Besserung suche, wäre hieraus zu schließen: 1) weil er Katten vor seinen Augen hätte richten lassen, umb dadurch den Kronprinzen zum ernstlichen und gründlichen Nachdenken zu bringen; 2) [weil er] nicht mehr einem weltlichen Gerichte, sondern mir, einem Prediger, erlaubt hätte, mit dem Kronprinzen aus Gottes Wort zu sprechen und ihn auf gute Wege zu führen, welches ja ein offenbares Zeugnis der Königl. Gnade wäre, daß der König für des Kronprinzen Seele bekümmert und besorgt wäre.

Nach einer Weile aber fing er an: wenn er nur nicht aus meinem als eines Predigers Besuch schließen müßte, daß ich ihn auch zum Tode solle bereiten.

Dieses ihm auszureden, hatte ich große Mühe; versicherte ihn, wann der König von seiner Emendation vergewissert wäre, so würde er erfahren, daß er einen barmherzigen Vater und höchst gnädigen König haben würde, und möchte er dieserwegen sein Gemüt aufrichten und keinen schweren Gedanken nachhängen, indem es ja nur von seinem Verlangen dependierte, wie lange ich hier bleiben sollte. Hierauf betete ich nun mit ihm, und nach dem Gebet bezeigte er sich etwas wieder befriediget und bat mich, wenn ich könnte, möchte

Digitized by Google

ich doch noch bei ihm bleiben und womöglich auf dem Schloß schlafen, daß er mich nahe hätte und desto mehr mit mir zu seiner Erbauung sprechen könnte.

Müllers Bericht kreuzte sich mit einem Erlaß des Königs vom 8. November. Darin stellte Friedrich Wilhelm I. die Entlassung des Kronprinzen aus dem strengen Festungsarrest und seine Beschäftigung an der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer, sowie die Entsendung einer Kommission in Aussicht, vor der sich Friedrich durch „körperlichen Eid" verpflichten sollte, seinem „Willen und Ordres stricte und gehorsamst nachzuleben", anderenfalls er der Thronfolge verlustig gehen würde. Müller hatte dieses dem Prinzen zu eröffnen. Er begab sich sofort nach Empfang der Order zu ihm und berichtete darüber am 10. November an den König: Da ich zu ihm gekommen, habe ihn bei der Bibel in tiefen Gedanken angetroffen über den Spruch Ebr. II, 14, 15.[1] Da er denn auf Befragen seine Gedanken eröffnete und einen erbaulichen Discurs formierte von den Verdiensten unseres Heilandes, so er uns durch seinen Tod geleistet hätte, und was dieserwegen unsere Schuldigkeit sei.

Hiervon nahm [ich] denn Gelegenheit, ihn aufs neue zu der Materie von der wahren Bekehrung und Herzensänderung zu führen, als einer notwendigen Ordnung, der Verdienste Christi teilhaftig zu werden. Und da [ich] ihn nochmals befragt, ob er auch in seinem Bußgebet und ernstlichem Vorsatz der Lebensbesserung standhaft verbliebe und die Früchte seiner Buße auch in der aufrichtigen Submission und beständigen Gehorsam gegen seines Herrn Vaters Königl. Maj. beweisen wolle, so antwortete er: Ja, von Herzen gern, wenn der König es nur glauben und seiner, des Kronprinzen, Zusage trauen wollte; er fürchte aber, der König werde ihm nicht wieder gnädig werden.

Hierauf sagte [ich] ihm: ja, es wäre ganz gewiß, daß Se. Königl. Maj. den Worten des Kronprinzen trauen wollten. Aber der Kronprinz möchte sich bedenken, ob er auch seine Worte und Zusage der Besserung mit einem Jurament bekräftigen könne? so würden Se. Königl. Maj. keinen Zweifel noch Mißtrauen mehr in ihn setzen. Der Kronprinz antwortete, ob ich denn gewiß wäre, daß der König ihm wieder vollkommen gnädig sein werde?

Ich sagte, dies wäre ich versichert, daß des Königs Majestät ihm zwar nicht auf einmal, aber doch nach und nach, so, wie Sie des Kronprinzen Besserung mehr und mehr erfahren würden, auch ihm gnädig sein würden. Hierbei sagte ihm nun in Ew. Königl. Maj. Namen, was Dero höchster Befehl mir vorgeschrieben hatte. Sobald er dieses hörte, ward er über diese ganz unverhoffte Königl. und väterliche Gnade dergestalt bestürzt, daß ihm die Augen übergingen

[1] Der Spruch lautet: „Nachdem nun die Kinder Fleisch und Blut haben, ist er [Christus] es gleichermaßen teilhaftig geworden, auf daß er durch den Tod die Macht nähme dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel, und erlöste die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten."

Digitized by Google

und fragte, ob solche Zeitung möglich wäre? ich möchte vielleicht ihm solches doch nur so sagen müssen. Hierauf zog ich Ew. Königl. Maj. höchsteigenhändigst unterschriebene Ordre aus der Tasche und gab sie ihm selbst in seine Hände zu lesen.

Nachdem er diese gelesen, bezeugte er, daß er Ew. Königl. Maj. Gnade untertänig erkenne und den Inhalt von Dero Ordre sich in allem gern gefallen ließe. Was den Eid anlange, so wisse er die große Wichtigkeit eines Eides und daß keine reservatio mentalis dabei statthätte, sondern daß man in dem Verstande und Meinung denselben schwören müsse, in welchem Verstande derjenige, so solchen vorschriebe, es gemeinet und verstanden haben wollte, wie er denn auch sich nicht entbrechen würde, denselben Eid mit lauten und deutlichen Worten nachzusprechen. Hierbei aber hätte er auch das feste Vertrauen, Ew. Königl. Maj. würden nichts anders, als was väterlich und dem Kronprinzen möglich wäre, in der Eidesformel vorschreiben, und weil er in solcher wichtigen Sache auch alles mit guter Überlegung gern tun wollte, so wünschte er, daß Se. Königl. Maj. vorher, ehe die Herren Kommissare dazu beordert würden, die Eidesformel und dazu gehörige Punkte ihm vorlegen ließen, damit er sich nicht übereilen dürfte, sondern mit genugsamer Überlegung sich zu Ablegung und beständiger Haltung aller Punkte dieses Eides desto gewissenhafter präparieren könnte.[1]

[1] Am 17. November traf die angekündigte Kommission in Küstrin ein, und am 19. legte der Kronprinz den vorgeschriebenen Eid vor ihr ab.

Digitized by Google

Aussöhnung mit dem Vater[1]

(15. August 1731)

Nachdem S. K. M. in Preußen gestern um 4 Uhr in Küstrin angelanget, begaben Sie sich sofort ins Gouvernement unter Begleitung vieler hundert Menschen. Nachdem Sie in einer Kammer abgetreten, beorderten Sie den Generalmajor Lepel[2], Obrist von Derschau[3] und mich hinein zu gehen. Der König befahl darauf dem Geheimen Rat von Wolden[4], den Kronprinzen aus seinem Hause nach dem Gouvernement zu bringen, welcher dann auch in wenig Minuten darnach in Gesellschaft des von Rohwedell und von Natzmer[5] in das Zimmer hereintrat, worin S. K. M. waren. Sobald sich S. K. M. nach dem Kronprinzen umwandten, fiel derselbe Sie zu Füßen.

Nachdem S. K. M. ihm befohlen aufzustehen, sagten S. K. M. mit sehr ernsthafter Miene: „Ihr werdet Euch zu besinnen wissen, was nunmehro vor Jahr und Tag passiret und wie schändlich Ihr Euch aufgeführet, auch was für gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und Euch also wohl kennen müssen, habe ich alles in der Welt getan mit Gutem und Bösem, um Euch zum ehrlichen Mann zu machen, und da ich Euer böses Vornehmen schon einigermaßen soupçonniret, habe ich Euch aufs allerrudeste und härteste im sächsischen Lager traktiret[6], in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehn und eine andere Conduite annehmen und mit Eure Fauten offenbaren und um Vergebung bitten, aber alles umsonst, und seid Ihr immer verstockter geworden. Wann ein junger Mensch Sottisen tut im Courtisieren, liederliche Händel anzufangen, Fenster einzuschlagen und dergleichen Liederlichkeiten, solches kann man noch als Jugendfehler pardonnieren; aber mit Vorsatz Lâcheteën und dergleichen garstige Action zu tun[7], ist impardonnable. Ihr habet gemeint, mit Eurem Eigensinn durchzukommen; aber höre, mein Kerl, wenn ich auch 60 oder 70 Jahre alt wäre,

[1] Am 15. August 1731, seinem Geburtstage, traf Friedrich Wilhelm I. in Küstrin ein, ein volles Jahr, seitdem er den Kronprinzen zum letzten Male gesehen hatte. Bei dieser Begegnung erfolgte die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Darüber berichtet das obige von Feldmarschall von Grumbkow, dem Vertrauensmann des Königs, aufgesetzte „Protokoll“ (nach einer Abschrift im Hausarchiv zu Charlottenburg).

[2] Otto Gustav von Lepel, Gouverneur von Küstrin.

[3] Christian Reinhold von Derschau, des Königs Günstling und steter Gesellschafter.

[4] Gerhard Heinrich von Wolden, Hofmarschall Friedrichs.

[5] Wilhelm von Rohwedell und Karl Dubislav von Natzmer, Kammerjunker des Prinzen.

[6] Während des Besuches bei August dem Starken im Radewitzer Lager (Mai-Juni 1730)

[7] Gemeint ist der Fluchtversuch, den der König als „Desertion“ betrachtete.

Digitized by Google

so sollst Du mich nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen Jedermann souteniret, wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, Dich zur Raison zu bringen. Wie habe ich es nicht in allen Occasionen ehrlich mit Euch gemeinet! wie ich das letzte Mal Nachricht kriegte von Euren Schulden, wie habe ich Euch nicht väterlich vermahnet, mir alles zu entdecken! ich wollte alles bezahlen, Ihr solltet mir nur die Wahrheit sagen; worauf Ihr mir gesagt: Ihr wäret noch über die benannte Summa 200 Thlr. schuldig, welche ich denn bezahlt und meinen Frieden mit Euch gemacht. Nachhero hat sich's aber noch gefunden, daß Ihr überdem noch viel Tausende schuldig gewesen, und da Ihr nun gewußt, daß Ihr das Geld nicht bezahlen können, so war es so gut, als wäre es gestohlen worden, ohne zu rechnen, wie Euch das französische Kroop, Montolieu[1] und Ferrant, betrogen." Und daß S. K. M. nichts mehr touchierte, als daß er nicht mehr Vertrauen zu Sie hätte, da doch alles, was Sie täten zum Agrandissement des Hauses, der Armée und Finanzen, als vor ihm sein müßte, wenn er sich dessen würdig machte. S. K. M. müßten hiermit declarieren, daß Sie alles getan, um des Kronprinzen Freundschaft zu gewinnen, aber alles umsonst, bei welcher Expression der Kronprinz sich sehr wehmütig zu seines Vaters Füßen warf.

S. K. M. frugen ihn hernach, ob seine Intention nicht wäre gewesen, nach Engelland zu gehen? so er mit „Ja" beantwortete, worauf S. K. M. sagten: „Nun höret die Suiten an! Eure Mutter würde ins größte Unglück geraten sein, weil ich sie naturellement würde soupçonniret haben, als wenn sie mit von der Sache gewußt. Und Eure Schwester[2] hätte ich lebenslang an einen Ort gesetzt, wo sie nicht Sonne noch Mond beschienen hätte. Ins Hannöversche wäre ich mit meiner Armée gegangen und hätte alles sengen und brennen [lassen], bis ich Euch wieder bekommen, und hätte mich [durch] nichts davon abhalten lassen, sollte ich auch mein Leben, Land und Leute sacrificieret haben. Sehet, das sind die Früchte Eures unbesonnenen und gottlosen Verfahrens. Und da ich Euch sonsten in allerhand Krieges- und Civil-Kommissionen wollen employieren, wie dürfet Ihr Euch nun nach einer solchen Action vor meinen Offiziers und übrigen Bedienten weisen? Das Einzige, was dieses reparieren kann, ist, daß Ihr in allen Occasionen mit Hintansetzung Eures Blutes suchet, diese Faute zu reparieren"; worauf der Kronprinz sich wehmütig zu Sr. K. M. Füßen warf und bat, ihn auf die härteste Probe zu setzen, und wollte er alles ausstehen, Sr. K. M. Gnade und Estime wiederzugewinnen.

Darauf S. K. M. ihn frugen: „Hast Du Katten verführet, oder er Dich?"

Worauf der Kronprinz, ohne hesitieren, antwortete: „Ich habe ihn verführet."

[1] Kammerherr von Montolieu.
[2] Prinzessin Wilhelmine.

Digitized by Google

Worauf S. K. M. replicierten: „Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit gesaget.“ Und wie er ferner continuierte: Wie ihm das Leben von Küstrin gefiele? Ob er noch so eine Aversion vor Wusterhausen hätte und seinen Sterbekittel, wie er ihn genannt, zu tragen? Es könnte sein, daß ihm des Königs Compagnie nicht anstünde; es wäre wahr, er, der König, hätte keine

französische Manieren, könnte auch keine bons mots auf die [Petit-]maîtres-Manier hervorbringen, welches er für die größten Bärenheutereien hielte. Er wäre ein teutscher Fürst und würde [als solcher] leben und sterben. Er möchte nun sagen, was er mit seiner Caprice und opinâtren Herzen gewonnen, da er alles das gehasset, was der König geliebet, und wann der König einen distinguiert, so hätte er ihn meprisieret. Wenn ein Offizier wäre in Arrest gekommen, hätte er ihn beklaget und sich seiner angenommen. Seine rechten Freunde, und die es ehrlich mit ihm meineten, — [wobei] S. K. M. die Gnade hatten, mich und den Obrist v. Derschau anzusehen, — hätte er gehaßt und verläumdet; diejenigen, die ihn flattiret und in seinem bösen Vorhaben gestärket, hätte er caressiret. Er sähe nun die Früchte davon, indem neulich in Preußen und seit etlicher Zeit in Berlin keiner nach ihm gefraget, ob er in der Welt wäre oder nicht, und wenn nicht einer oder der andere wäre aus Küstrin gekommen und [hätte] erzählt, daß er mit dem Ballon spielte und französische Haarbeutel trüge, so hätte man nicht gewußt, ob er lebete oder tot wäre.

Hernach kamen S. M. auf seine Principia von der Religion und zeigten ihme aufs allerbündigste, was für horrible Suiten aus dem absoluto decreto, darinnen man Gott zu einen Urheber der Sünde mache, und daß Christus

Digitized by Google

nicht für alle Menschen gestorben sei, entspringen[1]. Worauf der Kronprinz dann hoch und teuer versicherte, daß er nunmehr ganz Sr. M. christlichen und orthodoxen Meinung beistimmete, worauf S. K. M. ihn väterlich und beweglich ermahneten, daß, wann bei ihme gottlose und gegen seine Pflicht gegen Gott, dem König und dem Vaterlande streitende Gedanken sich äußerten, sollte er alsobald auf seine Knie fallen und Jesum Christum inbrünstig bitten, ihn durch Hülfe des Heiligen Geistes von solchem bösen Vornehmen zu entledigen und auf besserem Wege zu bringen. Und wenn es von Herzen ginge, würde ihn Jesus, der alle Menschen wolle selig haben, nicht unerhöret lassen; worauf S. K. M. ihm das Vergangene, in Hoffnung besserer Aufführung, gänzlich vergaben, welches der Kronprinz mit der größten Gemütsbewegung annahm, des Königes Füße küssete und viele Tränen vergoß.

Und da S. K. M. in eine andere Kammer gingen, folgete ihm der Kronprinz, und da es die Gelegenheit gab, von Sr. K. M. Geburtstag zu reden, so ließ der Kronprinz, sich zu des Königs Füßen werfend, solche innerliche Freude merken, daß ihn S. K. M. zuletzt umarmeten und embrassirten. Und da S. K. M. sich in den Wagen setzten, küssete der Kronprinz Sr. K. M. in présence vieler hundert Menschen die Füße, und S. K. M. umarmeten ihn und sagten, daß, weil Sie glaubten, daß seine Reue aufrichtig wäre, wollten Sie nun auch weiter vor ihn sorgen, welches denn den Kronprinzen in eine solche Freude setzte, die man mit keiner Feder exprimieren kann; worauf S. K. M. wegfuhren und sich zu Wasser nach Sonnenburg begaben.

Hille[2]

(September 1731)

Ich hatte eine lange vertrauliche Unterhaltung mit dem Kronprinzen. Er sagte mir, Euer Exzellenz hätten in einem Brief an Herrn von Wolden[3] die Heirat mit der Prinzessin von Bevern[4] berührt. Er wäre damit einverstanden, obwohl die Prinzessin häßlich und dumm sei, vorausgesetzt, daß er durch Vermittlung der Kaiserin gute Bedingungen erlangen könnte. Unter anderem

[1] Vgl. dafür S. 4ff.

[2] Christoph Werner Hille, Direktor der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin, an der Friedrich seit Ende November 1730 als Auskultator arbeitete. Nach Hilles Bericht an General von Grumbkow (vgl. S. 9) vom 30. September 1731 (abgedruckt bei Förster. „Friedrich Wilhelm I.", Bd. 3, S. 62 f.; Potsdam 1835).

[3] Friedrichs Hofmarschall (vgl. S. 9).

[4] Seit Herbst 1729 schwebten bereits die Verhandlungen des preußischen mit dem Braunschweiger Hofe über Friedrichs Vermählung mit Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, einer Nichte der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Kaiser Karls VI. Seit Juni 1731 war Friedrich unterrichtet, daß sie in engere Wahl gezogen sei. Auf Befehl des Königs erfolgte am 10. März 1732 die Verlobung, am 12. Juni 1733 die Vermählung.

Digitized by Google

wünschte er, Herrn von Keyserlingk[1] um sich zu haben, und bat mich, Euer Exzellenz ein Wort darüber zu schreiben.

Ich fragte ihn: „Wenn die Prinzessin häßlich und dumm ist, werden Sie sie dann lieben und wirklich mit ihr leben können?"

„Nein, sicher nicht", entgegnete er.

„Und was werden Sie dann tun?"

„Ich werde sie sitzen lassen," antwortete er, „sobald ich mein eigener Herr bin. Man muß es mir nachsehen, daß ich mich aus der Klemme ziehe, so gut ich kann."

Hierauf erwiderte ich, er könne sicher sein, daß weder Euer Exzellenz noch ich noch irgendein Ehrenmann so etwas mitmachen werde. Es könnte nur Unheil daraus entstehen, wenn er etwa glaube, daß eine unglückliche Ehe keine Folgen hätte und daß es nichts Schlimmes sei, die eheliche Treue zu verletzen. Auch hieße es sich mutwillig neuen Verdruß zuziehen, wenn er auch nur den Schein erwecke, als wolle er Herrn von Keyserlingk um sich haben. Ich kennte diesen zwar nicht, hätte aber gehört, daß sein Charakter nicht derart wäre, daß der König einen Verkehr mit ihm für besonders erbaulich hielte. Im übrigen fände ich seine jetzige Lage erträglich genug, um die Entscheidung des Königs abzuwarten, und diese könne, soweit es sich beurteilen ließe, nur günstig und zu seinem Besten ausfallen. Allerdings ginge es langsam, da der König wolle, daß alles von ihm kommt, und man ihm nur mit großer Geschicklichkeit etwas beibringen könne. In dieser Hinsicht schrieb der Kronprinz Ihnen die Verabschiedung des Generals Gersdorff zu und sprach die Hoffnung aus, dessen Regiment zu erhalten. Trifft dies ein, so wünscht er, im Tausch mit Schwerin ein Bataillon in Frankfurt und eins in Küstrin zu bekommen[2], sich abwechselnd in beiden Garnisonen aufzuhalten und nebenbei, dem König zu Gefallen, seine Tätigkeit an der Kammer fortzusetzen. „Wer weiß," sagte er, „ob dies nicht wesentlich dazu beiträgt, seine Einwilligung zu erhalten."

Darob geriet er in eine Art von Verzückung, malte sich im Geist sein Leben aus und sagte mir, wie er sich kleiden würde, nämlich stets in Uniform, aber mit sehr prächtigen Überröcken. Ich brachte ihn nun auf seine Vergnügungen, und er äußerte sich sehr offenherzig in folgender Weise:

„Ich versichere Ihnen — aber sagen Sie's nicht weiter —, mein schönstes Vergnügen ist die Lektüre. Ich liebe die Musik, aber weit mehr das Tanzen. Die Jagd hasse ich, aber ich reite sehr gern. Wäre ich mein eigener Herr, ich

[1] Freiherr Dietrich von Keyserlingk (1698—1745), Friedrichs Freund, von ihm „Cäsarion" genannt, war vor dem Fluchtversuch bereits sein Stallmeister gewesen; er kehrte erst im März 1736 in seine Umgebung zurück, wurde nach Friedrichs Thronbesteigung Oberst und Generaladjutant. Vgl. die „den Manen Cäsarions" gewidmete Elegie in den Ges. Werken, Bd. X, S. 83ff.

[2] An Stelle des Generalleutnants David Gottlieb von Gersdorff erhielt Generalmajor Georg Volrath von Kröcher das Regiment. Dessen Garnison war Spandau, während das Regiment des Generalleutnants Kurt Christoph von Schwerin in Frankfurt a. O., Fürstenwalde, Züllichau, Krossen und Müncheberg lag.

Digitized by Google

triebe dies alles, wie ich gerade Lust hätte, aber einen guten Teil meiner Zeit würde ich meinen Geschäften widmen, die wahrlich keine ‚Anschläge'[1] sein würden; denn darin würde ich mich auf Sie verlassen. Außerdem würde ich dafür sorgen, daß meine Tafel sauber und mit feinen Gerichten besetzt ist, aber ohne Verschwendung. Ich würde mir gute Musiker halten, aber wenig, doch dürften sie nie bei Tisch spielen, denn die Musik ist meine Erholung, und beim Essen würde sie mich stören. Ich würde allein und öffentlich zu Mittag speisen[2], aber abends würde ich meine Freunde um mich sehen und sie gut bewirten."

Graf Schulenburg[3]

(Oktober 1731)

Ich fand den Kronprinzen gewachsen; er hatte ein gesundes, fröhliches Aussehen. Er war sehr freundlich zu mir, erkundigte sich nach dem Wiener Leben und fragte mich, ob ich mich gut unterhalten hätte. Ich sagte ihm, welches der Anlaß meiner Reise gewesen sei. Ich wäre daher mehr den Geschäften als den Vergnügungen der großen Welt nachgegangen, und so hätte es nicht an Abwechslung gefehlt.

Er sprach lange mit Frau von Wreech, die ihm nicht gleichgültig zu sein scheint, und sie war auch tatsächlich sehr schön, ihr Teint wie Lilien und Rosen.

Als man zu Tisch ging, bat er mich, neben ihm Platz zu nehmen. Das Gespräch kam u. a. auf die Mätresse des Kurfürsten von der Pfalz[4], eine Taxis. Er sagte: „Ich möchte wohl wissen, was der gute Alte mit einer Mätresse anfängt." Ich entgegnete, das sei jetzt so Mode geworden. Die Fürsten hielten sich nicht mehr für Fürsten, wenn sie keine Mätresse hätten. Ich wunderte mich nur, wie leicht die Frauen sich dazu hergäben, da sie oft die schlimmsten Schicksalsschläge erführen, wie das Beispiel der Grävenitz zeigte[5].

Die Rede kam dann auf andere Dinge, und ich suchte stets die Moral daraus zu ziehen. Unter anderem sagte er, er liebte die große Gesellschaft und es machte ihm viel Vergnügen, die lächerlichen Züge der Menschen zu beobachten. Das, sagte ich, sei vorzüglich, wenn man es sich zunutze mache. Geschähe es aber

[1] Wirtschafts- und Pachtanschläge. [2] Nach dem Brauch am französischen Hofe.

[3] Graf Adolf Friedrich von der Schulenburg (1685—1741), Generalmajor und Chef eines Kavallerieregiments in Landsberg an der Warthe. Nach einem Bericht an General von Grumbkow (vgl. S. 9) vom 4. Oktober 1731 (abgedruckt bei Förster, Friedrich Wilhelm I., Bd. 3, S. 65ff.). Der Schauplatz des Gespräches ist in Cammin bei Küstrin, einer Besitzung der Schwiegermutter des Obersten von Wreech, zu dessen Gemahlin, Luise Eleonore, der Kronprinz eine leidenschaftliche Neigung faßte. Vgl. seine Gedichte, die er an sie richtete, in den Ges. Werken, Bd. X, S. 4ff.

[4] Kurfürst Karl Philipp (1661—1742).

[5] Christiane Wilhelmine von Grävenitz, die Geliebte des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg (1676—1733), wurde 1731 gefangengesetzt und dann außer Landes gebracht.

Digitized by Google

nur, um sich zu unterhalten, so tauge es nicht viel; lieber sollte man versuchen, das Lächerliche an der eigenen Person zu entdecken. Es folgten dann noch andere Gespräche, deren Wiedergabe langweilig wäre.

Als wir aufstanden, sagte Wolden[1] zu mir: „Sie haben gut daran getan, ihm Moral zu predigen."

Gleich nach der Tafel trat er ans Fenster und rief mich zu sich. „Haben Sie nichts davon gehört, was aus mir werden soll?" fragte er mich.

„Man sagt," antwortete ich, „daß Sie zur Hochzeit[2] nach Berlin kommen werden; was danach wird, weiß ich nicht. Sie haben ja aber Freunde, die für Sie sorgen werden. Grumbkow hat mir gesagt, er wolle versuchen, den König zu veranlassen, daß er Ihnen ein Regiment gibt, damit Sie eine Beschäftigung haben." Das schien ihm Freude zu machen. Zugleich erlaubte ich mir, ihm zu sagen: „Königliche Hoheit, Ihr Wohl und Wehe liegt jetzt in Ihrer Hand."

„Wieso?" fragte er.

„Wenn Sie sich gut führen," antwortete ich, „wird der König Ihre Wünsche erfüllen; aber das muß unbedingt der Anfang sein."

Er entgegnete: „Ich tue nichts, was dem König mißfallen könnte."

Ich antwortete: „Es ist zwar noch zu früh dazu, aber ich rede von der Zukunft. Als erstes empfehle ich Ihnen Gottesfurcht. Wer ein Christ zu werden versucht, lernt alle Übel ertragen und wird Herr seiner Leidenschaften. Wie jedermann sagt, haben Sie die Gesinnung eines Ehrenmannes, das ist der Anfang, aber ohne Gottesfurcht ersticken die Leidenschaften auch die schönsten Vorsätze. Sie müssen versuchen, ein makelloses Leben zu führen, und sich vor allem hüten, sich mit den Frauen abzugeben, sonst werden diese kleinen Freuden tausend Leiden nach sich ziehen. Sie kennen den König, Ihren Vater, und dürfen nicht glauben, daß Sie den kleinsten Schritt tun können, ohne daß er davon erfährt. Sieht er, daß Sie auf Abwege geraten, so wird er Sie bessern wollen. Es wird dahin kommen, daß er Sie wieder zu sich nimmt, und das wird Ihnen nicht sehr angenehm sein, oder er wird Ihnen anderswie tausendfachen Verdruß bereiten, und Sie dürfen sich nicht einmal darüber beklagen. Ich will gar nicht die Saite berühren, daß Sie sich Ihre Gesundheit ruinieren und daß der Mensch sich aus diesem Schlamm nicht wieder emporrichten kann, wenn er einmal drinsteckt, ganz abgesehen von all dem Verdruß, den solche Freuden nach sich ziehen."

Er antwortete, er sei jung und nicht Herr über diese Dinge. Gott sei gnädig, und es seien nur kleine Fehltritte. Was den König beträfe, so hätte er nichts von ihm zu besorgen, es sei denn, daß er etwas gegen ihn oder den Staat unternähme . . .

[1] Vgl. S. 9.

[2] Am 20. November 1731 fand die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth statt.

Digitized by Google

Im weiteren Verlauf des Gesprächs erklärte der Prinz, er fürchte nichts so sehr, als immer wieder in der Nähe des Königs zu sein. Ich entgegnete, wenn das geschähe, müsse er sich mit Geduld wappnen, und da der liebe Gott ihm Verstand verliehen, solle er ihn brauchen. Ich wäre überzeugt, wenn er sich Mühe gäbe, könne er wohl die Gunst des Königs, seines Vaters, erwerben. Er möge in erster Linie daran denken, daß er nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen zu blindem Gehorsam verpflichtet sei. Käme dann noch der gute Wille hinzu, so werde er alles erreichen können, falls er sich die Mühe dazu gäbe. Er machte tausend Einwendungen, aber ich sagte ihm, er käme mir vor wie ein Mensch, der kein Handwerk erlernen wolle, da er daran verzweifle, je ein großer Meister zu werden. „Gewiß", sagte ich, „werden Sie es nie erreichen, wenn Sie nie den Anfang machen. Aber wenn Sie auch nur einen kleinen Grad der Vollkommenheit erreichen und so wenig Verdruß als möglich haben wollen, dann müssen Sie Ihr Leben danach einrichten. Dafür gibt es keine bessere Regel als folgende: Des Morgens beim Aufstehen teilen Sie sich Ihren Tag ein und befolgen Ihren Plan Punkt für Punkt; dann werden Sie sehen, daß es Ihnen schließlich keine Mühe mehr kostet."

Er sprach dann von der Heirat mit der Prinzessin von Mecklenburg[1] und fragte mich, ob ich etwas davon gehört hätte. Ich sagte, in Wien wäre öffentlich davon gesprochen worden, doch hielte ich die Sache für phantastisch, da ganz Europa sich gegen eine Verbindung zweier so mächtiger Staaten auflehnen werde. Außerdem schiene mir die Sache in weiter Ferne zu liegen; denn die Zarin sei noch jung, und wenn sie stürbe, wäre es noch sehr fraglich, ob sie die Prinzessin zur Nachfolgerin ernennen werde. Auch wenn man dessen sicher sei, könne man nicht wissen, ob das Volk damit zufrieden wäre. Und schließlich: „Würden Sie Ihren Glauben wechseln?" Er verneinte es. „Oder würden Sie auf die Erbfolge in Preußen verzichten?"

„Nein," sagte er, „so dumm bin ich nicht." Dann setzte er hinzu: „Wenn der Kaiser uns so gewogen ist, soll er mir seine zweite Tochter[2] geben." Ich erwiderte, das wäre doch nicht sein Ernst.

„Warum nicht?" fragte er. „Wenn er mir ein paar Herzogtümer als Mitgift gibt?"

„Das", entgegnete ich, „wird er nie tun. Denn tut er es einmal, so bricht er die Pragmatische Sanktion und gibt dem König von Polen und dem Kurfürsten von Bayern ein leichtes Spiel[3]. Außerdem müßten Sie dann Ihren Glauben wechseln."

[1] Elisabeth Katharina Christiane von Mecklenburg-Schwerin (1718—1746), Enkelin des Zaren Iwan V. und Nichte der Zarin Anna Iwanowna (1693—1740), dann unter dem Namen Anna zur griechischen Kirche übergetreten, 1739 vermählt mit Prinz Anton Ulrich von Braunschweig 1740/41 Regentin von Rußland.

[2] Erzherzogin Maria Anna (1718—1744) vermählte sich mit Prinz Karl von Lothringen.

[3] Die Pragmatische Sanktion vom 19. April 1713 setzte die Erbfolge der Töchter Kaiser Karls VI.

Digitized by Google

Tafelrunde des Königs
Holzschnitt von Menzel

Digitized by Google

„O, das täte ich nicht", entgegnete er.

„Aber," fuhr ich fort, „da Sie soviel vom Heiraten reden, glaube ich daß Sie es selbst wünschen."

„Nein", entgegnete er. „Aber wenn der König durchaus will, daß ich heirate, so will ich gehorchen. Danach lasse ich meine Frau sitzen und gehe meiner Wege."

Ich hielt ihm vor, er möchte doch bedenken, daß dies erstens gegen Gottes Gebot sei, denn es stehe ausdrücklich geschrieben, daß die Ehebrecher das Reich Gottes nicht erben werden. Es verstoße aber auch gegen Treu und Glauben; denn wenn man vor Gott und vor so vielen Ehrenmännern etwas verspricht, wollen Sie dies Gelöbnis dann leichtfertig brechen?

„Kurz und gut," sagte er, „ich würde ihr die gleiche Freiheit lassen."

„Ich glaube," entgegnete ich, „daß Sie zuviel Ehrgefühl haben, um einen solchen Schimpf zu dulden."

Er antwortete jedoch wie ein junger Mensch, der nicht weiß, wie er sich aus der Klemme herausziehen soll: „Lieber würde ich gar nicht heiraten. Ich spreche aber nur von dem Fall, daß ich zum Heiraten gezwungen würde. Dann würde ich derart handeln."

Ich wandte ein, daß der König dann unfehlbar für seine Frau Partei nehmen würde.

Er antwortete: „Ich würde schon dafür sorgen, daß sie sich nicht zu beklagen wagt."

Ich erkannte, daß er nur deshalb heiraten will, weil er dann mehr Freiheit zu haben hofft. Wenn er erst die Ellbogen frei hat, wird er sicherlich Seitensprünge machen. Er sagte mehrfach: „Ich bin jung, ich will das Leben genießen."

Nach dieser Unterhaltung, die ziemlich lange dauerte, plauderte er mit der Wreech, aber nicht lange, und gegen 5 Uhr brach er auf ...

Er sprach auch beiläufig von seiner Gefangenschaft. Ich sagte: „Man hat Sie sehr bedauert, aber Sie müssen gestehen, daß Sie sich schwer vergangen haben."

Er sagte: „Hätte der König mich nach Italien geschickt, so wäre das alles nicht geschehen."

Ich entgegnete: „Aber wenn Sie dort gewesen wären, hätte es Mühe gemacht, Sie wieder heimzubringen."

„Nein," versetzte er, „ich versichere Ihnen, ich wäre umgekehrt, sobald der König es befohlen hätte."

Ich sagte: „Ich hätte gezittert, Sie zu begleiten. Rochow[1] kann Ihnen wiederholen, was ich ihm darüber gesagt habe."

und die Unteilbarkeit der österreichisch-ungarischen Monarchie fest und befestigte damit die Erbansprüche der Töchter Josephs I., des älteren Bruders von Karl, die mit dem nachmaligen König August III. von Polen und Kurfürst Karl Albert von Bayern vermählt waren.

[1] Oberstleutnant Friedrich Wilhelm von Rochow war 1729 dem Prinzen als militärischer Begleiter zugeteilt worden.

Digitized by Google

Er begann zu lachen und sagte: „Ich wünschte nur, wir hätten die Reise zusammen gemacht.“ ...

Am Ende unserer Unterredung sagte ich zu ihm: „Ich sage Ihnen das alles aus dem einzigen Grunde, um Sie auf den rechten Weg zu bringen, und ich versichere Ihnen, daß ich aus ehrlichem Herzen gesprochen habe. Wer Ihnen etwas anderes sagt, verfolgt nicht Ihr Bestes, sondern das eigene.“

Digitized by Google

Graf Manteuffel[1]

(Juli 1736)

Auf einem großen Souper beim Kronprinzen hat Manteuffel mit diesem eine vertrauliche Unterhaltung. Friedrich überhäuft ihn mit allen erdenklichen Schmeicheleien, nimmt ihn nach der Tafel beiseite und gibt ihm alle möglichen vertraulichen Aufschlüsse über sich selbst, seine Stellung, seine Eltern, Geschwister usw.

Mit seinem Vater ist der Kronprinz andauernd sehr unzufrieden; denn er macht ihm das Leben so schwer und gibt ihm nicht genug, um standesgemäß und nach seinem Geschmack leben zu können. Der Kronprinz hat Manteuffel offen gestanden, er habe an manchen Tagen keinen Taler in der Tasche und überdies, von den laufenden Ausgaben abgesehen, eine Reihe außergewöhnlicher Aufwendungen, so 500 bis 600 Taler jährlich für kleine Geschenke, um die Dienerschaft in der Umgebung seines Vaters für sich zu gewinnen. Bei dieser Notwendigkeit ist er gezwungen, Schulden zu machen. Wie er jedoch sagt, hat er in Preußen keine Schulden, sondern nur im Ausland. Der Grund dafür ist recht ungewöhnlich. „Bleibe ich am Leben," sagte er, „so bezahle ich diese Leute eines Tages auf Heller und Pfennig; sterbe ich jedoch, so habe ich die Genugtuung, daß die Überlebenden, die meinen Tod sicher nicht bedauern werden, die Schulden bezahlen müssen, und da werden sie wider Willen höchst aufrichtige Tränen vergießen. Ich werde also von Leuten betrauert werden, die mir sonst keine Träne nachweinten usw."

Der Königin erweist er die Gerechtigkeit, daß sie ihre Kinder würdig erzieht, soweit der König sie ihr überläßt, und daß sie alles Erdenkliche tut, um ihm, dem Kronprinzen, gefällig zu sein.

Von seinem Bruder August Wilhelm sagt er, er habe ein gutes Herz und viel gesunden Verstand, und es ließe sich etwas Rechtes aus ihm machen, wenn er noch in gute Hände käme. Doch hätte er durch die schlechte Erziehung, die ihm zuteil werde, Manieren wie ein Bauer bekommen, und man könne ihn daher nicht ohne Mitgefühl ansehen. Geht es noch vier bis fünf Jahre so weiter mit ihm, so fürchtet der Kronprinz, daß seine schlechten Manieren

[1] Graf Ernst Christoph Manteuffel (1679—1749), früher kursächsischer Minister, lebte seit 1730 in Berlin, wo er sich mit wissenschaftlichen und philosophischen Studien beschäftigte. Im Laufe des Jahres 1735 war er dem Kronprinzen nähergetreten, mit dem er einen regen mündlichen und schriftlichen Verkehr unterhielt, wobei er die Rolle eines Mentors spielte. Das obige Gespräch nach einer Aufzeichnung des österreichischen Vertreters Baron Seckendorff in Berlin („Journal secret du baron de Seckendorff", S. 144ff.; Tübingen 1811).

Digitized by Google

ihm zur zweiten Natur werden und daß er zum richtigen Flegel wird, was sich später nicht mehr ändern läßt.

Von seinen beiden jüngeren Brüdern Heinrich und Ferdinand hat er eine noch schlechtere Meinung; denn er behauptet, sie hätten kein so gutes Herz wie August Wilhelm und würden daher infolge ihrer schlechten Erziehung um so leichter auf die schiefe Bahn kommen. Besonders von Ferdinand sagte er, er habe alle schlechten Eigenschaften des Vaters, und wenn seine große kindliche Lebhaftigkeit, die er vom Vater geerbt hat, dahin ist, wird er das schlimmste von den Kindern des Königs werden.

Von seinen Schwestern gibt der Kronprinz der Markgräfin von Baireuth[1] wegen ihres gediegenen Geistes den Vorzug. Er sagt von ihr: „Die hört das Gras wachsen und weiß besser Bescheid, als man glaubt.“ Er steht mit ihr in dauerndem Briefwechsel über literarische Fragen. Die Markgräfin nimmt zum Spaß die Partei des Philosophen Descartes und der Prinz die Partei Wolffs[2]. Dem Grafen Manteuffel hat er versprochen, ihm diesen Briefwechsel zu geben.

Auch die Herzogin von Wolfenbüttel[3] schätzt er sehr wegen ihrer Munterkeit und ihres Mutterwitzes. Er sagt: „Sie ist ein wahrer Hanswurst, und ihr Mutwille kommt auch in ihren Briefen zum Ausdruck.“

Über die Prinzessin Sophie[4] urteilt der Kronprinz, daß sie das beste Herz von der Welt und viel gesunden Verstand hat. Doch fürchtet er, daß ihr Gatte, der Markgraf von Schwedt, sie verderben wird; denn ihn hält er für den größten Narren und Lumpen im ganzen Lande.

Für den Herzog von Wolfenbüttel hat der Kronprinz ehrliche Hochachtung. Von ihm sagt er, er sei bildsamer Ton, aus dem sich alles kneten lasse. „Er ist zwar kein großer Geist,“ fuhr er fort, „aber ein Fürst, der alles andere als ein böser Mensch ist und sein gutes Herz dadurch bewiesen hat, daß er sein Benehmen in keiner Weise änderte, als das Blatt sich wandte und er regierender Herzog wurde.“ Den Markgrafen von Baireuth stellt er niedriger als den Herzog von Wolfenbüttel. Von den anderen Prinzessinnen war diesmal nicht die Rede.

Nach all diesen vertraulichen Mitteilungen nahm Manteuffel sich heraus, ihm zu sagen: „Nur auf etwas müßten Euer Königliche Hoheit mehr Wert legen, nämlich ein Kind zu bekommen: das würde Ihre jetzige Stellung verbessern und Ihnen in Zukunft viel Ärger ersparen. Denn wenn man sieht, daß Sie keine Nachkommen haben, wird man Ihren Bruder August Wilhelm verheiraten, und dann werden die Ränke und Kabalen nicht ausbleiben.“

[1] Prinzessin Wilhelmine, seit 1731 vermählt mit Erbprinz Friedrich von Baireuth (seit 1735 regierender Markgraf).

[2] In einer Erörterung über die Frage nach dem Dasein Gottes im Dezember 1735

[3] Prinzessin Charlotte, seit 1733 vermählt mit Prinz Karl von Braunschweig-Bevern (seit 1735 regierender Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel).

[4] Prinzessin Sophie, vermählt seit 1734 mit dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, dem sogenannten „tollen Markgrafen“.

Digitized by Google

Der Prinz gab das alles zu. „Aber", sagte er, „ich kann meine Frau[1] nicht mit Leidenschaft lieben, und so liebe ich sie mehr pflichtmäßig als aus Neigung."

Manteuffel: „Leidenschaft ist dazu wohl nicht immer nötig; denn wie viele Kinder kommen zur Welt, ohne daß die Eltern sich lieben. Mir scheint also, daß Euer Königliche Hoheit nicht genug Gewicht darauf legen; denn sonst müßten Sie unfehlbar Nachkommen haben, da ich überzeugt bin, daß die Prinzessin schön ist und durchaus imstande, Kinder zu bekommen."

„Das ist richtig, sie ist sehr hübsch; aber ich bin nie in sie verliebt gewesen. Trotzdem müßte ich der verworfenste Mensch sein, wenn ich sie nicht wirklich

hochschätzte; denn erstens ist sie von sehr sanfter Gemütsart, zweitens so willfährig wie denkbar, und drittens tut sie mir alles zu Gefallen. Sie kommt mir sogar in allem entgegen, was mir nach ihrer Meinung Freude machen kann. Sie kann sich deshalb auch nicht beklagen, daß ich sie vernachlässige. Ich weiß also wirklich nicht, woran es liegt, daß ich kein Kind habe."

Manteuffel: „Euer Königliche Hoheit widmen sich ihr vielleicht nicht genug..."

Kronprinz: „Da haben Sie vielleicht recht. Aber hier in Berlin bin ich stets unruhig und verängstigt, sehe mich jederzeit angefahren und mißtrauisch beobachtet. Doch wenn ich erst aus Ostpreußen zurück bin[2], lasse ich mich mit meiner Frau in Rheinsberg nieder; da kann ich in Muße als guter Ehemann leben. Und ich verspreche Ihnen, Ihren Rat zu beherzigen."

Darauf machte der Prinz dem Grafen Manteuffel eine Beschreibung von Rheinsberg, das ein bezaubernder Ort sei, und von der ruhigen Lebensweise,

[1] Prinzessin Elisabeth Christine (vgl. S. 12 Anm. 4).

[2] Friedrich begleitete im Juli/August den König auf der Revuereise nach Ostpreußen.

Digitized by Google

die er dort führe. Er verbrächte seine Zeit mit Lesen, Schreiben und Musik und legte nur in letzterer sich Beschränkung auf, weil Manteuffel ihm ins Gewissen geredet hat, es würde seine Lungen angreifen, wenn er so viel wie früher die Flöte bliese. Er hat den König eingeladen, ihn nach seiner Rückkehr aus Ostpreußen zu besuchen, und Se. Maj. hat zugesagt[1]. Der Prinz hat sich auch bereits ausgedacht, womit er ihn bei seinem dreitägigen Aufenthalt unterhalten will, nämlich: am ersten Tag Jagd, am zweiten Fischfang, am dritten Vogelschießen. Der Prinz verfolgt mit dieser Einladung den Zweck, eine Erhöhung seines Einkommens zu erreichen.

Als sie über Derschau[2] sprachen, konnte er seine Verachtung für diesen nicht verbergen. Er hält ihn für den größten Lumpen und Spitzbuben auf der Welt, einen Menschen, der von jedermann Geld nimmt und jedermann hereinlegt. Darum hat er den glühenden Wunsch, daß Derschau bald ein Regiment bekommt, dadurch aus der Umgebung des Königs verschwindet und durch Alexander Wartensleben[3] ersetzt wird. Denn von Hacke[4] sagt der Kronprinz, er ist ein guter Kerl, und wenn er etwas falsch macht, geschieht es mehr aus Dummheit als aus Bosheit.

Als der Prinz sich nach Suhms[5] und Manteuffels eigener Stellung erkundigte, sagte ihm dieser, daß der Warschauer Hof sie beide schlecht behandle. Da rief er, gen Himmel blickend: „Ach, warum kann ich nicht, wie ich will, dann hätten solche Klagen ein Ende!“ Der Prinz zeigte dem Grafen Manteuffel ein kleines Geschenk, das er ihm zugedacht hat. Es ist ein goldener Stockknopf, den er eigens bestellt hat. Er stellt den Kopf des Sokrates dar und trägt eine Inschrift von französischen Versen, die der Prinz selbst gemacht hat. Dieser Einfall ist für Manteuffel höchst schmeichelhaft; denn der Prinz stellt in diesen Versen den Alcibiades dar, und Manteuffel ist Sokrates.

[1] Der Besuch erfolgte in den Tagen vom 4. bis 6. September.
[2] Vgl. S. 9.
[3] Graf Leopold Alexander Wartensleben, Leutnant im Regiment des Königs. Er stand dem Kronprinzen besonders nahe.
[4] Hans Christoph Friedrich von Hacke, Hauptmann und Flügeladjutant.
[5] Vgl. S. 1.

Digitized by Google

Der junge König

Ansprache an die Generale[1]

(1. Juni 1740)

Ich weiß, welch schweren Verlust Sie erlitten haben; Sie kennen den meinigen. Sie haben einen König und Herrn verloren, den Sie, ich zweifle nicht daran, ebenso geliebt haben, wie er Sie liebte; ich verliere in ihm noch einen Vater. Wir müssen suchen, uns über diesen gemeinsamen, unersetzlichen Verlust zu trösten, ich in der Hoffnung, daß Sie mir beistehen werden, die schöne Armee zu erhalten, die Sie meinem Vater haben bilden helfen, Sie in der Zuversicht — ich verspreche es Ihnen —, in mir einen Herrn zu finden, der Sie nicht weniger liebt als der Verstorbene, der sich mit Vergnügen erinnert, Ihr Kamerad gewesen zu sein, und der den Diensten, die Sie ihm leisten werden, die gebührende Anerkennung nicht versagen wird. Tragen Sie daher unablässig Sorge um die Schönheit und Tüchtigkeit meiner Truppen. Doch behalten Sie hierbei stets zwei Dinge im Auge: das eine, daß ich sie noch lieber gut als schön sehen möchte, und das zweite, sie sollen mein Land beschützen, nicht es verderben. Denn, meine Herren — und das lassen Sie

[1] Nach einem Bericht des Grafen Manteuffel (vgl. S. 19), mitgeteilt von Troeger in der Schrift: „Aus den Anfängen der Regierung Friedrichs des Großen", S. 13f. (Berlin 1901).

Digitized by Google

sich ein für allemal gesagt sein —, gegen einige von Ihnen, ich weiß ihre Namen, liegen Klagen über Härte, Habsucht, Übermut und andere eines Führers unwürdige Eigenschaften vor. Sorgen Sie dafür, daß ich es vergessen darf. Und nun noch eins, meine Herren, seien Sie dessen stets eingedenk: Es ist die Pflicht eines guten Soldaten, ebensowohl menschlich und vernünftig zu sein als unerschrocken und brav. Ich ermahne Sie als Ihr König, danach zu handeln, ich rate es Ihnen als aufrichtiger Freund, ich bitte Sie darum als treuer Kamerad.

Ansprache an die Minister[1]

(2. Juni 1740)

Als die Minister sich versammelt hatten, erschien Se. Majestät und hielt ihnen eine wohlgesetzte Rede. Er sagte, er hätte sie kommen lassen, um ihren Eid entgegenzunehmen. Er hielte diese Zeremonie zwar für überflüssig, weil ein rechtschaffener Mann stets seine Pflicht täte, auch wenn er nicht geschworen hat, sie zu tun, und weil ein Bösewicht sich auch durch zehn Eide nicht abhalten ließe, gegen seine Pflicht zu verstoßen. Trotzdem wollte er diese Förmlichkeit mit ihnen erledigen, nicht weil er ihnen mißtraute, sondern um dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Brauche zu folgen. Er sei überzeugt, daß sie seinem Vater treu gedient hätten und auch ihm die Treue halten würden, aber auf etwas müsse er sie aufmerksam machen. „Sie haben", sagte er, „bisher einen Unterschied gemacht zwischen den Interessen des Königs und denen des Landes; Sie haben es für Ihre Pflicht gehalten, nur jene mit Eifer zu vertreten, ohne an diese zu denken. Ich tadle Sie darum nicht; denn ich weiß, daß der verstorbene König seine Gründe hatte, es zuzulassen; aber ich habe andere Grundsätze darüber. Ich glaube, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist und daß ich kein Interesse haben kann, das dem des Landes entgegenstände. Darum machen Sie diesen Unterschied nicht mehr und lassen Sie sich ein für allemal gesagt sein: Ich sehe mein Interesse nur in dem, was zur Erleichterung des Loses meines Volkes und zu seinem Glück beitragen kann."

[1] Nach einem Bericht des Grafen Manteuffel (vgl. S. 19) vom 3. Juni 1740, mitgeteilt von L. von Ranke: „Zwölf Bücher preußischer Geschichte", Bd. 3/4, S. 279 Anm. (Leipzig 1874).

Digitized by Google

Die Reise nach Straßburg[1]

(23.—25. August 1740)

Ich war, erzählt der Marquis de Valfons, in dem berühmten Gasthof „Zum Raben" in Straßburg und spielte mit Frau von Schönberg, die sich auf der Rückkehr von Paris nach Sachsen befand, wo sie Güter besaß . . .

Drei Fremde aus Deutschland wurden gemeldet; der eine nannte sich Graf Dufour. Er trat sehr höflich näher und sagte: „Gnädige Frau, ich habe zwar nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein, kenne aber Ihren Namen zu gut, um Ihnen nicht meine Huldigung darzubringen. Ich komme aus Böhmen und traf in Nürnberg diese Herren, mit denen ich weitergereist bin."

Frau von Schönberg erwiderte seine Höflichkeiten und bat, Platz zu nehmen. Wir unterbrachen das Spiel und begannen zu plaudern. Graf Dufour sprach geistvoll und lebhaft und mit einer Gewandtheit im französischen Ausdruck, die nichts von einem Ausländer verriet. Er nieste, und sofort sprangen seine beiden Begleiter diensteifrig und sehr respektvoll auf. Er mußte lächeln und winkte ihnen, sich wieder zu setzen. Das gab mir zu denken, und ich wurde in meinen Fragen zurückhaltender. Kurz darauf kam Teutsch, der Besitzer des Gasthofes, hinter mir vorbei und sagte zu mir:

„Herr Marquis, der Graf Dufour ist der Kronprinz von Preußen, der mit zwei Höflingen inkognito reist."

Nun begriff ich das Rätsel des respektvollen Benehmens seiner Begleiter. Der Graf bat mich, mit ihm zu speisen. Ich war schon von Frau von Schönberg eingeladen, und diese schlug ihm sehr höflich vor, das Essen zusammen einzunehmen. Ich fragte ihn nun, ob er sich Straßburg ansehen wollte, bot mich als Führer an und lud ihn zum nächsten Tag zum Essen ein, was er auch annahm.

Bei der Ankunft hatte er sich erkundigen lassen, ob nicht noch ein paar Offiziere der Garnison im Café wären. Der Zufall wollte, daß Coincy und

[1] Nach einem Besuche bei seinen Schwestern in Baireuth und Ansbach hatte der König auf dem Wege nach Wesel einen Abstecher nach Straßburg gemacht. Er reiste inkognito unter dem Namen eines Grafen Dufour, begleitet von seinem Bruder Prinz August Wilhelm, der sich Graf Schaffgotsch nannte, dem Obersten und Generaladjutanten Graf Leopold Alexander von Wartensleben, der sich für einen sächsischen Edelmann Baron von Seiffertitz ausgab, und seinem Freunde, dem Grafen Francesco Algarotti (1712—1764). Außer seinem eigenen Berichte, halb in Versen, halb in Prosa (vgl. Ges. Werke, Bd. X, S. 66ff.), liegen noch Schilderungen zweier Augenzeugen vor, des Gouverneurs von Straßburg, Marschall Graf Franz Maria von Broglie (1671—1745), und des Hauptmanns im Regiment Piemont Charles de Mathei Marquis de Valfons. Die obige Darstellung nach den „Souvenirs du marquis de Valfons", S. 50ff. (Paris 1860), und nach Broglies Bericht vom 26. August 1740 (gedruckt in den „Archives de la Bastille", Bd. XII, S. 195ff.; Paris 1881).

Digitized by Google

zwei andere, die ziemlich lange gespeist hatten, noch Kaffee tranken. Sie glaubten, irgendein Ankömmling suche Anknüpfung. Etwas angeheitert, nahmen sie die Einladung auf gut Glück an und folgten dem Aufwärter, der sie zu Frau von Schönberg führte. Hier trafen sie mich zu ihrer großen Überraschung. Graf Dufour stand auf, verabschiedete sich von Frau von Schönberg und sagte zu den Herren: „Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit und bitte Sie, sie vollzumachen, indem Sie mit mir zu Abend essen."

Ich folgte ihm bis zur Treppe und sagte zu Coincy: „Seien Sie vorsichtig! Der angebliche Graf Dufour soll der Kronprinz von Preußen sein."

Das Abendessen verlief heiter. Der Graf fragte Coincy immerfort aus, denn dieser war als Major besser in der Lage zu antworten als die anderen. Nach der Mahlzeit verabredete man, am nächsten Tage die Wache aufziehen zu sehen und dann die beiden Bataillone Piemont zu besichtigen, um sie bis aufs Hemd zu mustern.

Am 24. August erstatteten die Offiziere mir Meldung, so berichtet Marschall Broglie. An diesem Tage kamen Prinz August Wilhelm, Wartensleben[1] und Algarotti zu mir ... Der angebliche Graf Dufour erschien nicht, ließ sich aber durch Herrn von Wartensleben als unpäßlich entschuldigen. Ich lud die drei anderen zum Mittag ein, wie es bei vornehmen Fremden Brauch ist ... Nach der Mahlzeit gingen sie ins Theater, wo Graf Dufour sie treffen wollte.

Nach der Rückkehr aus dem Theater schickte ich einen Major vom Regiment Piemont in den „Raben", um herauszubekommen, wer der Graf Dufour und der sächsische Edelmann wären[2]; denn ich wußte nicht, ob es Leute von Rang oder Abenteurer wären, was hier sehr häufig vorkommt. Vom Wirt war nichts anderes zu erfahren, als daß er ihm gesagt hatte, er solle ihn aufs beste bewirten. Weder er noch seine Dienstboten durften das Zimmer betreten; vor der Tür standen zwei Heiducken, und er ließ sich von seinen eigenen Leuten bedienen. Es waren ihrer ein Dutzend von verschiedenem Rang, da sie an verschiedenen Tischen aßen; sie sagten nur Ja und Nein und sprachen unter sich preußisch (sic).

Der Graf Dufour sah mit den drei anderen Herren die Wache aufziehen, stieg dann auf die Plattform des Münsters und kehrte in seinen Gasthof zurück.

Ein Straßburger Bürger, dessen Neffe zu den großen Grenadieren gepreßt worden war, und der den König von Preußen in Berlin gesehen hatte, warf sich ihm zu Füßen und bat ihn um Gnade für seinen Neffen. Der König entgegnete, er mache sich wohl über ihn lustig; er sei kein König. Der Bürger erwiderte, er kenne ihn wohl, und zum Beweis zog er aus der Tasche eine der Medaillen, die bei seiner Krönung unter die Menge geworfen worden waren, und die er aufgehoben hatte. Der König sah sich erkannt und gewährte ihm die

[1] Von Broglie Herr von Weinheim genannt.

[2] Prinz August Wilhelm und Algarotti waren in einem anderen Gasthof abgestiegen.

Digitized by Google

Gnade, gebot ihm aber, niemandem zu sagen, wer er sei. Aus Angst vor Strafe ging der Bürger sofort zum Kommandanten von Straßburg, Baron de Trélans, der mich in Kenntnis setzte.

Ich fand das Benehmen der Herren schleierhaft und begann zu glauben, daß es sich um einen jüngeren Prinzen aus dem preußischen Königshause handle. Ich schickte also zwei preußische Soldaten hin, die nach ihrer Versicherung den König sehr gut kannten. Nachdem sie ihn gesehen, erklärten mir beide, daß sie ihn völlig wiedererkannten.

Fast gleichzeitig kam Herr von Wartensleben, überbrachte mir die Komplimente des Grafen Dufour und sagte mir, er wäre bisher unpäßlich gewesen, würde aber nicht verfehlen, mich im Laufe des Tages aufzusuchen ... Ich erklärte ihm, es hätte keinen Zweck, daß der Herr Graf Dufour sich noch weiter in sein Inkognito hüllte; ich wüßte, daß er der König von Preußen sei; der Bürger, der ihn um Freilassung seines Neffen gebeten, und die beiden preußischen Soldaten hätten ihn sämtlich erkannt. Wollte der König von Preußen inkognito bleiben, so würde ich ihn gewiß nicht verraten; er hätte nur zu befehlen. Ich wäre bereit, ihm alle schuldigen Ehren zu erweisen, und erwartete seine Befehle. Ich bemerkte, daß ich Herrn von Wartensleben sehr in Verlegenheit gesetzt hatte, aber er wollte nicht zugeben, daß es der König von Preußen sei, und kehrte in den „Raben" zurück, um Bericht zu erstatten. Kurz darauf erschien Algarotti und teilte mir im Auftrage des Grafen Dufour mit, dieser sei allerdings aus dem Hause Brandenburg, aber nicht der König. Er bäte mich, ohne Rücksicht auf seinen Rang ihn als Privatmann zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags zu empfangen. Ich entgegnete, ich hätte ihm schon selbst meine Aufwartung gemacht, wenn ich nicht befürchtet hätte, sein Mißfallen zu erregen, da ich gesehen hätte, daß er sein Inkognito wahren wollte.

Er erschien zur besprochenen Stunde mit den drei anderen Herren, und ich empfing ihn als Privatmann, wie er gewünscht hatte. Außer uns beiden waren nur seine drei Begleiter zugegen. Er sagte mir die unter Privatleuten üblichen Höflichkeiten; ich war sehr ehrerbietig und fragte ihn: „Wollen E. M. als König von Preußen oder als Graf Dufour behandelt werden?" Worauf er erwiderte, er sei nicht der König von Preußen, sondern nur das, was er mir durch Herrn Algarotti habe sagen lassen. Er freue sich sehr, mich zu sehen, hätte durch seinen verstorbenen Vater viel von mir gehört und wünschte, die Zitadelle zu besichtigen. Ich schickte zum Genieoffizier vom Platz, du Portail, der ihn hinführte. Auf der Esplanade sah er alle Pontons in Schuppen stehen und längs der Magazine alle Kanonen und Mörser, eine große Menge. Er sagte zu du Portail: „All dies Kriegsgerät gibt ein rechtes Bild von der Macht Ihres Königs." Und es ist tatsächlich imponierend. Ich lud ihn ins Theater in meine Loge ein, und er sagte zu. Ich wußte aber, daß die beiden Hauptleute vom Regiment Piemont, die er am Tage seiner Ankunft zum Souper eingeladen hatte, sich

Digitized by Google

verpflichtet gefühlt hatten, ihn wieder einzuladen, da sie ihn immer noch für den Grafen Dufour hielten, und er hatte es angenommen, um sich nicht zu verraten. Ich bat ihn also, mir die Ehre zu geben, bei mir zu speisen, und er sagte zu[1].

Während meiner Unterredung mit ihm — ich sprach ihn immer in der dritten Person an — lief durch die Stadt das Gerücht, der König von Preußen sei da, und eine große Menge von Offizieren, Bürgern und Bürgerfrauen strömte auf die Straßen und bis in mein Haus, um ihn zu sehen. So kam es, daß, als er mich verließ, das ganze Volk hinter seinem Wagen herlief und nicht von ihm wich. Infolgedessen ging er, statt ins Theater, direkt in seinen Gasthof. Hier angelangt, entschloß er sich, da er sein Geheimnis entdeckt sah, die Postpferde zu bestellen, um die er mich für den nächsten Morgen gebeten hatte, und sofort abzufahren. Die Reise ging über Landau, Köln und Wesel, wie ich von Algarotti erfuhr, den er sogleich zu mir schickte. Er ließ sich durch ihn bei mir sehr entschuldigen und bat, es ihm nicht zu verübeln, daß er nicht ins Theater und zum Souper bei mir käme, aber er sei entdeckt und könne sich nicht auf der Straße zeigen, ohne daß das ganze Volk hinter ihm herliefe.

[1] Der König hatte, wie Valfons erzählt, vorher bei ihm und seinen Kameraden mit dem Ausdruck des Bedauerns abgesagt und ihnen sechs Flaschen rosafarbenen Champagner, „sein gewöhnliches Getränk", geschickt, mit der Bitte, sie auf seine Gesundheit zu leeren.

Digitized by Google

Ansprache an die Offiziere der Berliner Garnison beim Aufbruch nach Schlesien[1]

(Dezember 1740)

Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, für den ich keine anderen Bundesgenossen habe als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und ich vertraue auf mein Glück. Bleiben Sie stets des Ruhmes eingedenk, den Ihre Vorfahren sich erwarben auf den Feldern von Warschau, von Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen[2]. Ihr Schicksal ruht in Ihren eigenen Händen; Auszeichnungen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie sie durch glänzende Taten verdienen. Aber ich brauche Sie nicht erst zum Ruhme anzufeuern. Er allein steht Ihnen vor Augen, nur er ist das würdige Ziel Ihres Strebens. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen die Bewunderung der Welt errungen haben. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unsere Siege werden darum nicht weniger ruhmvoll sein, da wir uns mit seinen braven Soldaten zu messen haben werden. Leben Sie wohl! Brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhmes, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde.

Voltaire und Podewils[3]

(September 1743)

Podewils erzählt, daß ihn der König am 1. September, abends 5 Uhr, nach seiner Ankunft in Charlottenburg empfangen und zunächst über die politische Stellung der Generalstaaten befragt habe.

„Sagen Sie mir aufrichtig," fuhr der König fort, „was denkt man von mir in Holland?"

[1] Vgl. Oeuvres, Bd. II, S. 63. [2] Im Winter 1678/79.

[3] Voltaire, Franz Arouet de (1694—1778), französischer Schriftsteller und Freund König Friedrichs, der seit 1736 mit ihm in Briefwechsel stand. Die erste Begegnung hatte im September 1740 in Schloß Moyland bei Cleve stattgefunden; im November 1740 weilte Voltaire zum erstenmal als Gast am preußischen Hofe. Auf erneute Einladung traf er am 30. August 1743 in Berlin ein, dieses Mal mit dem Auftrage seiner Regierung, die Geheimnisse der Politik Friedrichs auszukundschaften. Die Reise dorthin hatte er mit dem preußischen Gesandten in Holland, Graf Otto Christoph von Podewils, dem Neffen des Kabinettsministers Graf Heinrich Podewils, gemeinsam gemacht. Die obige Schilderung nach Podewils' Berichten an seinen Oheim vom 2. und 7. September 1743 in den „Nachträgen zu dem Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Maupertuis und Voltaire", hrsg. von Droysen, Caussy und Volz, S. 90ff. (Leipzig 1917).

Digitized by Google

Ich antwortete, ich könnte Sr. Maj. nicht verhehlen, daß er äußerst gefürchtet sei und daß man ihm zutraue, die ausschweifendsten Pläne zu fassen und auszuführen.

„Worauf gründet sich diese Meinung?“ fragte der König.

Ich entgegnete, die Generalstaaten hätten den Einmarsch in Schlesien nicht vergessen, der sie äußerst erschreckt hätte.

„O,“ erwiderte er lachend, „um den Preis möchte ich sie noch einmal in Schrecken versetzen.“

Ich legte ihm nun dar, daß die Holländer namentlich seine Ansprüche auf Geldern[1] fürchteten, und er antwortete mir, darüber könnten sie sich beruhigen. „Wenn es eine Macht auf Erden gibt,“ fuhr er fort, „mit der ich in Frieden

[1] Als Rechtsnachfolger der Herzöge von Cleve besaß der König Ansprüche auf die Provinz Geldersland.

Digitized by Google

leben möchte, so ist es Holland, denn was kann ich mir von den Leuten holen? Sie können ihnen in dieser Hinsicht die stärksten Versicherungen geben. Was sagt man von meinen Streitkräften?"

Ich antwortete, Marteville[1] hätte geschrieben, der König wollte sie auf 150 000 Mann bringen.

„Ist dieser Marteville ein Schuft oder ein Dummkopf?" fragte der König.

Ich entgegnete, daß es nur aus Dummheit geschähe, wenn er tausend Armseligkeiten berichtete . . .

Ich betonte dann, ich müßte Voltaire die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den König im Haag als einen Fürsten geschildert hätte, der nur danach trachte, seine Untertanen glücklich zu machen und Künste wie Handel zur Blüte zu bringen. Diese Darstellung hätte um so mehr Eindruck gemacht, als man wüßte, daß der König ihn mit seinem Vertrauen beehrte . . .

Als Voltaires Ankunft gemeldet wurde, verließ mich der König und befahl mich zur Abendtafel. Kurz darauf kam er in den Garten hinunter, wo ich mit Voltaire auf und ab ging. Er begrüßte ihn sehr huldvoll und dankte ihm sehr für die Artigkeit, daß er um seinetwillen eine so weite Reise gemacht hätte. Er ging dann mit Voltaire allein durch den Garten und zeigte uns danach seine Gemächer und die Sammlung des verstorbenen Kardinals Polignac[2]. Hierauf fand ein kleines Konzert statt, bei dem der König selbst spielte. Bei der Abendtafel saßen ich und Voltaire ihm gegenüber. Er war sehr aufgeräumt und machte viele Scherze. Als wir Platz nahmen, sagte er lachend:

„Ich glaube, Sie haben in Holland viele Heringe gegessen, nicht wahr? Da müssen Sie gut gesalzen sein."

Er sprach viel mit Voltaire und auch mit mir, und ich erzählte ihm einige Abenteuer, die Voltaire unterwegs bestanden hatte. Kurz, der König war sehr aufgeräumt . . .

Am Abend (des 2. September) ließ mich der König nach Charlottenburg kommen. Da Voltaire wegen einer leichten Unpäßlichkeit nicht erscheinen konnte, ließ der König mich ihm gegenübersetzen, und ich durfte während der ganzen Mahlzeit mit ihm plaudern. Die Unterhaltung war sehr lustig, und zwar auf Kosten der armen Holländer. Er fragte mich gleich, was für ein Mann der Großpensionär[3] wäre und von welcher Herkunft. Ich sagte, er stammte aus Westfalen und aus sehr kleinen Verhältnissen; sein Großvater wäre Brauerknecht gewesen, in Holland zu Gelde gekommen und hätte seinen Sohn studieren lassen. Der wäre Advokat geworden und der jetzige Großpensionär desgleichen. Dieser hätte es dann zum Generalschatzmeister ge-

[1] Holländischer Geschäftsträger in Berlin.
[2] Die im Jahre 1742 vom König angekaufte Antikensammlung.
[3] Anton van der Heim (1693—1746), Großpensionär von Holland und Westfriesland.

Digitized by Google

bracht, und nach Slingelandts[1] Tod hätten die Generalstaaten, noch voller Schreck über Slingelandts Versuche, die Regierungsform zu ändern[2], Herrn van der Heim zum Großpensionär gewählt, dessen sanfte, republikanische und wenig unternehmende Sinnesart sie beruhigt hätte.

„Ach," sagte der König, „ich werde meine Küchenjungen künftig sanfter anfassen; denn Gott weiß, ob nicht einer mal Großpensionär wird. Aber mich deucht," setzte er hinzu, „der Herr van der Heim ist ein großer Dummkopf, nicht wahr?" Ich zauderte mit der Antwort. „Oh, oh!" fuhr er fort. „Sie wollen nur nicht mit der Sprache heraus, weil Sie in Holland Gesandter sind. Aber ich sage es frei heraus." Nachdem er noch ein paar verletzende Bosheiten über ihn losgelassen hatte, brachte er den Greffier[3] aufs Tapet und erkundigte sich nach ihm. Ich sagte, er sei schon über 80 Jahre alt und seit 60 Jahren im Staatsdienst. In seiner Jugend hätte er für ein großes Genie gegolten, und es gäbe einige sehr schöne Beweise dafür; jetzt aber ließe er etwas nach.

„Sagen Sie ihm von mir," erwiderte der König, „daß es recht töricht von ihm war, den Rat zu geben, holländische Truppen durch mein Gebiet marschieren zu lassen[4]. Was glauben Sie?" setzte er hinzu. „Wenn der Greffier jetzt hier wäre, würde er mit mir oder mit meinen Stallknechten essen?"

Ich entgegnete, daß mir die Entscheidung darüber nicht zustände. Darauf befragte mich der König eingehend über die Lebensweise in Holland und die Geselligkeit. „Ihre Damen", sagte er, „sind recht häßlich und nehmen es mit der Moral nicht sehr genau, nicht wahr?"

Ich antwortete, der Menschenschlag in Holland sei im allgemeinen recht schön und die Mädchen weit gefallsüchtiger als die Frauen. Ich flocht einige Anekdoten ein, um die Unterhaltung abzulenken, konnte indes nicht verhindern, daß er noch zahlreiche Bosheiten über die Holländer losließ. Wie ich gestehen muß, litt ich darunter, zumal fast 30 Personen an der Tafel waren und wenigstens ebensoviel Pagen und Lakaien ...

Nach der Mahlzeit zog mich der König in eine Fensternische und sprach dort noch über eine halbe Stunde mit mir. Unter anderem sagte er, ich solle versuchen, recht viele reiche Familien zur Übersiedlung in seinen Staat zu veranlassen. Ich erwiderte, ich hätte mir alle Mühe dazu gegeben, aber das ließe sich nicht erzwingen. Einige Leute von mäßigem Wohlstand hätten sich schon in Schlesien niedergelassen; alles hinge davon ab, was sie über ihre Aufnahme in die Heimat berichteten. Somit schiene es mir, daß man sie nicht schonend

[1] Simon van Slingelandt (1664—1736), seit 1727 Großpensionär.

[2] Durch Wiedereinführung der Statthalterschaft in Holland, die 1702 mit dem Aussterben der Hauptlinie der Oranier erloschen war. Erst 1747 wurde Prinz Wilhelm IV., der einer Nebenlinie angehörte, zum Erbstatthalter erhoben.

[3] Franz Fagel (1659—1749), Greffier der Generalstaaten.

[4] Durch Preußisch-Geldern zum Kriege gegen Frankreich.

Digitized by Google

genug behandeln könne; meine Pflicht zwänge mich, ihm zu sagen daß die zwangsweise Aushebung sie sehr abschreckte.

„Aber", sagte der König, „man zwingt doch die Söhne von reichen Bankiers nicht zum Dienen."

Ich entgegnete, sie befürchteten die Aushebung für ihre Dienstboten, ihre Verwandten oder andere Personen, die sie etwa mitbrächten. Ich hätte mein möglichstes getan, um sie in dieser Hinsicht zu beruhigen, und um sie noch mehr zu ermuntern, hätte ich mehrere Edikte des Königs zugunsten einwandernder Ausländer ins Holländische übersetzen und drucken lassen.

Ich sagte ihm auch, daß er in der Lage wäre, sich in Holland einen starken Anhang zu schaffen, wenn er die Friedenspartei unterstützte. Das brauchte nicht auf eine auffällige Weise zu geschehen; es genügte, sie unter der Hand zu unterstützen, um sie sich voll und ganz zu verbinden. Da seine Ansichten dem wahren Vorteil der Republik entsprächen, würde er über kurz oder lang die Oberhand gewinnen, und dann wäre es nicht gleichgültig, ob er ihr in ihrer Bedrängnis beigestanden hätte. Der König billigte meine Darlegung und befahl mir, demgemäß zu handeln . . .

Am nächsten Tage (3. September) war der König in Berlin und befahl mich zur Privattafel in seinem Zimmer. Er war sehr gut gelaunt und spottete viel über die Franzosen[1].

„Ich schwöre Ihnen," sagte er zu Voltaire, „wenn Ihre Minister mir gratis dienen wollten, ich dankte dafür."

Hierauf erzählte er, wie Broglie ihn in Straßburg aufgenommen hätte[2]. Dann kam er auf die österreichischen leichten Truppen.

„Ist's möglich," versetzte er, „daß Sie sich von den verworfensten Truppen schlagen ließen, die wir mit vollkommenster Mißachtung beehrten[3]! Aber wie haben Sie sich auch in Holland benommen! Sagen Sie mal, Podewils, wie hat sich Fénelon[4] entschuldigt, daß sein Hof es gewagt habe, ein paar Schanzen bei Dünkirchen aufzuwerfen?"

Er machte noch verschiedene, sehr saftige Ausfälle, unter anderen, daß 10 000 Deutsche unbedingt 30 000 Franzosen schlagen könnten. Voltaire fand jedoch Mittel und Wege, die Unterhaltung allmählich abzulenken, und Pöllnitz[5] brachte sie auf das Porträt, das Voltaire mir geschenkt hatte[6]. Der

[1] Der König war sowohl mit der politischen wie mit der militärischen Haltung der Franzosen, seiner Verbündeten, unzufrieden. Er schalt sie matt und schwächlich.

[2] Vgl. S. 25ff.

[3] Die französische Armee unter Broglie hatte 1742 kampflos erst Böhmen, dann 1743 auch Bayern geräumt.

[4] Der französische Gesandte im Haag.

[5] Baron Karl Ludwig von Pöllnitz (1690—1775), Oberkammerherr des Königs, der bekannte Memoirenschreiber.

[6] Zum Andenken an ihre gemeinschaftliche Reise nach Berlin

Digitized by Google

König sah sich den Ring an, und ich mußte ihm die Verse zitieren, die er zum Geleit geschrieben hatte. Voltaire sagte ihm, daß ich sie mit einem anderen Vierzeiler beantwortet hätte, der folgendermaßen lautet:

Mein Herz war dein, noch eh ich dich gekannt;
Ich wollte, daß es dir zu eigen blieb.
Kaum sah ich dich, als ich es nicht mehr fand,
Du hattest es mir schon geraubt, du Dieb.

Der König befahl mir, die Verse zu zitieren, und erwies mir die Gnade, sie hübsch zu finden.

Das Gespräch kam auf die Enthauptung des Generals Lewenhaupt[1]. Der König sagte zu Voltaire, Broglie hätte dies Schicksal mehr verdient als der schwedische General.

„Das wissen wir, Sire," entgegnete er, „aber Leuten, die keinen Kopf haben, schlagen wir ihn nicht ab."

Die Unterhaltung wandte sich auf das Leben des verstorbenen Kardinals Fleury[2]. Dabei entschlüpfte Voltaire eine Art Stegreifepigramm folgender Fassung:

Wie lachhaft dieses Paar von Herkulessen
Geendet ist, sei nicht vergessen:
Der eine von den beiden spann,
Der andre fing zu faseln an.

Der König behielt es und sagte zu Pöllnitz, er solle es aufschreiben, was dieser trotz Voltaires Bitten auch tat. Darauf verlangte Voltaire Papier und Tinte und schrieb aus dem Stegreif:

Warum, o Pöllnitz, mir die Lust verbittern?
Dein Geist ist fein, dein Griffel läßt mich zittern.

Man sprach dann von Vaterlandsliebe, und der König tat einen Ausspruch, der ihm viel Ehre macht. „Ich verstehe nicht," sagte er, „wie man ein Land mehr lieben kann als ein anderes. Allerdings," setzte er hinzu, „wenn ich mein Blut hergeben müßte, um das meine glücklich zu machen, ich vergösse es bis auf den letzten Tropfen." ...

Beim Nachtisch nahm die gute Laune des Königs noch zu. Er gab drei oder vier Tischgästen Devisen[3]; ich bekam eine, die einen Blasebalg darstellt. „Das ist für Ihr Gewerbe", lachte er.

Nach Aufhebung der Tafel befahl der König dem Freiherrn von Keyser-

[1] Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges gegen Rußland von 1741 war der schwedische General Lewenhaupt hingerichtet worden.

[2] Andreas Herkules von Fleury (1653—1743), Kardinal und Premierminister von Frankreich.

[3] In bedruckte Papierstreifen eingewickelte Bonbons.

Digitized by Google

lingt[1], uns das Opernhaus zu zeigen. Nach der Vorstellung kehrte er nach Charlottenburg zurück.

Vorgestern früh (5. September), als er wiederkam, sah er mich in seinem Vorzimmer, rief mich und sagte zu mir:

„Sie können jetzt nach Holland zurückkehren, wenn Sie das Nötige mit meinen Ministern vereinbart haben. Sorgen Sie dafür, daß ich dort respektiert werde, und seien Sie meiner Unterstützung sicher."

Katharina II. in Berlin[2]

(Januar 1744)

Nachdem ich einige Tage in Berlin verbracht hatte, war der König neugierig, mich zu sehen. Er ließ mich zur Tafel bitten, meine Eltern nahmen mich aber nicht mit. Als er sie ohne mich erscheinen sah, schickte er nochmals nach mir und wartete bis 3 Uhr mit dem Essen auf mich. Schließlich kam ich; er sprach mit mir, streichelte mich, lobte mich und ließ mir sagen, ich sollte auf der Redoute mit ihm essen. Am Abend ließ er mich neben ihm Platz nehmen, sprach immerfort mit mir, fragte mich nach tausend Dingen, sprach von Oper, Komödie, Versen, Tanz, was weiß ich noch, kurz von tausend Dingen, die man einem Mädchen von 14 Jahren erzählt. Anfangs war ich sehr schüchtern gegen ihn, aber allmählich taute ich auf, und schließlich sprachen wir sehr herzlich miteinander, so daß die ganze Gesellschaft große Augen machte, daß Seine Majestät sich mit einem Kinde unterhielt. Schließlich ging ich weiß nicht wer hinter uns vorbei; er rief ihn, und da er mir eine Schüssel mit Konfekt, die vor mir stand, reichte, nahm ich sie und bot sie ihm an. Er sagte zu mir: „Geben Sie sie dem da", und nannte seinen Namen, den ich aber vergessen habe. Dann wandte er sich zu ihm und sagte: „Empfangen Sie diese Gabe aus der Hand der Grazien." Ich errötete, und wir standen von Tisch auf. Nach ein paar Tagen verabschiedeten wir uns von ihm und verließen Berlin.

[1] Vgl. S. 13.

[2] Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst (1729—1796), die Tochter des preußischen Gouverneurs von Stettin, Fürst Christian August, war auf Empfehlung König Friedrichs von der Zarin Elisabeth zur Gemahlin des Thronfolgers, des nachmaligen Zaren Peter III., erkoren. Im Januar 1744 kam sie mit ihren Eltern auf der Reise nach Petersburg durch Berlin. Als Katharina II. bestieg sie 1762 den russischen Thron. Die obige Darstellung nach ihren von der russischen Akademie veröffentlichten „Denkwürdigkeiten", Bd. I, S. 446 (Petersburg 1907).

Digitized by Google

Der König in Dresden[1]

(18. Dezember 1745)

Am 18. Dezember mittags zog der König in Dresden ein — ein denkwürdiger Tag in den Annalen dieses Fürsten! Kaum im Palais Lubomirski abgestiegen, besuchte er die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, die hier geblieben waren. Er umarmte sie aufs herzlichste, sagte ihnen jede Sicherheit für ihre Person und ihren Besitz zu und stellte ihnen

[1] Nach der glücklichen Beendigung des böhmischen Feldzugs nach Berlin zurückgekehrt, erfuhr der König am 11. November 1745, daß die Österreicher und Sachsen einen Überfall der preußischen Winterquartiere und der Mark Brandenburg planten. Sofort war sein Entschluß gefaßt. Den Gegnern zuvorkommend, warf er sie mit wuchtigen Schlägen über den Haufen und hielt schon am 18. Dezember, drei Tage nach dem Siege bei Kesselsdorf, seinen Einzug in Dresden. Nachdem er dort am 25. mit Österreich und Sachsen Frieden geschlossen hatte, kehrte er am 27. nach Berlin zurück. Die obige Schilderung des ersten Tages seines Dresdener Aufenthalts nach Berichten des dortigen schwedischen Gesandten Gustav von Wulfwenstierna an seine Regierung vom 29. Januar, 5. und 28. Februar und 9. März 1746 Wulfwenstierna war es auch, dem König Friedrich die erste Nachricht über den gefährlichen Anschlag seiner Gegner verdankte. Vgl. Oef. Werke. Bd. 11. S. 245. 263f.

Digitized by Google

völlig frei, ihre Schweizer-Garde zu behalten oder sich der preußischen Truppen zu bedienen, die er ihnen ganz zur Verfügung stellte . . .

Den Truppen gab er den gemessenen Befehl, schärfste Disziplin zu halten und die Häuser des Königs von Polen[1] und seiner Minister, sowie der fremden Gesandten zu respektieren . . .

Die letzteren ließen sich erkundigen, wann sie ihm ihre Aufwartung machen dürften. Sie erhielten den Bescheid, daß er sie mit Vergnügen empfangen werde, und begaben sich zu ihm . . . Der König trat aus seinem Kabinett, mit der offenen Miene, die ihm so natürlich ist und die ihm alle Herzen im Fluge gewinnt. Dann fragte er, warum sie dem Hofe nicht gefolgt wären, worauf der französische Gesandte[2] entgegnete, er und die Gesandten von Spanien und Sizilien hätten dem König von Polen nicht in ein Land folgen wollen, das mit ihren Herrschern verfeindet sei. Die übrigen hätten die Befehle ihrer Höfe abgewartet, zumal der König von Polen ihnen freigestellt hätte, ihm zu folgen oder auf seine Rückkehr zu warten.

Ein besonderer Charakterzug des Königs setzt seine anderen hohen Tugenden ins hellste Licht. Ich habe ihn von Herrn von Bülow[3], den der König sofort rufen ließ, um mit ihm über die Geschäfte und die Verhandlungen zu sprechen, die er mit dem König von Polen anknüpfen wollte. Das Gespräch kam auf Berlin und Bülows dortige Freunde. Der König fragte, ob ihn der Tod seines Freundes Keyserlingk[4] nicht schwer getroffen hätte. Bülow erwiderte, er wisse, wie schmerzlich dieser Verlust für Se. Majestät und alle ehrlichen Leute sei, und dem König traten die Tränen in die Augen — echte Tränen, denn er wandte sich ab, um sie zu verbergen . . .

Sein Vorzimmer wimmelte von Prinzen, Generalen und Offizieren von Rang. Alles zeigte eine straffe militärische Regierung. Keine gold- und silberstrotzenden Kleider, sondern gediegene Einfachheit und eine Gleichförmigkeit, die die Einwohner von Dresden durch ihre Neuheit überraschte. Der König sprach alle an oder richtete huldvolle Worte an sie und umarmte mehrere Offiziere, die sich bei der letzten Schlacht oder schon früher seine besondere Zuneigung erworben hatten. Er schien mit ihnen all seinen Ruhm teilen zu wollen und wurde dem Eifer und dem Verdienst eines jeden gerecht. Bei der Natürlichkeit seines Auftretens konnte man glauben, daß er sich in seiner eigenen Hauptstadt befände.

Nichts verriet den Sieger, noch gar den Feind. Er sagte sogar zu allen, die er früher in Sachsen gesehen hatte, es täte ihm leid, daß er jetzt gezwungen sei, in ganz anderer Eigenschaft hier zu erscheinen, und er rief Gott zum Zeugen an, daß er an so vielem vergossenen Blut unschuldig sei. Er hätte nichts anderes

[1] Seit 1733 regierte August III.
[2] Marquis de Valgrenant.
[3] Friedrich Gotthard von Bülow, der bisherige sächsische Gesandte in Berlin.
[4] Keyserlingk (vgl. S. 13) war am 13. August 1745 gestorben.

Digitized by Google

verlangt und verlange auch jetzt nichts anderes als die Freundschaft des Königs von Polen, und er hoffe, daß dieser sie ihm nicht abschlagen würde, sobald er sich von den Vorstellungen losgemacht hätte, die ihm, seinen wahren Interessen zum Trotz, geflissentlich beigebracht wären. Alle Generale führten dieselbe Sprache und bedauerten, daß sie gegen die Sachsen hätten kämpfen müssen, die von alters her ihre Freunde und Verbündeten gewesen seien. Nichts von Siegerhochmut und Ruhmredigkeit . . .

Beim ersten Diner, das der König gab, war ich eingeladen, ebenso alle fremden Gesandten, die ihm ihre Aufwartung gemacht hatten. Die Tafel bestand aus 30 Gedecken von sächsischem Porzellan, das ihm die Stadt Dresden geschenkt hatte. Mit Ausnahme der Prinzen wurde bunte Reihe gemacht. Zur Rechten des Königs saß der Prinz von Preußen[1], zur Linken der Fürst von Dessau[2]. Der König bewies dem alten Kriegsmann besonderes Vertrauen und sprach häufig mit ihm. Aber auch jedem anderen der Tischgäste sagte er etwas Verbindliches, besonders den Fremden. Die, welche im Heere gedient hatten, fragte er, welchen Rang sie gehabt und welche Feldzüge sie mitgemacht hätten. Die übrigen fragte er nach ihrer früheren Tätigkeit und wie lange sie sich schon am Hofe befänden. Mit mir sprach er mehrfach über die guten Nachrichten, die er aus Schweden erwartete. Er freute sich mit dem ganzen schwedischen Volke auf das hohe Ereignis, das die Kronprinzessin dem Staate bereiten würde[3], und drückte seine Hochschätzung und Zuneigung für seine Schwester in der zartfühlendsten Weise aus. Dann rühmte er die schwedischen Freiwilligen, die in seinem Heere den Krieg in Böhmen mitgemacht hatten.

Derart spann sich die Unterhaltung während der ganzen Mahlzeit fort, und der König gab jedem Gelegenheit, sich daran zu beteiligen. Ja, durch feine und angemessene Scherze belebte er das Gespräch, das durch die ehrerbietige Zurückhaltung der Gäste sonst ernst geblieben wäre. Es würde mir schwer fallen, alle Geistesblitze wiederzugeben, mit denen der König die Unterhaltung würzte. Mir fällt unter anderem nur ein, daß der holländische Gesandte[4], ein geistvoller und verdienter Mann, dessen Erscheinung und Tonfall jedoch nicht sehr einnehmend waren, ein paar Scherze über Ginkel und Practorius[5] einstecken mußte. Der König bezeichnete diese Herren als „Generale der Reserve", da die Republik sie besoldete, ohne sie zu verwenden. Dann kam das Gespräch auf den Prinzen von Oranien[6], der gleichfalls kein Kommando führt. Der Gesandte

[1] Prinz August Wilhelm.

[2] Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Sieger von Kesselsdorf.

[3] Am 24. Januar 1746 wurde der nachmalige König Gustav III. von Schweden geboren, der älteste Sohn des Kronprinzen Adolf Friedrich und der Kronprinzessin Ulrike, der Schwester Friedrichs des Großen. [4] Calkoen.

[5] Der frühere holländische und dänische Gesandte in Berlin. Prätorius trat 1742 in holländische Kriegsdienste.

[6] Prinz Wilhelm IV., Statthalter von Friesland, seit 1747 Erbstatthalter (vgl. S. 32).

Digitized by Google

begründete es mit seiner Stellung als Statthalter, die er mit der eines Königs von England verglich. Der König erwiderte: „Ja, und besonders jetzt.“ Der Prätendent hatte nämlich gerade Erfolge gehabt[1].

Durch tausend derartige Reden blieb die Unterhaltung belebt, und die Zeit floß dahin, ohne daß man merkte, daß die Tafel über drei Stunden währte. Wenn man irgendwo nicht alt werden kann, so ist es zweifellos an seiner Tafel. Trotzdem liefen die Geschäfte weiter. Der König erhielt Meldungen, gab alle Augenblicke Befehle und ging mit erstaunlicher Leichtigkeit vom Ernst zum Scherz über. Er unterzeichnete bei Tafel mehrere Briefe und hatte kurz vorher einen an den englischen Gesandten[2] geschrieben, der der Beschleunigung des Friedenswerkes diente ...

Der König hatte mir bei Tafel gesagt, daß er mir Aufträge für die Frau Kronprinzessin zu geben hätte. Sein Adjutant lud mich ein, sie in seinem Kabinett entgegenzunehmen, wo der König mich sehr huldreich empfing. Er sprach u. a. von der politischen Lage und von den Schwierigkeiten, die seine Feinde einer Aussöhnung mit dem König von Polen bisher in den Weg gelegt hätten. In seiner bestrickenden Beredsamkeit verglich er Sachsen mit einem Kranken, der sich im kritischen Stadium eines Fiebers befände, wo nach dem Delirium die Vernunft allmählich zurückkehrte. Wie er sagte, gelangten manche Kranke schon am dritten Tage dahin, andere erst am siebenten, neunten, fünfzehnten oder einundzwanzigsten Tage der Krankheit. Leider befände sich Sachsen im letzteren Fall. Er hoffte aber, daß ihm die Augen über seinen wahren Vorteil aufgehen würden und daß es die Hand zu dem vorgeschlagenen Frieden und zur Versöhnung bieten werde.

Als der Kaffee gebracht wurde, ließ der König den Grafen Rothenburg[3] rufen und nahm ihn mit in sein Kabinett. Das Gespräch kam nun auf gerade eingelaufene Meldungen über die Feinde, die noch immer in großer Nähe von der Hauptstadt standen. Der König schien Lust zu haben, sie zurückzuwerfen, aber Rothenburg machte geltend, daß sie nicht lange dort stehen bleiben könnten, da es ihnen an Lebensmitteln fehle, und daß sie auch ohne Gewalt abziehen würden. Außerdem stünde der Vorteil, wenn man sie auf ihrem Rückzug bedrängte, nicht im Verhältnis zu den Strapazen, die seine Truppen ertragen müßten, wenn sie dem Feinde in einer so rauhen Jahreszeit nachsetzten. Der König billigte diese Gründe und beschloß, seinen Truppen die Ruhe zu gönnen, die sie so nötig hatten. Graf Rothenburg bemerkte hierauf, daß es Zeit wäre, wenn der König noch die Kasernen besuchen wolle, wie

[1] Der Prätendent Karl Eduard Stuart war in Schottland gelandet und bedrohte bereits London; am 27. April 1746 wurde er von dem Herzog von Cumberland bei Culloden besiegt und sein Heer vernichtet.

[2] Thomas Villiers.

[3] Generalleutnant Graf Rudolf Friedrich von Rothenburg, der Freund des Königs.

Digitized by Google

er beabsichtigt hätte. Hierauf verabschiedete er sich sehr huldvoll von mir und fuhr in seinem Wagen aus ...

Abends war Konzert in den Gemächern des Königs; dazu hatte er die besten Sänger und Künstler aus dem Orchester des Königs von Polen befohlen. Er hatte sogar gewünscht, daß an diesem Abend eine Oper gespielt würde, die kurz vor der Abreise des Königs von Polen aufgeführt worden war[1], aber die Vorstellung wurde auf Bitten der Darsteller auf den folgenden Tag verschoben. Als der König bei diesem Anlaß um die Erlaubnis gebeten wurde, daß seine Soldaten die Schlachtszene im dritten Akt der Oper darstellten, antwortete er, dazu könne man Schneider und Schuster nehmen; seine Soldaten seien keine Theaterpuppen und zu ganz anderen Dingen bestimmt.

Darget[2]

(24. Dezember 1745)

Heute ging ich zum König. Ich wurde erst um 1/2 6 Uhr vorgelassen und verließ ihn nach 7 Uhr. Er geruhte, auf die kleinsten Einzelheiten einzugehen, und sagte zunächst, Herr von Valory hätte sehr wohl daran getan, ihm den Brief des Königs nicht selbst zu bringen. Er wäre nicht auf eine solche Antwort gefaßt gewesen, die fast an Spott grenzte; denn Se. Majestät gäbe ihm keine Hoffnung und verwiese ihn auf sich selbst und sein Glück: er möge sich aus dieser schwierigen Lage befreien und einen geeigneten Entschluß fassen. Den hätte er auch gefaßt und schlösse mit Sachsen und der Königin von Ungarn Frieden[3]. Er hätte die Gefahr, in der er verschiedentlich geschwebt hätte, bis zur Neige ausgekostet und sei es nun satt, stets ein gewagtes Spiel zu spielen. Deshalb wolle er sich die Ruhe verschaffen, die er und sein Volk gleich nötig hätten. Für Frankreich würde es schwer gewesen sein, ihm in seinem Unglück zu helfen, und aus dem Briefe des Königs ginge hervor, daß dieser auch gar nicht die Absicht dazu gehabt hätte. Seine kriegerische Laufbahn sei beendet; er wolle sein Land nicht mehr den Launen Fortunas aussetzen, deren dauernde Gunst ihn stutzig mache und Rückschläge befürchten ließe. Seinem Ruhm wäre

[1] Die Oper „Arminio" von Hasse.

[2] Als der König im November 1745 ins Feld zog, um den Anschlägen der Österreicher und Sachsen zuvorzukommen (vgl. S. 36), wandte er sich an den mit ihm verbündeten Versailler Hof um „Hilfe mit Rat und Tat". Die verletzende, abschlägige Antwort, die Ludwig XV ihm erteilte, bildet den Gegenstand der obigen Unterredung Friedrichs mit Claude Etienne Darget, dem Sekretär des französischen Gesandten am Berliner Hofe, Marquis Valory, in Dresden, wo er seit dem 18. Dezember weilte. Vgl. Ges. Werke, Bd. II, S. 248, 265. Dargets Bericht nach dem Abdruck in den „Mémoires des négociations du marquis de Valory", Bd. I, S. 290 ff (Paris 1820).

[3] Der Friede wurde am 25. Dezember unterzeichnet.

Digitized by Google

Genüge getan, da er seine Feinde zwänge, ihn in ihrer Hauptstadt um Frieden zu bitten, noch dazu durch den Kanzler von Böhmen[1]. Er würde stets den Vorteil des Königs wahren und legte den höchsten Wert auf seine Freundschaft, wäre aber von ihm nicht in dem Maße unterstützt worden, daß er zufrieden sein könne. In Zukunft wolle er strikte Neutralität beobachten, so daß er in der Lage sei, seine Vermittlung[2] anzubieten und Friedensangebote von beiden Teilen zu übermitteln. Er erböte sich dazu und wäre entzückt, zum Frieden beitragen zu können; aber an diesem Entschluß halte er fest ...

Die Freundlichkeit des Königs ermutigte mich, ihm seine glänzende Lage vorzustellen und wie schön es sei, jetzt der Friedensbringer Europas zu werden, nachdem er der Held Deutschlands gewesen.

„Das gebe ich zu, lieber Darget," sagte er zu mir, „aber die Rolle ist zu gefährlich. Ein Rückschlag kann mich vernichten, und ich weiß noch zu gut, wie mir bei meiner letzten Abreise von Berlin zumute war, als daß ich mich von neuem in Gefahr stürzen möchte. Hätte ich Unglück gehabt, so wäre ich heute ein Herrscher ohne Thron, und meine Untertanen wären in der furchtbarsten Bedrängnis. Hier heißt es immer: Schach dem König. Ich berufe mich da auf Sie selbst, lieber Freund. Nein, ich will Ruhe haben."

Ich wandte ihm ein, das Haus Österreich würde nie ruhig mit ansehen, daß Schlesien in seiner Hand bliebe.

„Mögen die anderen tun, was sie wollen," sagte er, „die Zukunft ist der Menschheit verborgen. Mögen die anderen tun, was sie wollen. Ich habe meine Eroberung gemacht; mögen sie halten, was sie haben. Vor den Österreichern fürchte ich mich nicht, und das ist meine Antwort auf Ihre Vorhaltung, daß die Bürgschaften, die ich habe, gering seien. Sie fürchten mein Heer und bangen vor meinem Glück. Für die nächsten zwölf Jahre — und solange rechne ich noch zu leben — bin ich gewiß, daß sie Ruhe halten. Wie? Soll ich denn niemals zum Lebensgenuß kommen? Es liegt mehr wahre Größe darin, für das Glück meiner Untertanen zu wirken, als für die Ruhe Europas. Sachsen habe ich unschädlich gemacht. Es hat 14 3/4 Millionen Taler Schulden, und durch das Defensivbündnis, das ich mit ihm schließe[3], schaffe ich mir einen Verbündeten gegen Österreich. Ich werde in Zukunft keine Katze mehr angreifen, außer um mich zu verteidigen. (Das sind seine Worte.) Mein Ruhm und mein Vorteil bestimmten mich zu meinem ersten Kriege. Die bedrohte Kaiserwürde[4] und mein Eifer für Frankreich haben den zweiten veranlaßt; seitdem habe ich nur für mein eigenes Land gekämpft.

[1] Der Kanzler von Böhmen, Graf Friedrich Harrach, war Maria Theresias Unterhändler.
[2] Zwischen Frankreich und Österreich.
[3] Das erhoffte Bündnis kam nicht zustande.
[4] Die Erhaltung Karls VII., der mit Friedrichs Hilfe 1742 zum Römischen Kaiser erwählt worden war.

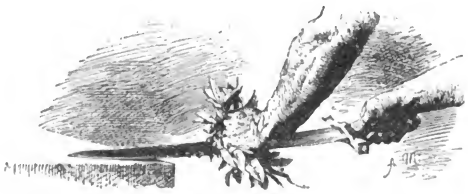
Digitized by Google

Nochmals: ich weiß, in welcher Notlage ich mich befunden habe; jetzt könnte ich den Prinzen Karl von Lothringen[1] vor Paris stehen sehen, ohne mich zu rühren."

„Und uns vor Wien", gab ich mit derselben Gleichgültigkeit zurück.

„Ja, und das schwöre ich Ihnen, Darget, ich will endlich mein Leben genießen. Wie kommen wir Menschen dazu, so große Pläne auszubrüten, die soviel Blut kosten? Wir wollen leben und leben lassen."

Den Rest der Unterhaltung bildeten allgemeine Gespräche über Literatur, Theater und andere Dinge.



La Mettrie[2]

(um 1750)

Zu Ende einer Abendtafel, als der König besonders aufgeräumt war, schraubte er La Mettrie auf mancherlei Art, und dieser antwortete allerlei, was dem Könige vielleicht weniger gefiel, als er sich's merken ließ. Das Gespräch ward zwischen beiden immer lebhafter. La Mettrie hatte etwas von Königen, Staat und Politik fallen lassen; der König ergriff ihn dabei und rief aus: „Hört, La Mettrie, Ihr seid ein Arzt und ein gewaltig gelehrter Mann

[1] Der Führer des österreichischen Heeres.

[2] Julien Offray de La Mettrie (1709—1751), französischer Arzt und Philosoph, der, wegen seiner Schriften von Kirche und Wissenschaft verfolgt, 1748 am preußischen Hofe eine Freistatt gefunden hatte. Er war ein wunderlicher Kauz, aber trotz aller Späße, die er mit ihm trieb, schätzte König Friedrich seine menschlichen Eigenschaften und verfaßte nach seinem Tode eine Gedächtnisrede auf ihn (vgl. Ges. Werke, Bd. VIII, S. 217 ff.). Das obige Gespräch ist nach einer Erzählung des Marquis d'Argens mitgeteilt von Nicolai, „Anekdoten von König Friedrich II.", Heft 6, S. 197 ff. (Berlin und Stettin 1792).

Digitized by Google

dazu, aber bleibt weg von der Politik, das ist nicht Euer Fach; bleibt bei dem, was Eure Sache ist. Da seht," sagte er halblaut und neigte sich vertraulich zu La Mettrie, „wir haben jetzt eben von so vielen feinen Ragouts und schönen Frikassees gegessen. Ihr wißt ja als ein erfahrener Arzt, was aus allen den Ragouts in wenigen Stunden wird. Nun sagt uns einmal, wie sich das alles so sehr verwandeln kann, und welchen Teil jedes Ragout an der Masse haben wird? Nun sagt hurtig her, Doktor!"

La Mettrie, mit angenommener ernsthafter Miene, antwortete schnell: „Potztausend, Sire, das ist auch ein politisches Geschäft! ich behaupte also, es schlägt ins Fach Eurer Majestät."

„Wie!" rief der König aus. „Ihr seid ein Narr! Ein politisches Geschäft? Es ist ein Geschäft des ... Ich behaupte, es schlägt in Euer Fach, und Ihr sollt es uns erklären. Redet also."

„Gut," sagte La Mettrie, „weil Euer Majestät es befehlen, so sage ich denn, unsere ganze Maschine ist ein Staat, wohlgeordnet oder übelgeordnet, nachdem es kommt. Zuerst, der Magen ist der König —"

Der König unterbrach ihn: „Da seht nun einmal den Narren an! Warum soll der Magen König sein?"

„Ich bitte um Verzeihung! Weil er alles bekommt — und weil er als ein guter König das wenigste für sich braucht, sondern das meiste weiter ausspendet, und wenn er nun dies gehörig tut und sonst ist, wie er sein soll, so befindet sich der ganze Staat vortrefflich. Die Arme und Füße sind der Militärstand, die verteidigen den Staat, indem sie entweder auf die Feinde schlagen oder sich zurückziehen. Im Gehirne sitzen die Gelehrten und die Philosophen. Das Gehirn denkt, wie Euer Majestät denken, aber das Gehirn wagt nur so weit zu denken, wie Seine allergnädigste Majestät, der Magen, ihm erlaubt. Denn geht es dieser Majestät schlecht, dann Lebewohl Denken! Im Gekröse sitzen die Handwerker und die Manufakturisten; da wird der Nahrungssaft bereitet, wovon alle Glieder leben."

„Nun," unterbrach ihn der König, „und die Därme? Kommt doch zur Sache, Doktor; was ist jene Masse?"

„Das ist der Schatz des Königs", sagte La Mettrie und suchte seinen Blick so ernsthaft zu machen als möglich.

„Nun," rief der König aus, „sieht man da nicht den Erznarren? Sagt doch, Doktor, ob ein Sinn in Eurem Geschwätze ist?"

„O ja," rief La Mettrie, „und ein sehr richtiger Sinn! Der Schatz ist der Überschuß dessen, wovon sich alle Bürger des Staates genährt haben. Ist die Verdauung nicht gut geschehen, zirkulieren die Säfte nicht so, wie sie sollen, so wird kein Teil gehörig ernährt. Alsdann kommt entweder nicht genug in den Schatz — dann leidet der Staat an Verstopfung. Oder es kommt zuviel zu demselben, was die arbeitende Klasse im Gekröse eigentlich hätte

Digitized by Google

haben sollen — dann leidet der Staat an Durchfall. Endlich, der Schatz wird angewendet, um die fruchttragenden Felder zu düngen, damit eine wohltätige Ernte entstehen möge, von welcher der Magen und sein ganzer Staat weiter leben können."

Kandidat Linsenbarth[1]

(Juli 1750)

Der König war auf dem Schloßplatze beim Exerzieren einer Soldaten. Als dieses vorbei war, ging er mit in den Garten und die Soldaten auseinander, vier Offiziere aber blieben auf dem Platze und spazierten auf und nieder. Ich wußte vor Angst nicht, was ich machen sollte, und holte die Papiere aus der Tasche; das war das Memorial, zwei Testimonia und ein gedruckter thüringischer Paß. Das sahen die Offiziere, kamen gerade auf mich zu und fragten, was ich da für Briefe hätte? Ich kommunizierte sie willig und gern, und da sie solche gelesen hatten, so sagten sie: „Wir wollen Ihm einen guten Rat geben. Der König ist heute exrtragnädig und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe Er ihm auf dem Fuß nach! Er wird glücklich sein."

Das wollte ich nicht tun, die Ehrfurcht war zu groß. Da griffen sie zu. Einer nahm mich beim rechten, der andere beim linken Arm, fort, fort in den Garten!

[1] Der Kandidat der Theologie Johann Christoph Linsenbarth aus Thüringen war am 20. Juni 1750 in Berlin eingetroffen, wo er durch Erteilung von Unterricht leben wollte. Bei der Visitierung seiner Sachen auf dem Packhof wurde ihm sein Geld, „400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen", als Konterbande beschlagnahmt, da die Einbringung fremder Scheidemünze verboten war. Nach vergeblicher Beschwerde beim Generaldirektorium wanderte er, wie man ihm riet, nach Potsdam, um sich an den König selbst zu wenden. Nach Linsenbarths Aufzeichnung (gedruckt bei Nödenbeck, „Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen" Bd. I, S. 463ff; Berlin 1836).

Digitized by Google

Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den König auf. Er war bei einem Gewächse mit den Gärtnern, bückte sich und hatte uns den Rücken zugewandt. Hier mußte ich stehen bleiben, und die Offiziere fingen an in der Stille zu kommandieren:

„Den Hut unter den linken Arm!"
„Den rechten Fuß vor!"
„Die Brust heraus!"
„Den Kopf in die Höh'!"
„Die Briefe aus der Tasche!"
„Mit der rechten Hand hochgehalten!"
„So steht!"

Sie gingen fort und sahen sich immer um, ob ich auch noch so würde stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie beliebten, ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie eine Mauer voller Furcht. Die Offiziere waren kaum aus dem Garten heraus, so richtete sich der König auf und sah die Maschine in ungewöhnlicher Positur dastehen. Er tat einen Blick auf mich, es war, als wenn mich die Sonne durchstrahlte, schickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er solche in die Hände bekam, ging er einen anderen Gang Ich sah ihn nicht mehr. Kurz darauf kam er wieder zurück zu dem Gewächs, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging gerade auf ihn zu. O! wie allerhuldreichst redete mich der große Monarch an:

„Lieber Thüringer, Er hat zu Berlin durch fleißiges Informieren der Kinder das Brot gesucht, so haben sie Ihm beim Visitieren seiner Sachen auf dem Packhofe sein mitgebrachtes Thüringer [Geld] weggenommen. Wahr ist es, die Batzen sollen mehr in meinem Lande nichts gelten, aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: Ihr seid ein Fremder und wisset das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln; gebt solchen wieder zurück nach Thüringen und lasset Euch andere Sorten schicken', aber nicht wegnehmen. Gebe Er sich zufrieden, Er soll sein Geld cum Interesse[1] zurückerhalten Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes Plaster, sie verschenken da nichts. Er ist ein fremder Mensch; ehe Er bekannt wird und Information bekommt, so ist das bißchen Geld verzehrt, was dann?"

Ich verstand die Sprache recht gut; die Ehrfurcht aber war zu groß, daß ich hätte sagen sollen: Ew. Majestät haben die allerhöchste Gnade und versorgen mich. Weil ich aber so einfältig war, um nichts bat, so wollte er mir auch nichts anbieten. Und so ging er dann von mir weg, war aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sah er sich um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen solle, und so ging denn das Examen an.

[1] d. h. mit Zinsen.

Digitized by Google

König. Wo hat Er studiert?

Ich. Ew. Majestät, in Jena.

König. In welchen Jahren?

Ich. Von 1716 bis 1720.

König. Unter welchem Prorektor ist Er inskribiert?

Ich. Unter dem Professor Theologiae Doctor Förtsch[1].

König. Was waren denn sonst noch für Professoren in der theologischen Fakultät?

Ich. Buddeus, Danz, Weißenborn[2], Wolff.

König. Hat Er denn auch fleißig Biblica gehört?

Ich. Beim Buddeo.

König. Das ist der, der mit Wolffen[3] soviel Krieg hatte?

Ich. Ja! Ew. Majestät. Es war —

König. Was hat Er denn sonst noch für nützliche Collegia gehört?

Ich. Thetica et Exegetica beim Dr. Förtsch, Hermeneutica et Polemica beim Dr. Walch[4], Hebraica beim Dr. Danz, Homiletica beim Dr. Weißenborn, Pastorale et Morale beim Dr. Buddeo.

König. Ging es denn zu Seiner Zeit noch so toll in Jena her wie ehedem, wo die Studenten ohne Unterlaß sich miteinander katzbalgten? daher der bekannte Vers kommt:

Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

Ich. Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode gekommen, und man kann anjetzt da sowohl als auf andern Universitäten ein stilles und geruhiges Leben führen, wenn man nur das die cur hic?[5] observiren will. Bei meinem Anzuge schafften die Durchlauchtigen Nutritores Academiae (Ernestinischer Linie)[6] die sogenannten Renommisten, die so viele Unruhe gemacht, aus dem Wege und ließen sie zu Eisenach auf die Wartburg in Verwahrung setzen; da haben sie gelernt, ruhig zu sein[7]."

[1] Michael Förtsch (1654—1724).

[2] Johann Franz Buddeus (1667—1729); Johann Andreas Danz (1654—1727); Jesaias Friedrich Weißenborn (1673—1750).

[3] Der berühmte Hallenser Philosoph Christian Wolff (1679—1754).

[4] Johann Georg Walch (1693—1775).

[5] Wörtlich: sage, warum du hier bist; in übertragener Bedeutung: Zweck deines Aufenthalts.

[6] Die sächsischen Herzogshäuser der Ernestinischen Linie waren die „Erhalter" der Universität Jena; das Kurhaus dagegen gehörte der Albertinischen Linie an.

[7] Ein Seitenstück zu dem bekannten komischen Heldengedicht „Der Renommist" (1744), in dem Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—1777) das wüste Treiben Raufbolds auf der Universität Jena schildert, bildet das von König Friedrich 1748 verfaßte Lustspiel „Die Schule der Welt", dessen Held der aus Halle heimkehrende junge Firlefanz ist (vgl. Oeuvres, Bd. IX. S. 279ff.).

Digitized by Google

Und ſo ſchlug die Glocke eins. „Nun muß ich fort," ſagte der König, „ſie warten auf die Suppe." Da wir aus dem Garten kamen, waren die Offiziere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatz; die gingen mit dem König ins Schloß hinein[1].

Revue in Oſtpreußen[2]

(Juni 1753)

Im Jahre 1753 kam der König nach den preußiſchen Provinzen und hielt die militäriſche Revue bei Kalthoff ab. Es war daſelbſt für ihn ein Salon erbaut, und Se. Majeſtät muſterten in demſelben alle jungen Edelleute vom Regimente Graf Dohna und von Below.

Als der König hereintrat, rief er: „Gott behüte, wie viele Junkers!" Er beſah nun zuerſt die vom Regimente Dohna, und als dieſe abgefertigt waren, mußten wir heraufrücken. Der älteſte unſerer Junker hieß Hoffmann.

„Die Familie iſt mir nicht bekannt!" ſagte der König.

Der General[3] ſprach nun ſehr viel zu des Junkers Lobe, und daß er bereits Kampagne getan habe.

„Das iſt ſehr ſchön!" rief der König und wandte ſich zu dem zweiten. „Wie heißt Er?"

„Schlippenbach, Majeſtät!"

„Iſt Er Graf?"

[1] Nachdem Linſenbarth von der königlichen Tafel geſpeiſt und darauf nach Berlin zurückgekehrt war, erhielt er auf dem Packhof ſein Geld in preußiſcher Münze wieder; obendrein wurde ihm ſeine Wirtshausrechnung bezahlt.

[2] Nach dem Tagebuch des Leutnants Karl von Hülſen. Vgl. H. v. Hülſen, „Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Altervaters", S. 29ff. (Berlin 1890).

[3] Generalmajor Lorenz Ludwig von Below.

Digitized by Google

„Nein, Majestät!“

Und zum dritten Junker: „Wie heißt Er?“

„Koreywo!“

„Wie?“

„Koreywo, Majestät!“

Ein sehr langgedehntes abermaliges: „Wie? Koreywo? Der Name will mir gar nicht in die Ohren!“ ließ sich seitens des Königs hören. Nun kam mein Bruder an die Reihe. Se. Majestät fragte auch nach seinem Namen, und ob er ein Verwandter vom Obrist Hülsen[1] sei, der Münchau kommandierte?

„Ja, Ihre Majestät!“

„Der ist ein braver Mann und mir sehr wert!“ sagte der König. Er ging nun die Reihe herunter und fragte jeden nach seinem Namen. Dann kam er auch zu mir. Ich war der sechzehnte Junker, den er ansprach.

„Wie heißt Er?“

„Hülsen, Majestät!“

„Ist Er auch ein Verwandter vom Obrist Hülsen bei Münchau?“

„Ja, Ihre Majestät! Er ist mein Onkel!“

„Das ist mir lieb! Sein Onkel ist ein braver Mann! Werde Er auch so!“ Als nun der König alle Junkers gesehen hatte, sagte er zum General: „Hat Er Abgang, Below?“

Der General antwortete, daß der Kapitän von Taubenheim invalide sei. Er wünsche, daß Se. Majestät die Gnade haben und ihn versorgen möchten.

„Was ist das für ein Mann?“ fragte der König „Ist er vernünftig?“

„Ja, Ihro Majestät, er ist ein kluger Mann.“

„Das ist mir sehr lieb!“ sagte der König. „Ich kann ihn jetzt gut versorgen. Ich mache ihn zum Kommandanten von Kosel, und er soll Oberstleutnant sein!“

Der General küßte dem König den Rock, und von Taubenheim ward gerufen. Sein Glück kann man sich denken.

„Hat Er noch mehr Abgang, Below?“

„Ja, Majestät, der Lieutenant von Aller bittet untertänigst um den Abschied. Er ist auch invalide.“

„Will er versorgt sein?“

„Nein, Ihre Majestät, er hat zu leben.“

„Nun gut. Ich akkordiere ihm den Abschied, Below! Ist das alles?“

„Ja, Majestät.“

Darauf ging der König auf den rechten Flügel und sagte zu Hoffmann: „Vor!“ (um ihn anzureden). Er ging dann an Schlippenbach und Koreywo vorbei und sagte zu meinem Bruder: „Vor! Er ist Offizier! Führ' Er sich gut auf!“ Dann ging er.

[1] Johann Dietrich von Hülsen, Oberst im Regiment Münchow.

Digitized by Google

Kaum aber, daß der König zur Türe hinausgetreten war, fiel dem General ein, daß er den invaliden Fähnrich von Kannacher vergessen hatte. Er lief also dem Könige nach und bat ihn um Vergebung.

Se. Majestät waren so gnädig zu sagen: „Das hat nichts zu bedeuten! Lasse Er nur die Junkers wieder antreten!" Während der Zeit, daß sich die jungen Leute, die sich schon ziemlich zerstreut hatten, nun wieder sammelten, fragte der König, was denn dem Fähnrich Kannacher fehle.

„Er hat die schwere Not!" erwiderte der General.

„Das ist ja schrecklich", sagte der König. „Ich mache ihn zum Kriegsrat bei der Gumbinnischen Kammer, und sage Er ihm, er solle sich um nichts kümmern und ruhig sein!" . . .

Als sich die Junker nun wieder rangiert hatten, trat der König nochmals hervor und sagte zum General von Below: „Wen will Er nun zum Offizier haben?" Ohne jedoch des Generals Antwort abzuwarten, ging er aber alsdann auf mich zu und frug mich: „Heißt Er nicht Hülsen?"

„Ja, Majestät!"

Der König wandte sich zum General um: „Wie ist dem jungen Menschen seine Konduite?"

Der Oberst von Trenck, der mich väterlich liebte, fiel dem General ins Wort: „Sehr gut, Majestät! Er ist ein Bruder von dem, den Ihro Majestät heute zum Offizier gemacht haben."

Der General von Below aber sagte: „Meine Junkers haben alle gute Konduite."

Da nahm der König ihn beim Arm und drehte ihn herum: „Was soll ich denn mit alle die Junkers machen?"

„Ihro Majestät, da habe ich drei Brüder, welche alle an einem Tage zum Regiment gekommen sind. Haben Sie doch die Gnade und machen einen davon zum Offizier oder versetzen Sie die anderen. Sie sind einander ja im Wege!"

„Nein!" sagte der König. „Setze ich sie in andere Regimenter, so werden sie ausgebissen. Ich muß Ihnen sagen, Below, ich habe die Hülsens gern in der Armee, sie schlagen gut ein." Dann trat der König auf mich zu. „Wie lange dient Er?"

„Drei Jahre, Majestät!"

„Oh!" rief der General, „ich bitte Ihro Majestät doch untertänigst, meinem Regimente den Tort nicht anzutun! Sehen Majestät einmal, wo der Hülsen steht! Alle die Junkers, die über ihm aufgestellt sind, haben schon drei bis vier Jahre länger gedient."

Der König lachte: „Nun, wen will Er denn zum Offizier haben?"

„Ich bitte Ihro Majestät untertänigst, den ältesten der drei Brüder dazu zu machen", sagte der General.

Digitized by Google

Während derselbe sprach, sah mich der König mit einem durchdringenden Blicke an. Mein Herz schlug so laut, daß ich es hören konnte ... Der König drehte sich endlich fort, ging langsam zu dem ältesten Junker, von Bronsart, und machte ihn zum Offizier.

De Catt[1]

(Juni 1755)

Im Jahre 1755 befand ich mich unterwegs zwischen Amsterdam und Utrecht. Ich ließ die vorbeikommende Treckschuite anhalten, um nach Utrecht zu fahren. Da ich nicht in die schon vermietete Kabine (Rouf) hineinkonnte, blieb ich auf dem Schiff mit den anderen Fahrgästen, und da das Wetter schön war, auf Deck. Nach einer Weile sah ich aus dem Rouf einen Mann in zimtfarbenem Rock mit goldenen Knöpfen und schwarzer Perücke herauskommen, dessen Gesicht und Anzug ziemlich stark mit spanischem Schnupftabak befleckt war.

Der Unbekannte musterte mich eine Weile, dann fragte er ohne weiteres: „Wer sind Sie, mein Herr?"

Dieser hochfahrende Ton eines Unbekannten, dessen äußere Erscheinung auf nichts Besonderes schließen ließ, verletzte mich, und ich blieb ihm die Antwort schuldig, worauf er stillschwieg. Nach einer Weile fuhr er in höflicherem Ton fort:

„Kommen Sie doch zu mir herein, Sie sind hier besser aufgehoben als draußen unter den Rauchern."

Diese höfliche Art söhnte mich wieder aus; die Eigenart des Fremden hatte meine Neugier erregt, und ich folgte ihm. Wir kamen ins Gespräch:

„Sehen Sie den Mann da," sagte er, „der in seinem Garten am Uferrand raucht? er ist sicher nicht glücklich."

„Ich weiß nicht," erwiderte ich, „aber mich deucht, ohne einen Menschen, seine Lage und seine Gedanken zu kennen, vermag man nicht zu beurteilen, ob er glücklich oder unglücklich ist."

[1] Heinrich de Catt (1725—1795), ein geborener Schweizer, studierte an der Universität Utrecht, als er bei einem Ausflug im Juni 1755 König Friedrich, der sich ihm als Kapellmeister des Königs von Polen vorstellte, kennenlernte. Die Folge dieser Bekanntschaft bildete seine Berufung zum Vorleser Friedrichs, bei dem er am 13. März 1758 im Hauptquartier in Breslau eintraf (vgl. S. 63). Während des Siebenjährigen Krieges und auch nach Friedensschluß bis Anfang 1780 war er der tägliche Gesellschafter des Königs. Nach Friedrichs Tod ging er an die Ausarbeitung von Memoiren, denen aber nur bedingte Glaubwürdigkeit zukommt, obwohl er die während des Krieges geführten Tagebücher ihnen zugrunde legte. Der Bericht Catts über seine Begegnung mit dem Könige nach einem Briefe bei Koser, „Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt", S. 465ff. (Leipzig 1884).

Digitized by Google

Der Unbekannte stimmte zu und brachte das Gespräch auf die holländische Regierung, an der er Kritik übte — jedenfalls, um mich zum Reden zu bringen. Dies tat ich, und zwar sagte ich ihm ziemlich offen, daß er über den Gegenstand seiner Kritik nicht Bescheid zu wissen scheine.

„Sie haben recht", versetzte er; „man soll nur über das urteilen, was man gut kennt." Dann begann er von Religion zu reden, führte sehr beredt alle Übel auf, die die scholastische Philosophie über die Welt gebracht hätte, und versuchte zu beweisen, daß die Schöpfung ein Unding sei. Hierin widersprach ich ihm.

„Aber wie läßt sich denn etwas aus dem Nichts schaffen?" wandte er ein.

„Darum handelt es sich nicht," gab ich zur Antwort, „sondern darum, ob ein göttliches Wesen etwas, das nicht ist, ins Dasein rufen kann."

Er schien in Verlegenheit und entgegnete: „Aber die Welt ist doch ewig."

„Sie geraten in einen Circulus vitiosus", wandte ich ein. „Wie wollen Sie herauskommen?"

„Mit einem Satze", sagte er lachend und ging auf ein anderes Thema über. „Welche Regierungsform", fragte er mich, „halten Sie für die beste?"

„Ich denke, die Monarchie, wenn der König gerecht und erleuchtet ist."

„Ausgezeichnet! Aber wo gibt es solche Könige?" Darauf erfolgte ein Ausfall gegen die Könige, der alles andere vermuten ließ, als daß er selbst einer wäre. Er beklagte sie schließlich vor allem deshalb, weil sie die Freuden der Freundschaft nicht kennen, und zitierte dabei die Verse[1]):

O Freundschaft, Hochgenuß der edlen Seelen,
O Freundschaft, den erlauchten Undankbaren,
Den Fürsten, unbekannt zu ihrer Qual.

„Ich habe nicht die Ehre, Fürsten zu kennen", sagte ich. „Aber nach denen zu urteilen, die ich aus der Geschichte kenne, glaube ich, daß Sie im allgemeinen recht haben."

„O ja, ja, ich habe recht: ich für mein Teil kenne diese Gesellschaft."

Das Gespräch wandte sich der Literatur zu. Der Unbekannte redete mit großer Bewunderung und Begeisterung von Racine. Ein kleiner komischer Zwischenfall ereignete sich dabei. Der Unbekannte wollte ein Schiebefensterchen herablassen, was ihm jedoch nicht gelang. „Sie verstehen die Sache nicht," sagte ich, „lassen Sie mich mal ran." Ich versuchte das Fensterchen herabzulassen, war aber ebenso ungeschickt. „Setzt, mein Herr," versetzte mein Partner, „darf ich Ihnen wohl auch sagen, daß Sie nichts davon verstehen." — „Das stimmt; ich bitte meinerseits um Entschuldigung; ich war mit dem Vorwurf der Ungeschicklichkeit zu voreilig."

„Sind Sie schon in Deutschland gewesen?" fragte er später.

[1]) Aus Voltaires Epos „Die Henriade" (8. Gesang).

Digitized by Google

„Nein, aber ich ginge sehr gern hin und bin sehr neugierig auf Preußen und seinen König, von dem so viel die Rede ist.“ Damit ging ich näher auf des Königs Taten ein; er aber unterbrach mich sogleich mit den Worten:

„Ach, lassen wir doch die Könige in Ruhe; was gehen uns diese Leute an? Verkürzen wir uns den Rest unserer Reise mit angenehmeren Dingen.“

Er ging nun auf die beste aller Welten[1]) über und meinte, daß es in der Welt mehr Schlechtes als Gutes gäbe. Ich behauptete das Gegenteil, und so stritten wir uns bis zum Ziel unserer Fahrt.

Als wir uns trennten, sagte er zu mir: „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie mir jetzt Ihren Namen nennen werden. Es war mir eine große Freude, Sie kennenzulernen; vielleicht sehen wir uns einmal wieder.“

Auf dies Kompliment gab ich die schickliche Antwort und bat um Entschuldigung, daß ich bisweilen widersprochen hätte. „Die Schuld daran tragen einige Reisen, die ich kürzlich gemacht habe.“ Ich nannte meinen Namen, und wir verabschiedeten uns.

[1]) Die Theorie von Leibniz, die von Voltaire bekämpft wurde.

Digitized by Google

Der König im Siebenjährigen Kriege

Graf Podewils[1]

(21. Juli 1756)

Es ließen Se. Königl. Majestät mich kurz nach der gestrigen Mittagstafel, nachdem Sie den englischen Gesandten[2] gesprochen, herein in Dero retraite berufen und geruheten mir zu sagen, wie zwar Dero aus denen gedruckten Zeitungen geschöpfte appréhensions von einer französischen Armee, so in Teutschland an der Maas oder dem Rhein durch den Prinz von Conti commandiret werden sollen, durch die Depeschen des Herrn von Knyphausen[3] nicht confirmiret würden und Sie dahero davon noch zur Zeit nichts

[1] Schon lange hatte König Friedrich vorausgesehen, daß Maria Theresia Schlesien wiederzuerobern versuchen würde. Im August 1755 schritt ihr Staatskanzler, Graf Kaunitz, zur Ausführung dieses Planes. Bereits seit 1746 waren die Österreicher mit Rußland gegen Preußen verbündet. Als nun am 1. Mai 1756 Frankreich die Versailler Defensivallianz, die ein Jahr später in einen Offensivbund umgewandelt wurde, mit ihnen einging, war der Ring der Gegner geschlossen. Schon im Juni 1756 wollten die Russen losschlagen, doch die österreichischen Rüstungen waren noch nicht fertig, und so wurde der Angriff auf Frühling 1757 vertagt. Als Friedrich am 21. Juli durch Berichte des holländischen Gesandten Swart in Petersburg vollen Einblick in die Pläne der Gegner gewann, beschloß er, ihnen zuvorzukommen. Auf diesem politischen Hintergrund spielt sich obige Unterredung des Königs mit dem Kabinettsminister Graf Heinrich Podewils (1695—1760) ab. Er teilte sie dem Kabinettssekretär Eichel am folgenden Tage im obigen Briefe mit (gedruckt in der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen", Bd. 13, S. 105f.; Berlin 1885).

[2] Mitchell (vgl. S. 55). [3] Der preußische Gesandte in Paris.

Digitized by Google

glauben könnten, so hätten Höchstdieselbe dennoch solche authentique Nachrichten erhalten, welche Sie vollenkommen au fait von dem gegen Dieselbe geschmiedeten Concert setzten und mehr als jemalen in der Idee, das Praevenire zu spielen, bestärketen. Nämlich, daß der wienersche Hof mit dem russischen eine Offensiv-Allianz gegen Dieselbe geschlossen und Höchstdieselbe NB künftiges Frühjahr unitis viribus attaquiren würden; ehe aber könnte weder der wienersche Hof mit seinen Präparatorien fertig sein, noch der russische die ihm nötige Rekruten zu Complettierung der Regimenter anschaffen; der französische hätte sich durch einen sekreten Articul bei dem Defensiv-Allianztraktat vom 1. Mai anni currentis engagiret, daß derselbe, wenn Schlesien attaquiret würde, davon sich nicht meliren und Sr. Königl. Majestät keine Assistenz leisten[1], sich auch in einen Krieg, so Österreich oder Rußland mit der Pforte haben könnte, gar nicht mischen wollte; und daß endlich in Petersburg vor Engelland alles auf einmal aus und solches von dem Bestushew[2] rondement an Williams[3] declariret worden wäre[4].

Ich habe darauf nichts anderes zu antworten gewußt, als daß ich billig supponiren müßte, daß diese Nachrichten authentique wären und nicht in fliegenden Zeitungen, bloßen Soupçons und combinirten Conjuncturen bei der itzigen Krise beständen.

Worauf Se. Königl. Majestät einigermaßen Feuer zu fassen schienen, als wenn ich zu incrédule wäre und nicht, was Höchstdieselbe mir mit gutem Fundament avancirten, Glauben beimessen wollte.

Ich nahm mir die Freiheit, nochmalen mit einer respectueusen franchise Sr. Königl. Majestät alle die Inconvenienzen und terriblen Suiten zu detailliren, welche daraus erwachsen könnten, wenn man diesseits im Aggressorium agiren und Frankreich und Rußland gleichsam au pied du mur poussiren wollte, ihre Garantie und Defensiv-Engagements, wenn beide auch sonst dieses Jahr es zu tun nicht Lust hätten, zu erfüllen, und in was vor einen terriblen embarras Se. Königl. Majestät zu gleicher Zeit ohne anitzo noch dringende Not gesetzet werden dürften, dreien so mächtigen Puissancen zugleich zu resistieren, anstatt das beneficium temporis, so von nun an bis künftige Operationssaison beinahe 10 Monate wäre, Ihro [Majestät] mehr Gelegenheit fourniren dürfte, inzwischen Ihre Partei inner- und außerhalb des Reichs zu verstärken; [daß] das beneficium temporis zu erwarten und vielleicht einige ouvertures zu Friedensnegociationen zwischen Frankreich und Engelland[5]

[1] Im Juni 1756 war die preußisch-französische Allianz abgelaufen.
[2] Der russische Premierminister.
[3] Der englische Gesandte in Petersburg.
[4] Der König hatte gehofft, Rußland durch England im Zaum zu halten.
[5] England hatte am 17. Mai 1756 an Frankreich den Krieg erklärt, nachdem es wegen der amerikanischen Kolonien schon zu offenen Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten gekommen war.

Digitized by Google

von neuem zu tentiren, auch inzwischen verschiedene Reichsstände in das hiesige und englische Interesse zu Fournirung von Truppen gegen Subsidien zu ziehen und unsere Partei unter denen Evangelischen in- und außerhalb des Reichs zu vergrößern, auch von allerhand Incidentpunkten und événements zur Verbesserung unser itzigen mißlichen Situation zu profitiren sei, übrigens aber inzwischen in Preußen, Schlesien und sonsten ein formidables Corps Truppen parat gehalten würde, umb unseren Feinden zu zeigen, daß man bereit wäre, sie wohl zu empfangen und ihnen selbst zu begegnen.

Allein alles dieses wurde gänzlich verworfen, vor einen Effect von gar zu großer timidité gehalten und ich zuletzt ziemlich sèchement mit denen Worten congediiret: „Adieu, Monsieur de la timide politique!"

Ich habe inzwischen die consolation, daß ich zu zweien wiederholten Malen alles gesaget, was ein treuer und redlicher Diener zu thun schuldig, und zuletzt noch zuzufügen mir die Freiheit genommen:

„Die ersten Fortschritte und Erfolge würden ohne Zweifel brillant sein, aber bei der großen Macht der Feinde und zu einer Zeit, da der König isoliret und aller fremden Hilfe beraubt sei, welches ihm noch nie passiret wäre, zum mindesten insofern nicht, als in den beiden vorhergehenden Kriegen wenigstens diversions zu seinen Gunsten gemacht worden seien, würde vielleicht ein Tag kommen, wo er dessen gedenken werde, was ich ihm mit respectueuser Freiheit zum letzten Male vorstellte."

Mitchell[1]

(Juli 1757)

Als der König die Nachricht vom Tod der Königin-Mutter[2] erhalten hatte, empfing er zwei Tage lang niemand; nur die Prinzen speisten mit ihm. Am Nachmittag sandte er zu mir, und ich hatte die Ehre, mehrere Stunden bei ihm zu sein. Er schien mir vom Tode der Königin-Mutter tief erschüttert und klagte, daß ihn ein Unglück nach dem anderen träfe. Dann hatte er die Güte, mir viel aus seinem Leben zu erzählen. Er sprach von der Art seiner Erziehung und gestand zugleich, wie sehr er die Mängel der eigenen Erziehung verspürte. Er tadelte seinen Vater, doch mit großer Freimütigkeit und Milde, und gab zu, daß er in seiner Jugend „sehr unbesonnen" gewesen und den

[1] Andrew Mitchell (1708—1771), seit 1756 englischer Gesandter am Berliner Hofe, begleitete König Friedrich während des Krieges. Die obige Unterredung nach einer Tagebuchaufzeichnung vom 1. Juli 1757 in den „Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell", hrsg. von Bisset, Bd. I, S. 357 ff. (London 1850).

[2] Königin Sophie Dorothea war am 28. Juni gestorben.

Digitized by Google

Unwillen seines Vaters wohl verdient hätte, doch wäre der verstorbene König bei seiner heftigen Gemütsart zu weit gegangen. Er erzählte mir, er hätte auf Zureden seiner Mutter und seiner Baireuther Schwester eine schriftliche Erklärung abgegeben, niemand anders als die Prinzessin Amalie von England zu heiraten[1]. Das sei falsch gewesen und hätte den Vater gereizt; er könnte es nur seiner Jugend und dem Mangel an Erfahrung zugute halten. Diese Erklärung wurde unglücklicherweise entdeckt; denn die verstorbene Königin Karoline[2], der sie gesandt wurde, habe sie dem General Diemar[3] gezeigt oder ihm davon erzählt. Der verriet das Geheimnis dann an Seckendorff[4], der es dem König von Preußen hinterbrachte. Aus dieser Entdeckung und seinem Fluchtversuch entsprang all sein Unglück. Über diesen Fluchtversuch erzählte er mir, er sei lange unglücklich gewesen und von seinem Vater hart behandelt worden; den Entschluß zur Flucht aber hätte er eines Tages gefaßt, als sein Vater ihn schlug und an den Haaren zerrte und er in diesem zerzausten Zustand die Parade mitmachen mußte. Von diesem Augenblick an stand sein Entschluß fest, die Flucht um jeden Preis zu versuchen. Während seiner Haft in Küstrin wurde er mit größter Härte behandelt, an das Fenster gebracht, um Kattes Hinrichtung zu sehen; dabei wurde er ohnmächtig. Katte hätte entkommen und sich retten können, da der dänische Gesandte[5] ihn gewarnt hatte, aber er zauderte, wie er glaubte, eines Mädchens wegen, das er liebte. Wie er sagte, hat er die glücklichsten Jahre seines Lebens in Rheinsberg verbracht, das er später seinem Bruder Heinrich überließ. Dorthin zog er sich nach seiner Festungszeit zurück und blieb da bis zum Tode seines Vaters. Seine liebste Beschäftigung war Studieren; er half seiner Bildung durch Lektüre nach, machte sich Auszüge und unterhielt sich mit Menschen von Gefühl und Geschmack, die damals um ihn waren. Er erzählte, wieviel er seiner Mutter zu danken hätte, und sprach von seiner Zuneigung zu seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, mit der er erzogen worden war. Er betonte, daß die in seiner Familie herrschende Eintracht großenteils der Erziehung zu danken sei, die in manchem zwar unvollkommen und mangelhaft war, aber doch das Gute hatte, daß alle Kinder nicht wie Prinzen, sondern wie Kinder von Privatleuten erzogen wurden.

[1] Es handelt sich um den Plan der Doppelheirat, wonach Friedrich sich mit der Prinzessin Amalie und seine Schwester Wilhelmine mit dem Prinzen Friedrich von Wales vermählen sollte.
[2] Gemahlin König Georgs II. von England.
[3] Damals hessischer Gesandter in London.
[4] Graf Friedrich Heinrich Seckendorff, damals kaiserlicher Gesandter in Berlin.
[5] Paul von Löwenörn.

Digitized by Google

Ansprache des Königs in Parchwitz[1]

(3. Dezember 1757)

Am 3. Dezember war Ruhetag. Am Vormittag erhielten die Generale, Regiments- und Bataillonskommandeure Befehl, sich zum König zu begeben. Er sagte zu ihnen:

„Der Feind steht in einem befestigten Lager vor Breslau, das meine Truppen mit Ehren verteidigt haben. Morgen marschiere ich, um ihn anzugreifen[2]. Ich bin nicht in der Lage, über mein Verhalten Rechenschaft zu geben, auch nicht über die Gründe, die meinen Entschluß bestimmen. Ich weiß und kenne die Schwierigkeiten, die diesem Vorhaben entgegenstehen, aber in meiner Lage gibt es nur Sieg oder Tod. Unterliegen wir, so ist alles verloren. Gedenken Sie, meine Herren, daß wir in dieser Schlacht für unseren Ruhm kämpfen werden, für Haus und Herd, Weib und Kind. Wer wie ich denkt, kann versichert sein, wenn er fällt, daß ich mich seiner Frau und seiner Kinder annehmen werde; wer aber lieber seinen Abschied haben will, kann ihn auf der Stelle erhalten, aber er muß auf jede Wohltat von mir verzichten[3]."

Man kann sich denken, daß niemand so feig war, um seinen Abschied zu bitten. Alle schworen dem König zu, sie wollten ihm mit ihrem Blut und Leben die bevorstehende Schlacht gewinnen helfen.

[1] Von den vorliegenden Fassungen der Ansprache ist die obige am besten beglaubigt, da sie von einem Ohrenzeugen stammt, dem Prinzen Ferdinand, der sie in einer „Relation" über den Feldzug von 1757 seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, mitteilt. Sie ist gedruckt in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte", Bd. 31, S. 101 f. (Leipzig 1918).

[2] Der für „morgen" (d. h. den 4. Dezember) angekündigte Angriff Friedrichs war auf das feindliche „befestigte Lager vor Breslau" bestimmt. Da aber die Österreicher ebenfalls in der Frühe des 4. aus ihrer Stellung aufbrachen, kam es dann am 5. zur Schlacht bei Leuthen.

[3] Wie der Leibpage des Königs, Georg Karl zu Puttlitz, in seinen späteren Aufzeichnungen berichtet, brach nach diesen Worten Friedrichs der Major Konstantin von Billerbeck vom Regiment Prinz Heinrich in den Ruf aus: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein; nun wäre es Zeit."

Digitized by Google

Digitized by Google

Ritt des Königs durch das Parchwitzer Lager[1]

(3. Dezember 1757)

Gegen Abend ritt der König ins Lager und stieß zuerst auf die Gardesducorps. Sie boten ihm, wie sie das im Felde gewohnt waren, einen freundlichen guten Abend, welchen der König freudig erwiderte. Einige der alten Krieger drängten sich hervor und riefen ihm in ihrem treuherzigen Tone zu:

„Was bringst Du uns noch so spät?"

„Eine gute Nachricht", antwortete der König. „Kinder, Ihr sollt morgen die Österreicher brav zusammenhauen."

Mit einem derben Soldatenschwur versicherten sie einmütig, das wollten sie gewiß tun.

„Ja, aber seht einmal," fing der König von neuem an, „wo sie dort stehen, wie sie verschanzt sind."

„Und wenn sie den Teufel um und vor sich hätten, wir schmeißen sie doch heraus", war die naive Antwort. „Führ Du uns nur hin."

„Nun, ich werde sehen, was Ihr könnt. Legt Euch nieder und schlaft wohl!"

„Gute Nacht, Fritz!" rief ihm alles nach, und so ritt der König an der ganzen Front herunter und unterhielt sich mit jedem Regiment. Dem von Manteuffel-, jetzo Brünneckischen, Regiment[2] sagte er:

„Nun, Kinder, wie wird's morgen aussehen? Der Feind ist beinahe noch einmal so stark als wir[3]."

„Das laß Du nur sein", gab ihm das, man konnte mit Recht sagen, aus unüberwindlichen Helden bestehende Regiment zur Antwort. „Es sind doch keine Pommern dabei? Du weißt ja wohl, was die können."

„Ja freilich weiß ich das, sonst könnt' ich auch morgen die Bataille nicht liefern wollen. Nun schlaft wohl! morgen haben wir also den Feind geschlagen oder wir sind alle tot."

„Ja!" wiederholte das ganze Regiment. „Tot oder die Feinde geschlagen!"

[1] Nachdem der König am Vormittag des 3. Dezember den Generalen und Stabsoffizieren den für den 4. geplanten Angriff auf die Österreicher in ihrem „befestigten Lager vor Breslau" angekündigt hatte (vgl. S. 57), besuchte er abends die Truppen im Lager. Die obige Darstellung nach (A. W. v. Kaltenborn), „Briefe eines alten preußischen Offiziers, verschiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend", Teil I, S. 56 f. (Hohenzollern 1790).

[2] Die Regimenter wechselten mit dem Chef den Namen.

[3] Nach Angabe des Kabinettssekretärs Eichel vom 1. Dezember hielt Friedrich die Österreicher für „wenn nicht überlegen, doch wenigstens uns gleich an Zahl". Am 6. schreibt Eichel nach einer Mitteilung des Königs, „daß der Feind wider Vermuten bei dieser Bataille noch an 80 000 Mann stark gewesen". Am 8. berichtet der König seiner Bayreuther Schwester: „Ich war am Schlachttage 35 000 Mann stark, der Feind über 60 000."

Digitized by Google

Der Kretschmer von Sahra[1]

(5. Dezember 1757)

Der König sah Licht im Wirtshause von Sahra und sagte: „Es ist auch gar zu finster, man sieht ja keine Hand vor Augen; schaffe mir doch einer eine Laterne; wir wollen hier so lange halten.“ Der Kretschmer, der seine Laterne nicht gerne verlieren wollte, kam selbst und, sobald der König das Licht kommen sah, rief er: „Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an!“ Nun ging der Zug weiter auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme.

Der König fragte: „Wir sind doch auf der Breslauer Straße, die durch Lissa geht?“ Als es der Wirt bejahte, sagte der König: „Dann ist Lissa nur kaum eine viertel Meile von uns; wer seid Ihr denn?“

Der Wirt, der den König nicht kennen konnte, antwortete: „Ihr Exzellenz, ich bin der Kretschmer von Sahra.“

Der König: „Ihr habt auch wohl viel ausgestanden?“

Der Wirt versetzte ganz naiv in seinem schlesischen Dialekte: „Ach, Ihr Exzellenz, was wollte ich nicht! Seit 48 Stunden, daß de Östreicher übers Schweidnitzer Wasser gekommen sind, ist's in meinem Hause so voll gewesen, daß kei Apfel zur Erde mochte kommen, da han se mich angeschirgt[2], daß ichs kaum schaffen[3] konnte, und da hatten sie so viel Geschläter[4] um sich, de han mich nu recht gekrängelt[5], fast han se mich reen ausgeplündert.“

Der König: „Das tut mir recht sehr leid! Kamen auch Generale in Euer Haus? Was sagten sie denn? Erzählt es mir doch!“

Der Wirt: „I nu so gerne, Ihr Exzellenz, sieder[6] gestern mittag hab' ich den Prinz Karl[7] in meiner Stube und seine Adjutanten mitsammen[8] haußen im Hause gehabt[9]. Da war ein Gefrage und Geschicke! Hundert kamen geritten, und hundert wurden wieder weggeschickt, und so fürzelten[10] se aus und ein, de ganze Nacht! Wie bald einer weg war, kamen zehn andere wieder! Ich mußte inde[11] Feuer in der Küche halten, und de vielen Offiziere drängten sich heran, um sich zu wärmen. Da paperten[12] se nun hin und her. Einer sagte: Da käme nu unser König mit seiner Potsdamschen Wachtparade. Einer sagte wieder: Oach! Se trauen sich holt nicht zu kommen! Se laafen,

[1] Als der König noch am Abend der Schlacht bei Leuthen, nur von ein paar Grenadierbataillonen, den Seydlitz-Kürassieren und einigen Kanonen begleitet, nach Lissa rückte, machte der Kretschmer aus der Dorfschenke von Sahra mit einer Laterne den Führer. Die obige Darstellung nach Nicolai, „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen,“ Heft 3, S. 231 ff. (Berlin und Stettin 1789).

[2] angetrieben. [3] ausstehen. [4] Gesindel. [5] gequält. [6] seit.

[7] Prinz Karl von Lothringen befehligte bei Leuthen die österreichische Armee.

[8] sämtlich. [9] Vgl. dazu S. 62, Anm. 2. [10] gingen. [11] immer. [12] plauderten.

Digitized by Google

lassen wir se holt laafen! Aber das freut mich, daß sie unser König diesen Noachmittag vor ihr tälisch Firgeln[1] so brafft bezahlt hat!"

Der König: „Wann seid Ihr denn Euren hohen Gast los geworden?"

Der Wirt: „I nu so gerne, Ihr Exzellenz, heut vormittag, ungefehr neun, setzte sich der Prinz zu Pferde, und schon heunt noachmittag, so um drei, kam er hier mit annem großen Schwarm Offiziers wieder zurück und immer im starkem Trabe vorbei nach Lissa. Da waren se so trötzerlich[2] hergekommen, und nu gings ärschlich[3] den Damm längs herauf, daß sich keiner umsah. Da merkt' ich gleich Unrat; und nach ihm dauerte der Zug, immer so breit der Damm war, bis vor ungefähr anne gute Stunde, da hoatt's denn an Ende. Nichts war in Ordnung, Reuter und Musketier, das alles liff durcheinander. Unser König muß se jämmerlich gehusch han! Aber unser Herre Gott steht dem kleinen Haufen bei, und das han se nu vor ihren Hochmut und ihre Läfterungen; denn, Ihr Exzellenz, die östreichschen Offiziers sagten och: Unser König würde schon von seinen ersten Generals und Verwandten verlassen und wären se vonsammen gegangen, was ich doch nimmer und in Ewigkeit glooben kann."

Der König schien dieser Unterredung eine andere Wendung geben zu wollen und sagte: „Ihr habt recht, so was kann man von meiner Armee nicht glauben!"

Hierauf schien der Kretschmer erschrocken und rief aus: „Mei Gott! so sind Se wohl gar unser gnädigster König; und ich bitte ja recht schön um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt hätte, was sich nicht schickte!"

Der König: „Nein! Ihr seid ein ehrlicher Mann und wahrscheinlich evangelisch."

Der Wirt sagte ganz treuherzig: „Joa, joa! Ihr Majestät, ich bin von Ihrem Glauben!"[4]

Der König auf Schloß Lissa[5]

(5. Dezember 1757)

Der Besitzer des Schlosses Lissa, Freiherr von Mudrach, schreibt am 8. Dezember an einen (nicht näher bezeichneten) Neffen:

Ich erwache aus einem Traum, der fast zehn Wochen gedauert hat. Mir schien, als wären wir von unserem großen König, dem größten Helden,

[1] törichtes Spotten. [2] trotzig. [3] rückwärts.

[4] Unterdessen war der Zug vor Lissa angelangt.

[5] Der König soll während seines Aufenthaltes auf dem Schloß zu Lissa, wo er die Nacht zum 6. Dezember zubrachte, in persönlicher Gefahr geschwebt haben. Diese Legende wird durch das obige Schreiben des Schloßherrn Freiherrn von Mudrach, das die Tage vor der Schlacht bei Leuthen und Friedrichs Besuch auf dem Schlosse schildert, zerstört. Das Schreiben ist gedruckt in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte", Bd. 1, S. 617f. (Leipzig 1888).

Digitized by Google

der je gelebt hat, verlassen. Ich glaubte mich in den Schoß Österreichs zurückversetzt, wo man mir glänzende Reichtümer und Entschädigung für alle ungeheuren Verluste, die ihre Armee mir zugefügt hatte, verhieß...

Da ging das Gerücht, unser guter König rücke auf Schlesien heran. Ich bemerkte furchtbare Aufregung unter den Siegern[1]. Trotzdem blieben sie im Gefühl ihrer Übermacht ruhig; denn sie glaubten nicht, daß er näher als bis nach Glogau kommen könne. Die Eilmärsche, die der König zurücklegte, nötigten sie, ihre günstige Stellung bei Breslau aufzugeben. Das Lager wurde am 3. Dezember in aller Hast abgebrochen. Man zog sich sehr schnell durch Lissa zurück und fand nicht einmal die Zeit, ein Lager jenseits Sahra aufzuschlagen. Aber man blieb unter den Waffen, in der festen Überzeugung, den König zurückzuwerfen und ihn zum Beziehen seiner Winterquartiere bei Glogau zu nötigen. Der Prinz von Lothringen übernachtete bei mir[2], schlief aber nur auf einem Strohsack. Man sah eine Schlacht voraus; deshalb wurde die Bagage zurückgenommen. Alles war am frühen Morgen auf den Beinen. Ich besichtigte die Schlachtordnung, die sich von Nippern über Leuthen hinaus hinzog. Bis Gohlau reichte der linke Flügel dieser überlegenen Armee, als man vorrückte, um über den rechten Flügel des Königs herzufallen. Dort kommandierte Nadasdy[3] die Bayern und Württemberger und einen Teil der Österreicher. Der König ging ihnen so tapfer entgegen und griff sie so lebhaft an, daß sie sofort zurückgeworfen und in die Flucht geschlagen wurden. Als der linke Flügel wich, sah man bald, daß das Feuer sich weiterhin ausdehnte. Die Flüchtlinge gaben ein schlechtes Beispiel, und da ich mich frühzeitig zurückgezogen hatte, konnte ich von meinen Fenstern aus mit Muße sehen, wie alles sich zu retten begann. Die Verwirrung war allgemein, ohne daß der rechte österreichische Flügel je ernstlich ins Gefecht gekommen wäre. Alles begann zu fliehen; die Nacht brach herein; das Geschützfeuer verfolgte die Flüchtenden bis in meine Häuser auf dem Damm, so daß die österreichischen Offiziere, die sich bei mir verbinden ließen, sich beeilen mußten. Da war mein Traum mit einem Male zur Wirklichkeit geworden!

Ich stand auf meinem Balkon und sah einige Reiter über die Brücke kommen und geradenwegs auf mein Schloß zureiten. Mein Verwalter war bei mir. Ich schickte ihn hin, um nachzusehen, was es gab. Er kam auf der Stelle wieder und sagte mir, der König wünsche mich zu sprechen. Ich war die Treppe noch nicht halb herunter, als der König mir zurief: „Guten Abend, lieber Baron Mudrach!" Du kannst Dir denken, wie außer mir vor Freude ich war, unseren großen König wiederzusehen. Er begrüßte mich huldvoll und

[1] Am 22. November hatten die Österreicher die schlesische Armee unter dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern bei Breslau geschlagen und am 24. Breslau genommen.

[2] Danach ist die Angabe des Kretschmers von Sahra (vgl. S. 60) zu berichtigen.

[3] Graf Franz Nadasdy, österreichischer General der Kavallerie.

Digitized by Google

bat mich um ein Nachteſſen. Das wurde ſo gut hergerichtet, als die Umſtände es erlaubten. Ich übergehe alle Einzelheiten und ſage Dir nur, daß der König auf ſeiner Matratze im Stroh ſchlief.

Seine ganze Armee lagerte diesſeits des Fluſſes[1], während ich die andere nach Neukirch fliehen ſah. Die Feuer, die ſie anſteckten, ließen uns von meinen Fenſtern aus ihre Verwirrung erkennen. Bei Morgengrauen war nichts mehr von ihnen zu ſehen. Der König verfolgte ſie frühzeitig mit wenigen Truppen. Gegen 10 Uhr ſah ich ein kleines Gefecht jenſeits der Lohe, wo ſie Luſt hatten, das Lager zu beziehen, das unſere Truppen am 22. innehatten. Ich ſah, daß alles wich, und ſchon ſeit zwei Tagen iſt der König im Beſitz der Vorſtädte von Breslau[2].

De Catt[3]

(1758—1760)

Breslau, 13. März 1758.

Am 13. in Breslau eingetroffen, hatte ich um 5 Uhr die Ehre, dem König meine Aufwartung zu machen. Er empfing mich ſehr gnädig und ſetzte mir auseinander, was er von mir erwartete; er wolle mir aber nicht zur Laſt fallen. Am 15. reiſte er zur Armee ab. Ich blieb in Breslau, um meine Ausrüſtung zu beſorgen. Am 27. kam ich nach Kloſter Grüſſau, einem Dorfe bei Landeshut.

Kloſter Grüſſau, 29. März 1758.

Der König zeigte mir mehrere ſelbſtverfaßte Dichtungen. Dann ſprachen wir von Holland. Ich erinnerte ihn an ſeine holländiſche Reiſe[4], wir lachten ſehr darüber. Darauf erzählte er von ſeiner Reiſe nach Straßburg[5]. Dort war der Herzog von Broglie Gouverneur. Der König war mit Algarotti gereiſt. Es kam faſt zu einem Streit. Ein Offizier fragte ihn: „Wer iſt der Narr?“ Der König antwortete: „Ein richtiger Italiener.“ Der Offizier wurde heftig. Die Sache wurde aber beigelegt. Zur Tafel hatte der König mehrere Gäſte geladen. Der Herzog von Broglie ſagte: „Nehmen Sie ſich zum mindeſten in acht! Es iſt ein Fremder. Er lädt Sie ein, um zu ſpielen und Ihnen das

[1] Der Weiſtritz.

[2] Der König nahm am 20. Dezember Breslau wieder.

[3] Für Heinrich de Catt und ſeine erſte Begegnung mit dem König im Juni 1755 in Holland vgl. S. 50ff. Nach der Schlacht bei Leuthen zu ihm berufen, trat er im Frühjahr 1758 ſein Amt als Vorleſer bei Friedrich an. Die obige Darſtellung nach ſeinen von Koſer veröffentlichten Tagebüchern: „Unterredungen mit Friedrich dem Großen“, S. 331ff. (Leipzig 1884). —

[4] Vgl. S. 50ff. [5] Vgl. S. 25 ff.

Digitized by Google

Geld abzunehmen." Bei Tafel fragte man den König, ob er spielen wollte. Er sagte, sein Vater hätte es ihm bei Antritt der Reise verboten, und er wolle gehorsam sein. Das wurde dem Herzog gesagt, der aber erklärte es für einen Kniff. Ein Tambour, der zufällig da war und in Preußen gedient hatte, erkannte den König und sagte es dem Herzog. Dieser hielt ihn für einen Schwindler. Als der König ankam, stand der Herzog in einer Zimmerecke, nahm den Tambour beim Arm und sagte: „Siehst du wohl, Schurke, wie du mich betrügst!" Dann trat der Herzog auf den König zu und sagte: „Ich bin Marschall, habe einen Orden und das beste Gouvernement. Man sagt, Sie wären der König von Preußen. Stimmt das?" — „Nein." — „Nun, dann sind Sie sein Bruder?" — „Ich schwöre Ihnen, nein." Die Szene war sehr scherzhaft, und ich lachte aus voller Seele.

Kloster Grüssau, 30. März 1758.

Der König las mir zwei Gesänge eines Gedichts über den Krieg[1] vor. Es ist flüssig geschrieben, bilderreich und feurig, gar nicht trocken. Dann las ich eine Epistel an den Feldmarschall Keith nach dem dritten Buch des Lukrez[2].

Hierauf sprachen wir über Schriftsteller. Er betonte, daß er Kenntnisse nur schätzte, wenn sie sich mit Tugend paarten. Sprach von Voltaire, seinen Niederträchten, seinen Streitereien, seinem feinen Geist. Er hatte ihm verboten, seinen „Akakia" zu veröffentlichen, trotzdem ließ er ihn drucken. Der König läßt ihn kommen und wirft das Pamphlet ins Feuer. Da schreit Voltaire: „Wie? Sie ziehen Maupertuis einem Manne wie ich vor! Mich so zu behandeln, mich, der ich mich so gut mit meinem König stand!"[3] . . .

Kloster Grüssau, 31. März 1758.

Der König las „Iphigenie auf Tauris"[4] vor; wir gingen ausführlich darauf ein. Er fand die Verse schlecht und den Dialog mangelhaft, aber manche Situationen fesselnd. An einer Stelle sagt Pylades, er höre mit Staunen vom König, „wie weit der Freundschaft hehre Satzung geht". — „Man muß diesen Wichten nicht trauen", sagte er.

[1] Das Lehrgedicht „Die Kriegskunst" (vgl. Ges. Werke, Bd. VI, S. 383ff.).

[2] „Über die leeren Schrecken des Todes und das Bangen vor einem Jenseits" (vgl. Ges. Werke, Bd. IX, S. 124ff.). Gemeint ist das Lehrgedicht von Lukrez: „De rerum natura".

[3] Während seines dritten Besuches in Berlin (1750—1752) verfeindete sich Voltaire (vgl. S. 29) mit dem Präsidenten der Akademie, Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698—1759), gegen den sich auch die Schmähschrift „Akakia" richtete. Der König ergriff für Maupertuis Partei und überwarf sich dadurch mit Voltaire, der in Unfrieden von Berlin schied.

[4] Von Guimond de La Touche (1723—1760).

Digitized by Google

Kloſter Grüſſau, 1. April 1758.

Der König war ermüdet. Ich verließ ihn voller Bewunderung. Es handelte ſich darum, die Holländer vor die Entſcheidung zu ſtellen. „Warum", ſagte er, „ſollte ich Gewalt anwenden? Was haben ſie uns getan? Steht es ihnen nicht frei, zu handeln oder nicht? Man muß ſie aufklären, aber nicht zwingen. Mit welchem Recht ſollte man ſie auch zwingen?"

Kloſter Grüſſau, 12. April 1758.

Ich war eine halbe Stunde da. Der König war krank und ſo leidend, daß er die Augen nicht offen halten konnte. Er duldete ſtill und erzählte von ſeinen Gärten in Potsdam. Die Natur käme darin mehr zur Geltung als die Kunſt; er erzählte, wie er die Blumen angeordnet hätte, damit ſie einen erfreulichen Anblick gewährten.

Er ſprach von Medizin und von den Heilmitteln, die man verordnet, obwohl ihre Beziehung zur Krankheit nicht erſichtlich iſt. Z. B. daß man Stricke aus Därmen gegen Hämorrhoiden trägt, einen Magnet gegen die Gicht uſw. Der König ſprach von ſeinen Hämorrhoiden. „Obgleich ich ſehr darunter leide," ſagte er, „würde ich zu Pferde ſteigen, wenn es ſein müßte."

Kloſter Grüſſau, 13. April 1758.

Wir ſprachen über allerlei, über das Glück, deſſen die Menſchen fähig ſind, über die Notwendigkeit, die Kinder vor den ſchlimmen Einflüſſen der Vorurteile zu bewahren. Wenn Voltaire krank iſt, ſpricht er vom Kreuz, von der letzten Ölung und dergleichen. Toland[1], ſagte er, glaubte in ſeiner Krankheit an den Teufel und fürchtete ſich vor ihm. Wir ſprachen vom Donner, ſeinen Wirkungen und von Geſpenſtern . . .

Kloſter Grüſſau, 14. April 1758.

Als ich eintrat, ſagte der König: „Ich leſe Racine, das iſt mein Lieblingsdichter. Soll ich Tragödie ſpielen, dann los, und rücken wir näher ans Feuer!" Der König las die ganze „Iphigenie in Aulis" mit großer Kunſt, konnte verſchiedene Stellen auswendig und deklamierte ſehr wirkungsvoll. Schließlich ſagte er: „Schluß! Ich habe mir mein Abendbrot redlich verdient. Gute Nacht!"

[1] John Toland (1670—1722), iriſcher Freidenker. Er hatte 1701 am preußiſchen Hofe geweilt.

Digitized by Google

Kloster Grüssau, 16. April 1758.

Ich machte einige Ausstellungen über Racines „Iphigenie". Der König ließ mehrere gelten und sagte: „Man muß nicht so viel theoretisieren, das verdirbt den Genuß. Soll ich Ihnen noch ein Stück vorlesen? Aber ich muß bei jedem Akt schnupfen!" Er las Racines „Phädra" und wußte ganze Stücke auswendig. Beim dritten Akt wurde die Kapitulation von Schweidnitz[1] gemeldet. Der König fragte den Adjutanten eingehend aus. Er sprach von den Verwundeten und schien bei jeder Beschreibung zu leiden. Der Adjutant geht. Ich gratuliere dem König. „Das ist gut," sagt er, plaudert noch etwas darüber, sinnt einen Augenblick nach, geht zu einer Karte, betrachtet sie, sinnt wieder nach und verläßt mich plötzlich. „Leben Sie wohl, ich muß noch Briefe diktieren."

Der König hat die Geschichte des jetzigen Krieges geschrieben[2] und will sie dem Archiv überweisen. Man soll sein Urteil über ihn fällen, nachdem man ihn selbst gehört hat. „Ich weiß wohl," sagt er, „wir Menschen machen alle Fehler; man muß sie eingestehen."

Kloster Grüssau, 18. April 1758.

Er sprach von der Architektur der Kirche von Grüssau und machte feine Bemerkungen darüber, fand das Portal zu niedrig und meinte, oben dürften keine Pfeiler sein. Dann erzählte er mir von der Kirche in Potsdam[3] und von Sanssouci. Wir sprachen von den Leidenschaften und warum es den Moralisten so wenig gelingt, sie zu bändigen. Lieber sollte man zur Medizin greifen. Schließlich kam die Rede darauf, wie wichtig es im Kriege sei, das Geheimnis zu wahren.

Schwengfeld bei Schweidnitz, 19. April 1758.

Wir sprachen über die Verdrießlichkeiten des Krieges, die Absichten des Feindes, wieviel Geheimhaltung nötig sei, um den Feind zu täuschen, über die Vertreibung der Franzosen[4] ... Schließlich kam er auf das französische Heerwesen, in dem viele Mißbräuche herrschen. Die Österreicher taugen mehr. In Frankreich sind eigentlich nur die Obersten gut.

Ich sagte, ich verstände wohl, wie Seine Majestät sich so gute Truppen schaffen könnte. „Wieso?" fragte er. „Erstens wird das Geheimnis gewahrt. Zweitens gehen Euer Majestät selbst ins Feuer. Drittens sehen Sie alles mit eigenen Augen."

[1] In der Nacht zum 16. April war Schweidnitz im Sturm wiedergenommen worden.

[2] Die Niederschrift der „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" (vgl. Ges. Werke, Bd. III und IV) erfolgte erst nach Friedensschluß.

[3] Der König hatte der bereits 1724 erbauten Nikolaikirche Arkaden und ein großes Portal nach dem Vorbild der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom hinzugefügt. Die alte Kirche brannte 1795 nieder und wurde 1837 durch einen Neubau ersetzt.

[4] Auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Digitized by Google

Münſterberg, 22. April 1758.

Er ſprach von den Holländern, ihrer Geſchmackloſigkeit, ahmte ihre Sprechweiſe nach und erheiterte mich ſehr ... „Ich gehöre nicht zu denen," ſagte er, „die die linke Wange hinhalten, wenn man ſie auf die rechte geſchlagen hat."

Der mähriſche Feldzug[1])

Neiße, 25. April 1758.

Um 4 Uhr von Münſterberg abgefahren, um 11 in Neiße angekommen. Welch ſchönes Schauſpiel! 20 000 Mann kommen von verſchiedenen Seiten an, ohne daß man etwas davon wußte ... Er fragte mich, ob ich erriete, wohin er wollte, erklärte mir ſeinen Plan und gab die Gründe an: 1. Um den Feind möglichſt von ſeinen Grenzen fernzuhalten. 2. Um beſſere Verpflegung zu haben. 3. Um ihn dahin zu bringen, wo man eine Schlacht liefern will.

Wir ſprachen viel von Menſchenkenntnis und von menſchlicher Falſchheit. Nichts iſt ihm ſo zuwider. Falſche Menſchen ſind ihm ein Greuel. Wenn er betrogen wird, ſagt er, läſe er Mark Aurel ...

Er ließ merken, wie ſehr ihn das harte Los der Soldaten rührte. Ein Schlachttag wäre ein Tag des Grauens.

[1] Das Ziel des Königs war, Olmütz zu nehmen und ganz Mähren zu beſetzen, während Prinz Heinrich in Böhmen einrückte. Der Plan ſcheiterte, da infolge des unglücklichen Gefechtes bei Domſtadtl am 30. Juni ein großer Transport in Feindes Hand fiel. Der König mußte die Belagerung von Olmütz aufheben und trat den Rückmarſch durch Böhmen nach Schleſien an.

Digitized by Google

„Aber Euer Majestät setzen Ihr Leben auch aufs Spiel."

„Warum soll ich es nicht tun, wo so viele ihr Leben für mich, für meinen Staat aufs Spiel setzen?"

Neiße, 26. April 1758.

Ich ging durch die Stadt und die Forts. Welche Ruhe bei so viel Menschen! Keine Unordnung. Ich war von 5 bis 8 Uhr beim König. Das Gespräch drehte sich um den Krieg und die Operationen dieses Feldzuges. Wenn man sein Geheimnis nicht binnen 24 Stunden erriete, würde es gut gehen und er würde dem Feind sein Handeln diktieren ... Er fragte mich, ob es hier nach Abmarsch aussähe. Ich sagte nein ...

Troppau, 29. April 1758.

Um 11 in Troppau angekommen ... Ich wurde um 5 Uhr zu ihm gerufen. Der König war sehr müde und klagte über seine Augen. Wir sprachen vom Kriege.

„Ich werde am dritten Tag ankommen und der Feind erst am neunten. Ich will jetzt nichts sagen, aber wenn ich in meinem Lager bin und den Entschluß des Feindes sehe, werde ich mich entscheiden und sagen, was geschehen wird."

Er gab mir Verse zu lesen, eine grämliche Epistel über das Glück[1], ein Hochzeitsgedicht für Prinz Heinrich[2] und eine Predigt, die er geschrieben hat ..

Littau, 7. Mai 1758.

Wir sprachen von Dauns[3] Plänen und philosophierten über die Freundschaft. Er erzählte mir viel von seinem Freund Jordan[4] ... Er scheint ihn sehr geliebt zu haben; er war ein offener Mensch mit gewandten Formen, hatte aber eine furchtbare Angst vor dem Tode.

Littau, 8. Mai 1758.

Ich war von 5 bis 1/2 9 bei ihm. Wechselnde Gespräche. Zuerst über den Krieg, die Pläne Dauns, der die Zufuhren zu bedrohen suchte, aber dem sei ein Riegel vorgeschoben ... Wir sprachen dann von Holland; er stellte tausend Fragen über die Holländer und ihre Denkweise, über die Treue der Frauen ...

Er sprach von Erziehung und wie er seinen Neffen[5] erzöge.

[1] Den am 15. Oktober 1757 verfaßten „Brief des Unmuts" in den Ges. Werken, Bd. X, S. 143ff.

[2] Zur Hochzeit des Prinzen am 25. Juni 1752.

[3] Graf Leopold Daun, österreichischer Feldmarschall (1705—1766).

[4] Charles Etienne Jordan (1700—1745) war Geistlicher gewesen, dann 1736 als Vorleser und Privatsekretär in die Dienste Friedrichs getreten, mit dem ihn bis zum Tode enge Freundschaft verband. [5] Vgl. S. 81.

Digitized by Google

„Man muß die Kinder daran gewöhnen, vernünftig zu sein, aber man muß sie nicht zu kurz halten; sie sollen Dummheiten machen. Ich lasse alle Generale mit ihm verkehren, und wenn man zu ehrerbietig gegen ihn ist, verhehle ich mein Mißfallen nicht."

Er sprach von der Schlacht bei Kolin und setzte mir auf dem Papier auseinander, wie sie verloren ging. Die Schuld lag an der Langsamkeit des Herzogs von Bevern, der nicht hätte zurückgehen dürfen, und am Verlust Keyserlingks[1], der von einem Panduren getötet wurde ...

Schließlich sprachen wir von den Leiden seines Landes. Sie schienen ihm sehr nahezugehen. „Wie tun mir die armen Leute leid!" sagte er ... Das Land Cleve bringt im Frieden 500 000 Taler ein, von denen 300 000 zum Unterhalt des Landes dienen, die Franzosen aber forderten 3 Millionen.

Er sagte, daß er keine Subsidien beziehe und auch keine beziehen werde[2].

Littau, 10. Mai 1758.

Er erklärte mir seinen Marsch, und was er getan hätte, um dem Feind das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Wenn erst alles vorüber wäre, wieviel Wunden wären dann zu verbinden und zu heilen! Er wäre kränklich und würde alt, würde nicht mehr lange leben — Gedanken, die mich so betrübten, daß ich bei allem, was er weiterhin sagte, kaum folgte.

Smirschitz, 11. Mai 1758.

Der König sagte zu mir, nun könne er mir versichern, daß er Olmütz ohne Schwertstreich einnehmen werde. Das Lager ist gut angelehnt, links an eine Höhe, davor ein Dorf, in der Front Sümpfe, dahinter die Reiterei ... Er sprach davon, was er im letzten Jahre gelitten, daß sein Geist sich bei der Vorstellung von Verrat erbittere. Er könne nicht sagen, wie sehr er die Königin-Mutter betrauert habe[3]. Jedesmal, wenn eine gute oder schlimme Nachricht eintraf, hätte es ihn wie ein Fieber gepackt und das Blut sei ihm zu Kopfe gestiegen.

Smirschitz, 12. Mai 1758.

Er sprach von Kriegsplänen und fand, daß ich darüber ein besseres Urteil hätte als Guichard[4]. Er erzählte von seinen kleinen Soupers und dem philosophischen Leben in Sanssouci. Er las Racines „Athalie" vor. Wir sprachen darüber, was den Reiz der Unterhaltung ausmache. Er möchte ein einfacher Privatmann sein. Erzählte mir seine Lebensweise in Potsdam.

[1] Der Herzog von Bevern (vgl. S. 62) führte den rechten preußischen Flügel. Sein Generaladjutant, der fiel, hieß vielmehr von Krummensee.

[2] Dennoch zwang ihn seine Lage, Subsidien von England anzunehmen.

[3] Vgl. S. 55.

[4] Karl Theophil Guichard († 1775), Major und Kommandeur eines Freibataillons, des Königs Gesellschafter und von ihm nach einer Disputation über die Schlacht bei Pharsalus „Quintus Icilius" getauft.

Digitized by Google

„Ich habe etwa 40 Briefe beim Frühstück. Die Hälfte ist nichtssagend, ein Viertel ganz gleichgültig, der Rest schlechte Nachrichten."

Proßnitz, vor Olmütz, 15. Mai 1758.

Er kritisierte Gressets[1] „Epistel an meine Muse" sehr streng und zutreffend. Er sagte zu mir: „Voltaire hat mich in scharfe Zucht genommen. ‚Das taugt den Teufel nichts', sagte er. ‚Puff! Das mag hingehen, das muß fort.' Er änderte bis hundertmal. ‚Wie ist's möglich, daß Sie diese vier Verse fertig gebracht haben! Sie sind gut. Der Rest taugt nichts.'"

Ich sagte ihm, ich hätte ein Gedicht für eine Schöne geschrieben. Er las und kritisierte es: „O, ich mache Ihnen ein anderes. Sind Sie mit ihr intim?"

„Nein", sagte ich.

Er schrieb in meiner Gegenwart eine Seite Verse und zeigte mir ein Reimlexikon, das er sich während der letzten Feldzüge zusammengestellt hatte.

Vor Olmütz, 19. Mai 1758.

Er sprach von Bacons Leben, fand recht gehässige Züge darin und verurteilte scharf die Art, wie er sich hochgebracht hatte[2]. Er sang mir eine Ballettarie vor, persiflierte ein paar Oden von Racine und Crébillon[3] und erzählte auch von seinem Paktieren mit seinem Diener, der ihn zu wecken hatte.

Proßnitz, 25. Mai 1758.

Er sprach vom Tanzen und machte Tanzschritte, sprach von Gesundheit und Diät.

Vor Olmütz, 1. Juni 1758.

Er sprach selbst mit einer Marketenderin und ließ sie von dem Pferde steigen, das sie gestohlen hatte und das ein Bauer zurückverlangte.

Ich war von 7 bis 9¼ bei ihm. „Nun, wo sind die Verse? Rasch, zeigen Sie sie vor; hier sind meine." Wir sprachen vom Kriege. „Wir müssen handgemein werden", sagte er. Er erzählte mir viel von der Berliner und Potsdamer Oper. Dabei konnten wir nicht auf einen Namen kommen. Als ich ging, sagte ich, ich müßte ihn finden, sonst könnte ich nicht schlafen. Ich legte mich zu Bett, als er mir seinen Pagen mit einem Zettel schickte, auf dem das fragliche Wort „Abdalonymus" stand.

Sein Profil zeigt eine ganz gerade Linie.

[1] Jean Baptiste Louis de Gresset (1709—1777), französischer Dichter.

[2] Francis Bacon, Baron von Verulam (1561—1626), englischer Lordkanzler und Philosoph. Er hatte im Auftrage der Krone eine Anklageschrift gegen seinen früheren Gönner Lord Essex verfaßt.

[3] Prosper Jolyot de Crébillon d. Ä. (1674—1762), französischer Dichter.

Digitized by Google

Vor Olmütz, 7. Juni 1758.

Wir ſprachen von Plutarch. Er fand das Leben der Römer beſſer beſchrieben als das der Griechen[1]. Er fühlte ſich nicht wohl, gab aber nichts darauf. Welche Standhaftigkeit!

Vor Olmütz, 8. Juni 1758.

Wir ſprachen vom Krieg, von den Plänen des Feldmarſchalls Daun. Ich fragte nach ſeinem Charakter. Von Karl XII. von Schweden ſagte er, er ſei tätig und äußerſt tapfer geweſen, ein geſchworener Feind der Ruſſen, hätte Könige entthronen wollen, konnte die feindlichen Vedetten nicht leiden und vertrieb ſie ſelbſt mit den Leuten, die er gerade fand, war gut und wohltätig, weinte über die Generale, die er verlor.

Vor Olmütz, 22. Juni 1758.

Ich war beim König, der mir ſehr betrübt ſchien. Er ſprach von ſeinem Bruder[2], ſeinem guten Herzen uſw.

Vor Olmütz, 30. Juni 1758.

Ich war zweimal beim König. Er ſprach von den Verdrießlichkeiten des Krieges und den Sorgen. „Die Leute machen mir das Leben ſehr ſauer.“ Heute wurde der Lebensmitteltransport angegriffen und teils zerſprengt. 500 Mann und General von Puttkamer[3] ſind gefangen.

Vor Olmütz, 1. Juli 1758.

Alle Generale kamen zum König. Er gab Befehl zum Abmarſch und zur Aufhebung der Belagerung ...

[1] In Plutarchs Vergleichenden Lebensbeſchreibungen.

[2] Prinz Auguſt Wilhelm war am 12. Juni 1758 in Oranienburg bei Berlin geſtorben, wohin er ſich, mit dem Könige zerfallen, nach dem unglücklichen Feldzuge in Böhmen und der Lauſitz vom Sommer 1757 zurückgezogen hatte.

[3] Generalmajor Nikolaus Lorenz von Puttkamer.

Digitized by Google

Leutomischl, 6. Juli 1758.

Wir sprachen vom Krieg, von Plänen, von Magazinen. Er las Seneca. „Das ist das einzige Buch," sagte er, „das mich tröstet, wenn ich Kummer habe. Wenn Sie mich jemals sterben sehen, werden Sie sehen, daß ich ruhig sterbe; denn ich glaube, mit dem Leben ist alles vorüber."

Königgrätz, 16. Juli 1758.

Er las „Catilina"[1], machte seine Bemerkungen, fand die Verse kalt und schlecht. Wir sprachen von Lobreden. Er sagte, er hätte den Fürsten von Anhalt[2], der Lobsprüche liebte, bis zum Übermaß beweihräuchert. Er hätte den Prinzen Eugen loben wollen[3], aber jemand hätte ihm gesagt, das wäre ihm peinlich, denn er sei sehr bescheiden.

Er sprach von der Erziehung, die er erhalten hätte. Latein sollte er nicht lernen. Sein Vater wollte, daß sein Gouverneur ihm Freiheit ließe. Er wird Dummheiten machen, aber er wird lernen, sich selbst zurechtzufinden.

Er sprach von seiner Bayreuther Schwester, die er zärtlich liebt. Sie sind zusammen erzogen worden.

Daß ein Erwachsener wenig auf die Freundschaft der Kinder rechnen kann, daß jedes selbstsüchtig ist. Er hat die Freunde, die er als Kind hatte, stets zu Freunden behalten.

Königgrätz, 24. Juli 1758.

Er sprach viel vom Glück; die Großen seien nicht glücklicher als die Privatleute . . .

„Ach, wie weh wird es mir tun," sagte er, „wenn ich Berlin wiedersehe, den Ort, wo ich die zärtlichste Mutter und so viele Freunde verlor! Für mich gibt es keine Ruhe mehr. Wieviel verzweifelte Untertanen! Und ich kann nichts für die armen Leute tun, von denen die meisten sich für mich opfern! Wie sollte ich mich nicht für sie opfern?"

Königgrätz, 25. Juli 1758.

Wir sprachen vom Abmarsch und vom Kriege. Der König war sehr munter. „Und doch, wieviel habe ich zu tun! Wenigstens, mein Lieber, fliehen wir nicht, sondern ziehen mit Ehren ab."

Lager bei Opotschno, 27. Juli 1758.

Wir sprachen von griechischen Schriftstellern, und er ließ mich daraus vorlesen. Von Maupertuis[4], der tyrannisch ist und böse wird, wenn man seinen Ideen nicht folgt. Von Voltaire: Schuft! Von La Mettrie[5]: ein Narr, der,

[1] Trauerspiel von Crébillon (vgl. S. 70). [2] Vgl. S. 38.
[3] Friedrich lernte den Prinzen während des Rheinfeldzuges 1734 kennen.
[4] Vgl. S. 64. [5] Vgl. S. 42.

Digitized by Google

wenn man ihn nur darum bat, über Leute ſchrieb, die er gar nicht kannte. Von Algarotti[1]: ſelbſtſüchtig, falſch und ſüßtuend. Von der Kunſt, die Menſchen zu durchſchauen: man muß viele ſehen, wenig urteilen und nachdenken.

Jeſſenitz, 30. Juli 1758.

Er ſprach von der Art, wie man religiöſe Fragen behandeln ſolle. Es gäbe in der Natur viele Dinge, die wir nicht erfaßten. Gott habe uns auf die Probe ſtellen, unſeren Verſtand in Feſſeln ſchlagen wollen uſw.

Lager bei Skalitz, 4. Auguſt 1758.

Morgens im Zelt höre ich eine Schießerei, als ob alle Teufel los wären. Ich wache auf, laſſe mein Pferd ſatteln, mein Gepäck fertigmachen. 8000 Panduren hatten das Freibataillon Le Noble angegriffen ... Um 3 Uhr wurde

ich zum König gerufen. Er ſagte: „Wiſſen Sie, warum wir abrücken?“ Er glaubte, der Angriff am Morgen ſei erfolgt, um uns feſtzuhalten. Dann hätte die ganze feindliche Armee ſein Lager angegriffen, das von einer Höhe beherrſcht war und der breiten feindlichen Front nur eine ſchmale Front entgegenſetzte.

„Daun“, ſagte er, „wird eine ſehr lange Naſe machen. Er iſt ſicher ſchon aufgebläht wie ein Froſch und wie eine Frau in den Wochen.“

Politz, 6. Auguſt 1758.

Wir ſprachen von Poeſie, von ſeinen Leiden. Er ſchien ſie ſchwer zu tragen, macht aber gute Miene dazu.

„Soll ich noch unglücklicher werden, ſo wäre es gut, die erſte Kugel riſſe mir den Kopf weg. Sie können ſich nicht in meine Lage verſetzen. Es iſt

[1] Vgl. S. 25.

Digitized by Google

schon richtig, das Unglück der anderen rührt uns wenig. Sie werden bald Schreckliches erleben."

Wernersdorf, 8. August 1758.

Wir sprachen viel von Philosophie, von dem, was nach dem Tode sein wird, vom Geist des Christentums. Ich sagte, er sei gut für das menschliche Zusammenleben. „Auge um Auge" sei ein Fehler in einer Religion. Er leugnete das alles, nannte es ein bloßes Märchen! Als ich jedoch das Racheprinzip auf einen Privatmann anwandte, der von einem Großen beleidigt worden sei, hatte ich mit meinen Grundsätzen und Folgerungen leichtes Spiel. Wie soll dann die Rache sein? „Man muß den Großen preisgeben", sagte er. Aber ist das die ganze Strafe?

Die Schlacht bei Zorndorf[1]

Landeshut, 10. August 1758.

Abends 6 Uhr von Grüssau aufgebrochen, um den König in Landeshut zu treffen und ihn zu bitten, ihm folgen zu dürfen. Er genehmigte es mit den Worten: „Ich bin Ihnen wirklich verbunden; Ihre Aufmerksamkeit macht mir Freude; aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie dürfen für Ihr Gepäck nur ein Packpferd mitnehmen."

Liegnitz, 12. August 1758.

Um 4 Uhr aufgebrochen, um 10 Uhr in Liegnitz eingetroffen ... Ich war von $^1/_2$5 bis 6 beim König. Er sprach vom Krieg und von Märschen, sagte mir, wie gern er baue und schöne Gebäude errichte, aber das geschähe aus seinen Ersparnissen, ohne daß der Staat darunter litte ... Er hätte 62 Dörfer erbaut und mit Heimarbeitern besiedelt. Bei Kriegsausbruch waren seine Einnahmen beträchtlich gestiegen; Schlesien brachte 5 Millionen ein. Ein- und Ausfuhr hielten sich in seinem Staate das Gleichgewicht ...

Heinzendorf, 14. August 1758.

Er sprach von seinen Sorgen. Er hatte die Nacht bis 1 Uhr gearbeitet und nicht geschlafen. Er verbesserte ein paar Verse einer Ode von Rousseau[2] und erzählte vom Vorabend einer Schlacht: wie man sich still verhält und unter den Waffen bleibt und beide Heere vor ihren Linien Wachtfeuer unterhalten.

[1] In der Nacht zum 11. August 1758 trat der König den Marsch gegen die Russen an, um ihre Vereinigung mit den Österreichern zu hindern. Am 16. erfuhr er, daß sie auf Küstrin rückten, und griff sie am 25. bei Zorndorf an. Nachdem sie am 31. den Rückmarsch begonnen hatten, eilte er am 2. September zur Unterstützung des Prinzen Heinrich nach Sachsen.

[2] Jean Baptiste Rousseau (1671—1741). Dieser Vermerk im Tagebuch widerlegt bündig die auf Grund der Cattschen Memoiren entstandene Legende, als sei die Umdichtung der Ode am 24. August, also am Vorabend der Schlacht bei Zorndorf, erfolgt.

Digitized by Google

Sagte, daß er den Russen verschiedene Nachrichten zukommen ließe, um sie irrezuführen.

Plothow, 17. August 1758.

Er erzählte mir von seinem Leben in Friedenszeiten. „Um 7 Uhr stehe ich auf, und während des Anziehens lese ich meine Briefe. Das dauert bis ½9, dann gehe ich aus, reite oder gehe spazieren. Das dauert bis 11 Uhr. Inzwischen habe ich Zeit gehabt, reiflich zu überlegen und die erste Wallung, die bei mir heftig ist, zu überwinden. Denn ich gestehe Ihnen, daß ich im ersten Augenblick sehr heftig bin. Von 11 bis 12 diktiere ich. Ich höre die Gnadengesuche und Finanzsachen, zweimal in der Woche die Bittsteller. Von 1 bis ½3 speise ich; denn ich esse zu Mittag nicht gern viel. Nachher gehe ich spazieren. Ich unterhalte mich oft über Geschäfte. Um 5 Uhr lese ich, musiziere um 7, um 9 Uhr speise ich mit einem halben Dutzend Freunden zu Abend, und wir schwatzen tüchtig drauflos. Am nächsten Morgen ist alles vergessen."

Er sprach von seinen Sorgen, seiner Aufregung besonders im ersten Augenblick, wenn er eine Nachricht bekommt.

„Ich liebe mein Volk. Die erste Wallung ist stärker als ich. Ich habe mit 1200 Talern gelebt. Müßte ich wieder so leben, ich täte es, wenn mein Volk glücklich würde. Glauben Sie, daß es Leute gibt, die mich um mein Los beneiden?"

Ich bejahte es und sagte, er wäre in vieler Hinsicht beneidenswert. Er hat mir durch seine Gesinnung tiefen Eindruck gemacht.

„Ich marschiere so schnell, wie ich kann. Mißlingt dies, so wird man mich sicherlich tadeln. Hätte ich 50 000 Mann mehr, ich jagte sie alle heim."

Krossen, 18. August 1758.

Ich war von 4 bis 6½ Uhr beim König. Er hatte einen Brief bekommen. Sein Gesicht war feuerrot. „Fühlen Sie meine Stirn," sagte er, „welche Glut! Sie sehen, ich vermag nichts gegen diese erste Wallung, das ist sehr natürlich. Ich fürchte nichts für mich, mein Entschluß steht fest. Soll ich sterben, um so besser. Ich habe epikureisch gebetet[1]. Aber für meine armen Leute fürchte ich."

Er erklärte mir, wie ein Angriff erfolgt. „Welch grausiger Anblick! Sie werden sagen, die Welt geht unter."

Ziebingen, 19. August 1758.

Er entwarf mir einen Plan des Schlosses von Sanssouci und der Gärten. Es gibt kein Fleckchen, das sich nicht landschaftlich schön gestalten ließe. Sprach von seinem philosophischen Leben. „Im Garten ist eine Gruft. Pinien stehen schon da, Zypressen lasse ich noch pflanzen."

„Ich war erstaunt," sagte er, „daß meine Soldaten seit der Schlacht bei Breslau[2] Angst vor den Kanonen hatten. Ich setzte 100 Dukaten für jede

[1] Vgl. S. 82. [2] Am 22. November 1757.

Digitized by Google

Kanone aus, die ein Soldat eroberte. Das wirkte. Wer eine Schlacht liefern will, muß das Menschenherz kennen. Das Geschütz ist furchtbar entscheidend. Turenne[1] rühmte sich einer famosen Artillerie; es waren 17 Kanonen. Jetzt hat man bis zu 200. Ich würde fast immer wetten, daß ich die Schlacht gewinne, aber gegen Geschützfeuer ist nichts auszurichten."

Frankfurt a. O., 20. August 1758.

„Habe ich Kummer, Kummer über den Verlust guter Freunde, so schließe ich mich ein und weine mich aus."

Er sprach von seinen Plänen, die gut vorwärtsgingen. Er sagte, es sei eine Schande, wie man sich bei den Verhandlungen betröge. Die Fürsten wären Kanaillen und verdürben einen.

„Sie haben mich lange genug gesehen, um mich als offen zu kennen."

Gorgast, 21. August 1758.

Ich folgte dem König, der die Vorposten und einen Teil der Armee besichtigte. Ich war in Küstrin. Welch entsetzlicher Anblick! Alles ist zerstört, die Einwohner in Tränen.

Güstebiese, 24. August 1758.

... Ich kam abends um 8 Uhr nach einer Mühle, wo der König seit 7 war. Ich blieb bis 11 Uhr bei ihm.

„Nun," sagte er, „morgen werden Sie sehen. Finden Sie mich nicht ruhig? Ein Schlachttag ist furchtbar. Ich habe meine Maßnahmen so getroffen, daß ich nicht viel Leute verlieren werde und daß der Feind vertrieben wird. Aber Sie werden es vielleicht sehen: ein Nichts kann alles umwerfen, und dem Führer wird etwas zur Last gelegt, wofür er nichts kann. Leben Sie wohl. Schlafen Sie gut!"

Ich legte mich in einer Scheune aufs Stroh und schlief zwei Stunden.

Lager bei Zorndorf, 25. August 1758.

... Gegen $^1/_2$1 war die Schlacht gewonnen ... Der König sammelt dreimal das Fußvolk, erscheint mit einer Fahne in der Hand, läuft Gefahr, umzingelt zu werden ... Welches Gemetzel und welch ein Anblick ist dies Schlachtfeld! ... Gegen 7 Uhr abends zieht man sich zurück. Der König läßt mich rufen.

„Nun, hatte ich es Ihnen nicht gesagt: Welch furchtbares Schauspiel! Gestehen Sie, ist es nicht furchtbar? Wo werden Sie schlafen? Legen Sie sich zur Ruhe, wickeln Sie sich in Ihren Mantel. Ich sagte Ihnen: Ein Führer kann an alles denken, und Sie sehen, es geht doch nicht alles nach Wunsch."

Ich gehe schlafen, Pferde stampfen über meine Beine. Ein sterbender Russe heult die ganze Nacht durch und läßt mich nicht schlafen. Um 2 oder 3 Uhr

[1] Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne (1611—1675), französischer Feldherr.

Digitized by Google

greifen zwei Schwadronen Koſaken das Regiment Rueſch an und bringen ins Lager. Man wirft ihnen Dragoner entgegen und verjagt ſie.

Lager bei Zorndorf, 29. Auguſt 1758.

Man ſingt: „Nun danket alle Gott!“ Drei Artillerie- und Gewehrſalven. Die Ruſſen ſchießen gleichfalls ... Abends um 8 Uhr war ich beim König. Er war ſehr müde. „Sehen Sie, wie ich abmagere. Welche Hetzerei! Kein Augenblick Ruhe! Die Ruſſen ziehen nicht ab.“ Man ſprach von der Reiterei: „Sie hat den Staat gerettet.“ ...

Eine Frau kam und bat um eine Stellung. „Was will ſie? Wie ſoll ich Stellen vergeben, wo ich nicht ſicher bin, ob ich die meine behalte? So machten es die Römer: ſie verkauften bereits die Äcker, die in Feindes Hand waren.“

„Ich biete alles auf, um die Ruſſen zu vertreiben. Ich muß Sie recht langweilen, keinen Augenblick Ruhe!“ ...

Seit dem 27. ſtehen die Ruſſen auf fünf mit Geſchützen geſpickten Anhöhen. Ihr Fußvolk ſteht im Grunde und hat eine Art Karree gebildet.

„Ein ſchreckliches Leben, das ich führe. Was ſagen Sie dazu? ... Es iſt Räuberart, zu fünft über einen herzufallen. Wo ſo viele für mich ins Gemetzel gehen, warum ſoll ich's nicht auch tun?“

Lager bei Zorndorf, 31. Auguſt 1758.

Um 5 Uhr gerufen. Er las mir den dritten Geſang von Lukrez[1]) vor, den er zum zwanzigſten Male lieſt. „Da, das iſt mein Brevier! — Ich denke, die Ruſſen bauen ab. Gibt es ein Mittel, ſie zu vertreiben, ſo ſeien Sie ſicher, ich werde es finden.“ Er litt ſtark an Unterleibskrämpfen, bewahrte aber große Ruhe.

Lager bei Zorndorf, 1. September 1758.

Die Ruſſen ſind geſtern abend abgezogen ... Ich wurde gerufen. Er ſprach vom Abmarſch. Er hätte ihnen ein paar Truppen in die Flanke geſchickt, das hätte ſie veranlaßt, ſich etwas zu eilen. Er klagte, wie ſchwer das Leben ſei. Dieſe Art von Daſein ſei ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen ſtracks zuwider. „Ich liebe ein träges Leben. Ich haſſe die ganze Bande und möchte keine 100 000 Taler von ihr, obgleich ich arm bin.“

[1] Vgl. S. 64.

Digitized by Google

Hochkirch[1]

Manschnow, 2. September 1758.

„Und doch habe ich ganze Völker geschlagen. Das muß ein Ende haben. Wäre ich jünger, ich könnte der französischen Monarchie harte Schläge versetzen."

Müllrose, 3. September 1758.

Ich sagte zum König: „Wenn alles vorüber ist, wird jedermann König von Preußen sein wollen."

„Ach, zum Teufel, ein schöner Ruhm! Siegen und sterben! ... Ein schöner Ruhm: Städte in Asche, verbrannte Dörfer, unglückliche Einwohner! Reden wir nicht mehr davon. Die Haare stehen mir zu Berge."

Trebatsch, 4. September 1758.

Prinzessin Amalie[2] besuchte den König. „Es ist meine erste Freude seit sechs Monaten", sagte er zu mir.

Lübben, 5. September 1758.

Ich war von 4 bis 6 beim König. Er war sehr ermüdet. Er sprach von Berlin und der dortigen Lebensweise ...

„Die Finanzleute bei mir sind Barbaren, sie haben alle einen Tick. Das beste, was ich habe, sind die Offiziere. In Berlin gebe ich große Gastmähler. Ich lade 60 Personen ein. Das ist in zwei Tagen abgetan. Ich spreche mit jedem nach seinem Geschmack, und alle gehen zufrieden fort. Jetzt passe ich nicht mehr für die große Welt."

„Man wird vielleicht finden, daß ich Unsinn rede, aber ich kann mir kaum vorstellen, daß die Russen Menschen sind."

„In Dresden hängt man sich alles an den Leib, in Berlin lädt man seine Freunde ein."

„Die Österreicher haben ausgesprengt, ich liebte den Krieg. Das ist grundfalsch. Ein schönes Vergnügen! Ich überlasse es Ihnen, darüber zu urteilen."

Dobrilugk, 7. September 1758.

Ankunft in Dobrilugk. Kleines Nest mit einem Jagdschloß des Königs von Polen. Um 5 Uhr wurde ich gerufen. Der König schilderte mir ein philosophisches Leben, das er hier mit 80 000 Talern führen wollte. Er würde ein halbes Dutzend Freunde haben und ihnen das Leben behaglich machen.

[1] Am 2. September brach der König nach Sachsen auf und traf am 11. bei Dresden ein. Am 7. Oktober rückte er nach Bautzen, um Daun von Böhmen abzuschneiden oder zur Schlacht zu zwingen. Am 10. traf er bei Hochkirch ein, wo ihn in der Nacht zum 14. die Österreicher überfielen. Als diese im November Dresden, Leipzig und Torgau wegzunehmen planten, rückte der König von Schlesien, wohin er gegangen war, wieder nach Sachsen.

[2] Die jüngste, unvermählte Schwester des Königs.

Digitized by Google

Er sprach von seinem Leben in Rheinsberg von 1730 bis 1740. Morgens um 4 stand er auf, arbeitete bis 10, machte Auszüge bis 12, ging spazieren, spielte oder aß Mittag. Um 5 Uhr setzte er seine Auszüge fort, aß bis Mitternacht zu Abend, las bis 2. Es waren auch Damen da; jeder tat, was er wollte. Jordan[1] verbesserte seine Auszüge. Auch Fouqué[2] war da.

Er sprach von den Neigungen des Königs von Polen: Musik, Gemälde, Tafel, ein Gedeck 3000 Taler.

„Es tut mir leid, daß ich brennen und sengen muß, aber was soll ich mit der Gesellschaft machen?"

Elsterwerda, 8. September 1758.

Um 4 aufgebrochen, um 10 in Elsterwerda. Hier ist ein Jagdschloß des Königs von Polen. Ich wurde um ½5 gerufen und fand den König im Garten. „Das ist hübsch, ganz holländisch", sagte er. Wir gingen in einem hübschen Wäldchen spazieren. „Ich suche mich künstlich zu täuschen. Ich glaube in Sanssouci zu sein. Das ist ein hübscher Fleck, versichere ich Ihnen. Ich habe 2 Millionen hineingesteckt, und wenn ich noch 1 Million ausgebe, bleibt nichts mehr zu tun."

„Wenn es Ruhm gibt, ist es der Ruhm der Waffen", sagte ich.

„Sagt man? Nein!" versetzte er. „Denn man braucht nur Standhaftigkeit und gesunden Verstand."

„Aber gesunder Verstand ist selten", antwortete ich.

„Ihre Bemerkung ist sehr zutreffend", versetzte er. „Als ich jünger war, glaubte ich es nicht, aber je älter ich werde, um so mehr sehe ich, daß nichts so selten ist." . . .

„Sehen Sie, ich gehe immer aufs Ganze. Sehe ich ein großes Ziel, so gehe ich mit aller Kraft drauf los. Um Kleinigkeiten, die keine Folgen haben, kümmere ich mich nicht." . . .

„Voltaire sagte zu mir: ‚Wenn Sie kämpfen, sind Sie dann nicht wütend?' — ‚Nein, gerade dann ist die größte Ruhe nötig.' — ‚Aber Ihre Kriege sind einer wie der andere.' — ‚Auch alle Ochsen sehen sich gleich, aber wenn man genau zusieht, ist stets ein Unterschied vorhanden.'"

Groß-Dobritz, 10. September 1758.

Der König gab mir einen Brief an Voltaire zum Abschreiben. „Heben Sie das Original gut auf, denn Voltaire ist ein gefährlicher Mensch." Am Abend war ich bei ihm. Er las Ciceros Briefe an Atticus. „Welche reizenden Briefe! Wie fesselnd! Ich werde nicht müde, sie zu lesen."

[1] Vgl. S. 68.

[2] Heinrich August Baron de La Motte Fouqué (1698—1774), damals Hauptmann, nahm 1763 als General der Infanterie den Abschied. Der König bewahrte ihm bis zum Tode seine Freundschaft.

Digitized by Google

Schönfeld, 13. September 1758.

Um 6 aufgebrochen, um 1 in Schönfeld, altes Schloß des Rats Baron Friesen. Stark bergige, sumpfige Gegend, herrliche Blicke. Um 7 gerufen.

„Nun, ich habe eine Bewegung gemacht. Ich wette, Sie verstehen nichts davon."

„Nein", sagte ich.

„Also vorwärts, ich werde es Ihnen erklären. Durch eine Bewegung auf meinem linken Flügel habe ich den Feldzug entschieden. Meine Stellung zwingt den Feind, entweder die Elbe und seine Freunde, die Reichsarmee, im Stich zu lassen und zu verhungern, oder sein Magazin in Zittau im Stich zu lassen, oder sich zurückzuziehen und sich an einer Stelle zu schlagen, wo er es nicht erwartet. Derartige Schachzüge wiegen Schlachten auf. Ich liebe solche Maßregeln und glaube, daß meine Feinde, die es in zwei Tagen merken werden, sagen werden, ich hätte sie arg in die Klemme gebracht. Es gibt Generale, die das nicht begreifen ... Ja, ich bin mit dieser Maßnahme zufrieden. Hier galt es, standhaft zu sein. Die Leute gehen nicht aufs Ganze, sondern hängen an Kleinigkeiten. Wir werden ja sehen, was der deutsche Fabius[1] tun wird."

Schönfeld, 18. September 1758.

„Man klagt darüber, daß die Könige ihre Untertanen nicht besser auswählen. Aber es ist so schwer, sie zu durchschauen. Sie verstellen sich und nehmen die Maske erst ab, wenn sie ihren Zweck erreicht haben. Außerdem ist ein Ehrenmann nicht immer geschäftstüchtig. Ein Flickschuster kann ein Biedermann sein, aber kein guter Finanzmann. Die Menschen sind seltsam, sie sind recht schlecht; ehrliche Menschen, gerade Herzen sind seltene Pflanzen." Er erging sich fortwährend in Vergleichen darüber. „Wäre es so schwer gewesen, uns weniger unvollkommen zu erschaffen? Vollkommenheit bei den Menschen suchen, heißt soviel wie Wein im Brunnen suchen. Man muß sich mit dem Ungefähr begnügen. Ich habe viele Menschen gesehen und viele Schurken."

„Sehen Sie, wieviel ich heute gelesen habe. Daraus berechnen Sie, wieviel ich in Friedenszeiten lesen werde. Ich las die Römer. Wahrhaftig, das sind Menschen, ganz wie wir. Die Menschen sind zu jeder Zeit und überall die gleichen, mit den gleichen Leidenschaften. Der Geschickte kennt die Menschen, und der Weise nimmt sie für das, was sie sind. Dieser Greis ist sehr weise, sagt man. Aber er ist es nur, weil seine Leidenschaften erloschen sind."

Schönfeld, 19. September 1758.

Er empfing mich mit den Worten: „Wie der Ochs brüllt und die Vögel singen, so kehrt der Dichter zur Poesie zurück. Kommen Sie, ich zeige Ihnen Verse."

[1] Der König liebte, Daun mit dem römischen Konsul Fabius Maximus Cunctator zu vergleichen.

Digitized by Google

Wir sprachen von Beredsamkeit, daß Cicero über Demosthenes stände, aber selbst recht unklar und unentschlossen wäre ... „Haben Sie noch die Ciceronianischen Reden im Kopfe? Die Jugend hat dafür manche Schläge gekriegt."

Schönfeld, 20. September 1758.

„Kommen Sie, kommen Sie, ich habe etwas, das Ihnen Spaß machen wird." Er zeigte mir eine hübsche Prosaarbeit. Wir sprachen vom Stil. „Sie werden sehen, wenn ich Ruhe habe, rede ich nicht mehr vom Kriege."

Schönfeld, 21. September 1758.

Wir sprachen viel über Moral. Er zitiert oft den Vers Agamemnons[1]:

„Wohl dem, der mit bescheidenem Los zufrieden."

„Sehen Sie, schon lange denke ich an die holden Stunden, die ich in der Zurückgezogenheit finden könnte. Ich wollte zurücktreten; der Tod meines Bruders[2] wirft meinen Plan um; denn ich kann nicht abdanken, solange mein Nachfolger minderjährig ist. Mein Neffe[3] ist jetzt 14 Jahre; in 4 Jahren ist er großjährig. Zwischen diesen bewegten Zeiten und meinem Tode muß ich mir noch etwas Ruhe gönnen. Ich habe noch fünf Jahre zu leben, das ist alles. Ich verliere mein Feuer. Ach, wenn Sie mich noch vor ein paar Jahren gesehen hätten! Wenn Sie mich in meinen guten Tagen gesehen hätten — wie anders war ich da!"

Wir sprachen vom König von Polen. Er hat verdiente Leute einkerkern lassen[4].

„Das entstellt die größten Taten. Nur die Tugend, die Tugend allein gibt Ruhm, und es gibt wenig Tugendhafte. Welche Verderbnis an den Höfen! Ich sehe die Mittel, die Kniffe, die man anwendet, die Ausflüchte, die die Verderbtheit sucht. In Frankreich bemüht sich der Herzog von Orléans, daß die Schlacht verlorengeht[5]. Richelieu verzettelt seine Truppen, um Clermont zu schaden[6]. Überall erbietet man sich für Geld, seinen Herrn zu verraten. Wie schlecht doch die Menschen sind! Es gibt wohl Tugendhafte, aber sie kommen bei Hofe nicht weit. Prinz Eugen war sehr maßvoll und tugendhaft. Um glücklich zu sein, darf man nicht ganz arm sein, und Epikureer sein, heißt maßvoll sein."

[1] In Racines „Iphigenie" I, 1.
[2] Vgl. S. 71.
[3] Der spätere König Friedrich Wilhelm II. (geb. 1744).
[4] In der Vorlage findet sich offenbar eine Lücke.
[5] Gemeint ist die Schlacht bei Turin 1706.
[6] Der Führer der französischen Truppen im Siebenjährigen Kriege, Herzog von Richelieu, gab Anfang 1758 den Oberbefehl an den Grafen von Clermont ab.

Digitized by Google

Schönfeld, 23. September 1758.

Wir sprachen von Moral und Tod. Voltaire bekam plötzlich schreckhafte Zufälle. „Ich glaube, er wird uns allen Schande machen", sagte der König. Er war krank und konnte nicht lesen. Trotzdem las er ein Stück aus Voltaires „Zeitalter Ludwigs XIV." Er sprach von seinem Charakter: „Sie werden sehen, bei seinem Tode braucht er alle Beichtväter und sieht alle Teufel[1]."

Schönfeld, 24. September 1758.

Er las die „Gedanken" von Pascal[2] und Voltaires Kritik und urteilte über beides. Wir sprachen von Metaphysik. Er behauptete, Gott erhielte nur die Gattung[3], nicht das Einzelwesen. Darüber stritt ich mit ihm.

„Wie eitel sind Sie", sagte er. „Sie glauben, daß Gott sich um Sie kümmert? Er pfeift auf Sie und auf mich. Mein Gebet lautet: O Gott, wenn es einen gibt, erbarme dich meiner Seele, wenn ich eine habe."

Schönfeld, 25. September 1758.

„Nun, haben Sie an unsere Unterhaltung gedacht? Sie stehen nicht auf meinem Standpunkt. Sie dürfen den Ihren behalten."

Sein kleiner Hund spielte mit ihm.

„Nicht doch, Närrchen, was störst du einen Philosophen in so ernsten Erörterungen?" . . .

Wir sprachen dann vom Kriegswesen.

„Man muß alle seine Anstalten treffen und dann den Zufall walten lassen."

Rammenau, 29. September 1758.

Der König war nicht wohl. Viel Kolik und Augenschmerzen. „Ich werde alt," sagte er, „ich werde alt." Wir sprachen von Holland.

„Die Leute sind weichlich", sagte er.

„Und doch", entgegnete ich, „betätigt sich die Jugend im Kriege."

„Ja, sie tut oft das Gegenteil von dem, was ihr beigebracht ist. Hätte ich Kinder, ich überließe sie ihrer Natur, und sie könnten sich ihren Beruf selbst wählen. Will man Erfolg haben, so braucht man starken Ehrgeiz oder starke Eigenliebe[4]. Das ist eine Stütze, das ist die Triebfeder der großen Taten; denn jeder will sich in etwas hervortun. Ein Flickschuster behauptet, bessere Stiefel zu machen als ein anderer usw. Übrigens muß dieser Ehrgeiz maßvoll sein; er kann sich in mancherlei Form äußern. Ich kenne die Menschen,

[1] Auf seinem Sterbelager wies Voltaire den Beistand der Kirche zurück.

[2] Blaise Pascal (1623—1662), französischer Philosoph, gab in den „Pensées" eine Apologie des Christentums. Vgl. S. 199 Anm. 1.

[3] Vgl. Friedrichs Ode an Maupertuis, „Die Vorsehung fragt nicht nach dem Einzelwesen, nur nach der Gattung" (Ges. Werke, Bd. IX, S. 54ff.).

[4] Vgl. Friedrichs Abhandlung „Die Eigenliebe als Moralprinzip" (Ges. Werke, Bd. VIII, S. 44ff.).

Digitized by Google

ich habe sie zwanzig Jahre lang als Privatmann gesehen, mir darf man nichts vormachen. Ich gehe den Berichten, die man mir macht, auf den Grund; wehe, wer mich betrügt!"

„Haben Sie noch an mein System gedacht?" fragte er.

„Ja, aber wenn mein Glück von meinen Gedanken abhängt, will ich sie nicht stören, sonst geriete ich in Zweifel und würde unglücklich. Euer Majestät können unbedenklich alles mit kecker Hand anfassen."

„Ja, ich bleibe meinen Ideen treu, und Sie sehen, daß ich den Tod nicht fürchte. Wenn ich etwas Falsches tue, gehe ich in mich, fühle Reue und erröte in mir selbst, daß ich etwas verfehlt oder gegen mich gefehlt habe."

„Wenn ich nach den Vorschriften des Glaubens lebe, bin ich glücklicher, habe aber weit weniger Freude."

„Dann sind Sie dumm; denn wir sind zum Genuß geschaffen."

„Um das Volk im Zaum zu halten, haben alle Gesetzgeber Götter und Gespräche mit Göttern ersonnen. Glauben Sie mir, wenn wir Angst haben, denken wir uns Teufel aus und glauben, der Himmel zürne:

„Furcht schuf die Götter, Kraft die Könige."

Rammenau, 30. September 1758.

Der König war sehr ermüdet. Er las die Vorrede zu den „Tuskulanen"[1] vor. Wir sprachen dann noch viel über die Seele.

„Was ist das?" fragte er. „Ein Wort ohne Sinn."

Er fand Locke[2] entsetzlich weitschweifig und hält sich an den Auszug.

„Hätte ich ein gutes Gedächtnis, so hätte ich Gelehrter werden können; denn ich habe viel gelesen und auch versucht, systematisch zu lesen; aber mein Gedächtnis läßt mich manchmal im Stich."

Er kann hintereinander zwanzig Briefe sehr schnell lesen und jeden beantworten, ohne sie nochmals durchzulesen.

Wir sprachen von der Lagerkunst. „Sie ist recht schwierig," sagte er, „denn will man seine Sache gut machen, so muß man für jede Stellung seine Gründe haben."

Rammenau, 1. Oktober 1758.

Er hatte sich die Ader schlagen lassen; sie brach dreimal wieder auf. Er ging hinaus und gab seine Befehle wie gewöhnlich. Wir sprachen von Ciceros „Tuskulanen", von der Todesverachtung. Er fand sie etwas lang, aber für jene Zeit gut durchdacht. Das führte uns auf die Vorsehung. Ich sagte, selbst wenn ich keine guten Gründe dafür hätte, bewiese mir Seine Majestät durch ihre Person, daß es eine Vorsehung gibt; denn schließlich hinge doch von seinem Leben das Schicksal eines ganzen Volkes ab.

[1] Von Cicero. [2] John Locke (1632—1704), englischer Philosoph.

Digitized by Google

„Ach, das sagt man den Königen stets", sagte er. „Mein Lieber, wenn ich nicht mehr bin, werden Sie sehen, daß mein Land regiert wird und meine Armeen geführt werden wie vorher."

Ich konnte ihm darin nicht zustimmen. Er sprach dann vom Kriege.

„Glücklich, wer in Frieden leben kann und von all diesen Verdrießlichkeiten nichts zu hören braucht; aber unglücklich, wer sich mit all diesen Dingen befassen muß. Wenn doch der Heilige Vater Türke bald vorrücken wollte[1], dann wäre unsere Not eher zu Ende."

Wir sprachen von der Eitelkeit der Völker, den Engländern, Franzosen, Türken, Spaniern. „Und ich glaube," sagte er, „nach diesem Kriege braucht man meinem Volke keine Eitelkeit zu predigen."

Es wäre eine Frage, ob man zur Rettung eines Großstaats oder eines großen Königs Türke werden könnte; denn die Türken sind Deisten.

Rammenau, 2. Oktober 1758.

Wir sprachen viel über Moral, stets über die Religion, stets über den Grundsatz, daß es ein jenseitiges Leben gibt.

„O, Sie kommen stets auf Ihre Ideen zurück, Sie sind mit Theologie durchtränkt! Wenn ich das alles glaubte, verließe ich meinen Thron und lebte als Wüstenheiliger, um mir die ewige Seligkeit zu erwerben."

Wir sprachen über die Vergebung von Beleidigungen. Er führte mir einen Zug an. Sein Vater hatte sich mit seinem Schwager, dem König von England[2], überworfen. Vor seinem Tode sagte man ihm, er müsse sich versöhnen und verzeihen. „Schön, schreibt einen Brief", sagt er. Der Brief wird geschrieben. „Mir geht es besser, schickt den Brief nicht ab. Erst wenn ich tot bin."

Er erzählte auch einen Zug vom Herzog von Württemberg, dem Vater des Prinzen[3]. In Italien hatte er das Fieber. Eines Tages sagte er: „Halleluja! Halleluja!" Der Arzt glaubte, das Fieber stiege, und fühlte ihm den Puls. „Wie geht es?" — „Gut. Ich versuche, ob ich Freude daran finden kann, nach meinem Tode zu singen. Aber zum Teufel, ich finde keine."

„Ich sehe überall Schwierigkeiten", sagte der König. „Man muß sein Urteil zurückhalten. Sind wir frei, so ist Gott nicht allwissend; sind wir unfrei, so gibt es keine Tugenden und Laster mehr[4]." ...

Er hatte mehrfach den „Ödipus" gelesen, in dem er einst eine Rolle gespielt hatte[5], und konnte diese noch fast ganz auswendig. Die moralischen Episteln

[1] Seit Anfang des Krieges bemühte sich der König um ein Bündnis mit den Türken.

[2] Georg II.

[3] Herzog Karl Alexander (1684—1737), der Vater Herzog Karl Eugens und des Prinzen Friedrich Eugen, der preußischer General war.

[4] In seiner Jugend hatte sich Friedrich zur Lehre von der Prädestination bekannt. Vgl. S. 4 ff.

[5] In Rheinsberg hatte Friedrich 1737 die Rolle des Philottet in Voltaires „Ödipus" gespielt.

Digitized by Google

von Voltaire taugen nach seiner Ansicht nicht viel und haben keinen Zusammenhang.

„Etwas, das ich nicht verzeihen kann, ist Undankbarkeit. Sehe ich, daß mir jemand aus Leichtsinn und Unachtsamkeit schadet, so mag das hingehen! Stößt man mir aber den Dolch ins Herz und lacht, dann muß ich mich rächen. Wenn ich könnte, ließe ich solches Pack aufknüpfen."

Als wir über die Rache sprachen, sagte ich, der Geist des Christentums sei darin vortrefflich.

„O," sagte er und trat mit einer Verbeugung auf mich zu, „ich gratuliere Ihnen zu solcher Selbstbeherrschung. Das ist schön, das ist groß. Ich wollte nur, man stellte Sie auf die Probe!"

Ja, dieser Fürst ist der größte und liebenswerteste Mensch. Sehr offen über sich selbst und in seinen Meinungen, nimmt er Widerspruch durchaus nicht übel.

Rammenau, 4. Oktober 1758.

Es geht dem König nicht gut. Viel Magenschmerzen und Unterleibskrämpfe. Jede Körperlage tat ihm weh. Er konnte nicht laut lesen und las mit halber Stimme Voltaires „Merope", die er lange nicht gelesen hatte und die er schön fand, fesselnder als seinen „Mahomet", in dem zuviel Politik vorkomme. „Ohne Liebe geht es bei den Franzosen nun einmal nicht ab." ...

Ich sprach mein Erstaunen aus, daß der König keinen Arzt hätte.

„Ich weiß doch, was mir fehlt," sagte er, „und wenn die Maschine kaputt ist, wie soll man sie reparieren?"

„Leben wird Schande, und der Tod wird Pflicht"[1], sagte er, von einer Schlacht sprechend, in der alles verloren ist ...

„Ich habe mich vielleicht zu sehr mit Poesie und Beredsamkeit befaßt", sagte er. „Aber das zerstreut; damit langweile ich mich nicht und kann die ganze Welt entbehren."

Rammenau, 5. Oktober 1758.

Wir sprachen von Voltaire und seiner „Henriade", die er schön fand, nur mit der Einschränkung, daß er seinen Helden nicht in gefährliche Situationen bringt. Er hat es Voltaire selbst gesagt, und der hat es zugegeben. Die Beschreibung der Heuchelei:

„Im Blick den Himmel, Frevel in der Brust",

hat er von Boileau[2]. „Ich werde es Ihnen zeigen." Wir suchten lange, kamen aber nicht zum Ziel. Er las mir die ganze „Dichtkunst" von Boileau vor. Wir sprachen dann von Geschäften. Wenn die Türken wirklich marschierten, so hätte er gewonnenes Spiel, und die Sorge wäre vorüber. „Morgen lese

[1] Zitat aus Voltaires „Merope" (II, 7).

[2] Nicolas Boileau-Despréaux (1636—1711), als Verfasser der „Art poétique" und zahlreicher Episteln und Satiren der Diktator des klassizistischen Geschmacks in Frankreich.

Digitized by Google

ich Ihnen eine Tragödie vor, mit richtiger Deklamation; Bedingung ist, daß ich mich nach jedem Akt ausruhen kann" ...

Bautzen, 7. Oktober 1758.

Wir sprachen von der Lästersucht, die besonders in kleinen Städten herrscht. Er erzählte von einer Dame, die sich beschwerte, weil eine andere sich auf einen Platz vor ihr in der Kirche gesetzt hatte. „Aber der liebe Gott", sagte man ihr, „sieht Sie überall, wo Sie sitzen." — „Nein," sagte sie, „sie hat mir sicher einen Possen spielen wollen."

Bautzen, 9. Oktober 1758.

Der König ließ mich ein Stück aus einer Epistel an seine Schwester, die er umgearbeitet hat, vorlesen. Dann las er mir drei Akte aus Racines „Phädra" mit richtiger Betonung und sehr packend vor. Als er das Zimmer wechselte und in ein anderes, weniger heißes ging, trug er die beiden Leuchter und schloß das Fenster in dem anderen Zimmer mit eigener Hand. Welche Höflichkeit! ..

Rodewitz (bei Hochkirch), 13. Oktober 1758.

Ich besichtigte mit dem König das Lager, sah Dauns Lager und dessen Anordnung. Er sprach von den Werken von Voltaire und las mehreres vor. Ich sagte, ich hätte am rechten Flügel eine Marschbewegung gesehen. Er meinte, das sei eine optische Täuschung. Ich sagte, nach meiner Ansicht werde alles auf Märsche hinauslaufen. „Man darf nichts sagen," versetzte er; „die Sache ist noch im Fluß, wer weiß, was noch kommt."

Doberschütz, 14. Oktober 1758.

Um 4 Uhr greifen die Österreicher unseren rechten Flügel bei Hochkirch an und überrumpeln das Lager. Es dauerte bis 10 Uhr, dann zogen wir uns in bester Ordnung zurück ... Am Abend sah ich den König, der einen entschlossenen Eindruck machte. „Das ist ein Unglück; wir müssen es, wenn möglich, wieder gutmachen."

Digitized by Google

Doberschütz, 15. Oktober 1758.

Die Österreicher sind noch in der gleichen Stellung. Ich war drei Stunden beim König. Er sprach davon, daß er von klein auf nie glücklich gewesen sei. Er zitierte den Vers Agamemnons[1]:

„Wohl dem, der mit bescheidenem Los zufrieden" usw.

Ich sagte, nach meiner Ansicht wäre das Glück gleichmäßig verteilt, und um es zu genießen, müsse man weise sein. Der König sprach vom Feldmarschall Keith[2] und von der verlorenen Schlacht. „Aber ich kann die Tragödie beenden, wann ich will." Ich sah ihn wenig hoffnungsvoll. „Finden Sie es nicht seltsam, daß ich in so vielen Schlachten nie einen Schuß bekommen habe?"

Der König erhielt Meldung, daß ein Dorf brennt. Welch schauriger Anblick! Man hörte die Menschen und Tiere schreien. Ich kehrte zurück. „Ich will versuchen zu schlafen, aber es wird mir nicht gelingen. Dann will ich lesen. In zwei Tagen werden sie Antwort von Wien haben. Dann werden sie handeln."

Doberschütz, 17. Oktober 1758.

Ich war am Morgen bei ihm. Ich fand den König traurig, mit Tränen in den Augen. „Hier, lesen Sie das[3]! Bin ich nicht recht unglücklich?" Sein Kummer ergriff mich. Er gab mir ein sehr rührendes Gedicht an den Marquis, das er im vorigen Jahr in Erfurt geschrieben hat. Das Thema war: ob man in seinem Unglück nicht den Tod suchen dürfe[4].

Doberschütz, 18. Oktober 1758.

Am Morgen erfuhr ich den Tod der Markgräfin von Baireuth. Der König ließ mich rufen. Ich sah ihn verzweifelt über diesen Verlust. Wir sprachen fast gar nicht. „Sehen Sie, was mir alles noch zu vollbringen bleibt! Es gibt kein unglücklicheres Dasein. Die Könige sind nicht die glücklichsten Sterblichen." Das Schlachtroß des Feldmarschalls Keith wurde nach dem Brauche vorgeführt. Der König wollte nicht darüber verfügen . . .

Ich war nachmittags bei ihm. Er war niedergeschlagen, seine Schwester kam ihm immer wieder in den Sinn. Er aß nichts und trank immerfort, so erhitzt war er. Wir sprachen über den Wert der Freundschaft und wie wenig Freunde er hätte. Er sprach von seinem Bruder[5], der ihm viel Kummer

[1] Aus Racines „Iphigenie" I, 1.

[2] Der Feldmarschall Jakob Keith war bei Hochkirch gefallen.

[3] Der König hatte die Nachricht empfangen, daß der Zustand seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, hoffnungslos sei. Sie starb am 14. Oktober.

[4] Vgl. die Epistel an d'Argens vom 25. September 1757 in den Oeuvres, Bd. X, 126ff. Der Kammerherr Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens (1704—1771), gehörte seit Ende der vierziger Jahre dem engen Freundeskreis des Königs an.

[5] Prinz August Wilhelm (vgl. S. 71).

Digitized by Google

bereitet hätte, im Krieg wie im Frieden. „Was mich tröstet, ist dies[1]. Sonst lebte ich nicht mehr."

Doberschütz, 19. Oktober 1758.

Er war stets sehr traurig, kam stets auf seinen Todesgedanken zurück, war stets bereit, alles aufzubieten ... „Leben Sie wohl, ich will noch an meinen Gedanken denken."

Doberschütz, 20. Oktober 1758.

„Ach, wie bin ich betrübt! Ich habe keine Zeit, den Tod meiner Schwester zu betrauern. Ich muß den Kopf oben behalten!"

Prinz Heinrich kam an[2], das war eine allgemeine Freude.

Doberschütz, 21. Oktober 1758.

Ich wurde um 5 1/4 Uhr früh gerufen. Der König war sehr niedergeschlagen. „Ich habe mit meinem Bruder gestern viel geweint. Sehen Sie, mein Lieber, nicht der Verlust einer Schlacht ist's, was einen Führer oder Soldaten so bedrückt, aber der Verlust einer Schwester ist unwiederbringlich, und welches Gefühl ist holder als Freundschaft!"

Um 8 Uhr ritt der König fort. „Ich habe das österreichische Lager erkundet." Am Abend war ich bei ihm. Er war wohlauf. „Jetzt bin ich stark. Wir werden sehen, wie das alles ausgeht."

Doberschütz, 22. Oktober 1758.

Ich ritt mit dem König nach dem linken Flügel ... „Es ist gut," sagte er, „daß die Könige bisweilen Unglück haben. Finden Sie nicht, daß wir ziemlich auf dem Posten sind?"

„Ja."

„Aber dann verstehe ich nicht, wie sie mich überrumpeln konnten. Dergleichen Unglück kommt alle hundert Jahre einmal vor."

Doberschütz, 24. Oktober 1758.

Ich wurde gerufen. „Wir brechen heute abend auf. Gehen Sie, packen Sie Ihre Sachen. Wenn es gelingt, wird es ein guter Schlag."

Wir marschierten um 9 Uhr ab.

Ullersdorf, 25. Oktober 1758.

Um 3 war ich beim König. „Der Marsch wird mir glücken. Ich glaube, es gelingt mir vielleicht, sie zum Abmarsch zu zwingen. Die Kenner werden das nicht übel finden."

[1] Anspielung auf das Gift, das er bei sich trug.

[2] Der König hatte den Prinzen mit einer Verstärkung herangezogen.

Digitized by Google

Vor Görlitz, 27. Oktober 1758.

Am Abend war ich beim König. Er sagte zu mir: „Gestern war ich vom Hochmut befallen, aber heute bin ich verständig und finster geworden." ... Er hatte geglaubt, den Feind auf dem Marsch angreifen zu können.

Vor Görlitz, 28. Oktober 1758.

Der König war traurig, sprach wenig, fand dies Leben recht schwer. „Was muß ich Sie langweilen! Wäre ich nicht so dumm, ich liefe nicht so umher. Und wäre ich allein, so langweilte ich Sie weniger."

Ich antwortete: „Euer Majestät langweilen mich nicht, sondern betrüben mich."

„Kein Mensch ist mit dem Tabak so unsauber wie ich. Ich schnupfe täglich mehr."

Er kam auf seinen Todesgedanken zurück.

Görlitz, 29. Oktober 1758.

Um 6 Uhr in der Vorstadt [von Görlitz] angelangt. Ich war beim König. Er war traurig. Wir sprachen von Poesie, das zerstreute ihn. „Wäre ich zufriedener, ich setzte die Darstellung meiner Kriege fort, mit Plänen und Geländebeschreibung."

Lauban, 31. Oktober 1758.

Abends beim König. Er sagte, er finge an, sich etwas aus der üblen Lage zu befreien. „Ich sage Ihnen im Vertrauen, die Lage des Staates ist nicht verzweifelt, aber in meinem Herzen sieht es übel aus. Ach, wenn Sie darin lesen könnten!" Wir sprachen von der Schlacht [bei Hochkirch]. „Man wird, glaube ich, finden, daß ich die Sache wiedergutgemacht habe."

Jauernick, 4. November 1758.

Er sagte, er habe seine Schwester beweint, und wenn er in ruhigen Augenblicken an sie denke, weine er wieder. Mit größtem Lobe sprach er von seinem Bruder Ferdinand und seiner Herzensgüte, sprach vom Prinzen August Wilhelm, zitierte Stücke aus Racines „Iphigenie", die auf seine jetzige Lage passen, und zwar aus dem Ende des ersten Aktes: ihnen bleibt keine Zeit zum Trauern. Er las einige Stellen daraus vor. Das führte zum Theater. Er erwähnte Stellen aus Opern und sang welche vor.

Groß-Rossen, 7. November 1758.

Um 7 Uhr rückte der König nach Neiße ab ... Er schickte sein ganzes Gefolge zurück. Mich ließ er rufen und sprach von seinen Mühsalen. „Heute steht mir der Sinn nicht nach Opern, sondern nach Tragödien." ... Er machte mir und Cocceji[1] eine sehr einfache, aber zutreffende Beschreibung von allem, was

[1] Freiherr Johann Friedrich von Cocceji, Hauptmann und Flügeladjutant.

Digitized by Google

seit seinem Einmarsch in Mähren geschehen war. Sie war so fesselnd und offenherzig wie denkbar. Er gab seine Fehler zu. Die Husaren rühmte er sehr. „Ich liebe sie", sagte er. „Sie klagen nie und haben viel auszustehen.

Manche Rittmeister taugen mehr als die Mehrzahl meiner Generale ... Vom Frieden will man nichts wissen. Wir müssen kämpfen bis zum letzten Mann und zur letzten Kanone."

Girlsdorf, 8. November 1758.

Ich war vor der Tafel beim König. Er zitierte mir Stellen aus Racines „Athalie". Besonders eine machte ihm Eindruck, wo Joas vor Schmeichlern gewarnt wird. Wie gefährlich ist die Königswürde!

Er fand, daß die Männer ungerecht gegen die Frauen sind. Sich selbst erlaubten sie Seitensprünge, den Frauen nicht. „Ich weiß wohl, daß ich nie Gesetze machen werde, aber gegen die Frauen sind die Gesetze nicht gerecht. Eine Untreue des Mannes entbindet die Frau ihrer Treue."

Ich leugnete es.

„Jeder hat seine Ideen", sagte er ...

Schweidnitz, 9. November 1758.

Um 7 aufgebrochen, um Mittag mit der Garde nach Schweidnitz gekommen ... Wir sprachen von den Strapazen des Feldzuges und von Literatur. Er entsann sich sehr genau, daß ich ihm in Königgrätz von einem Jesuiten erzählt hatte, der ein fähiger Mann war. Er sprach von Gottsched in Leipzig[1]; er ist ein Pedant, ein Ignorant und kennt nichts als die Grammatik.

Sprach von Versen, die er gemacht hatte. „Ich schrieb sie zu meinem Vergnügen. Ich bin mir völlig bewußt, daß sie alles andere als vollendet sind.

[1] Vgl. unten S. 230ff. seine Gespräche mit Gottsched im Oktober 1757.

Digitized by Google

In meinen guten Tagen schrieb ich mit Freuden Verse, aber es gibt für mich keine gute Zeit mehr."

Schweidnitz, 10. November 1758.

Der König war sehr ermüdet. Wir sprachen vom Krieg und vom Ende des Feldzuges. Ich sagte ihm, ich hätte mit Österreichern beim General Zastrow[1] gespeist. Man fände im österreichischen Heere, daß bei uns nicht mehr die schöne Disziplin herrschte, daß wir Plünderer wären, daß bei ihnen bessere Zucht herrschte, daß sie die Packknechte, Marketender besser im Zaum hielten.

Löwenberg, 13. November 1758.

Um 7 aufgebrochen, um 1 in Löwenberg. Ich war beim König. Er war sehr ermüdet und suchte sich seit drei Stunden zu erwärmen.

„Ich bin", sagte er, „wie einer, der das Ende eines Epigramms nicht findet. Ich weiß nicht, wie ich das Ende meines Feldzugs finden soll. Wie bin ich müde! Ich tauge nichts mehr, mein Lieber, ich bin reif für den Schindanger." . . .

Löwenberg, 14. November 1758.

Der König war niedergedrückt und hatte Ausschlag am ganzen Körper. Wir sprachen von Racine. Er zitierte mir die Verse:

„Ist's denn so schlimm, die Stunde zu beschleunigen,
Die uns die Götter allen vorbestimmt?"

„Wenn ich Racine lese," sagte er, „täusche ich mich über meine Lage, über den Zustand meines Herzens, meine Leiden hinweg."

Bautzen, 18. November 1758.

Der König hat Cocceji[2] fortgeschickt, um zu sehen, ob sich die Leiche des Feldmarschalls Keith nicht wiederfinden ließe. Sie wurde gefunden. Die Österreicher hatten sie ausgeplündert und mitten unter die anderen geworfen. Der Schullehrer, bei dem er früher gewohnt hatte, bat den Prinzen von Durlach[3], sie in einen Sarg legen zu dürfen.

„Das ist sehr menschlich," sagte der König, „er verdient Belohnung. Die Leiche muß nach Berlin gebracht und mit allen Ehren bestattet werden[4], obgleich das dem armen Feldmarschall ganz gleichgültig ist." . . .

Er las mir den „Herzog von Foix" vor, den er kritisierte, und ein paar Stücke aus „Orest"[5].

[1] Karl Anton Leopold von Zastrow, Generalmajor und Kommandant von Schweidnitz.
[2] Vgl. S. 89.
[3] Markgraf Christoph von Baden-Durlach, österreichischer Generalfeldzeugmeister.
[4] Keith wurde in der Garnisonkirche zu Berlin beigesetzt und sein Denkmal 1786 auf dem Wilhelmsplatze aufgestellt.
[5] Dramen Voltaires.

Digitized by Google

„Ich gebe Ihnen mein Herz", sagte Voltaire von einem seiner Gedichte. „Da geben Sie mir den schlechtesten Teil von sich."

Dresden, 20. November 1758.

Um 7 aufgebrochen, und um 11 mit den Puttkamer-Husaren in Dresden angelangt. Ich war beim König.

„Nun, mein Lieber, bald in den Hütten der Armen, bald in den Palästen der Könige."

Vor Kunersdorf[1]

Reich-Hennersdorf, 12. Juni 1759.

Ich war beim König. Wir sprachen von Religion ... Er sagte zu mir: „Sie sehen mich so starr an. Fürchten Sie nichts. Der Blitz wird nicht herabzucken und Sie zerschmettern. Vielleicht wäre es für mich besser gewesen, ich wäre bei Zorndorf gefallen. Wieviel Kummer hätte ich mir erspart!"

„Aber der Ruhm," sagte ich, „alles wiederherzustellen!"

[1] Während der König 1759 in der Defensive den Österreichern gegenüber in Schlesien lagerte, hatte Graf Christoph Dohna mit seinem Korps einen vergeblichen Vorstoß gegen die Russen, die bei Posen standen, unternommen. Daraufhin wurde der General Karl Heinrich von Wedell mit der Vollmacht eines „Diktators" zu Dohna geschickt, aber er wurde am 23. Juli bei Kay geschlagen. Nunmehr entschloß sich Friedrich, wie im Vorjahre, den Russen selbst entgegenzugehen. Am 30. Juli brach er auf, dieses Mal nicht von Catt begleitet; am 12. August erlitt er die Niederlage bei Kunersdorf.

Digitized by Google

„Hätten andere es nicht wiederherstellen können? Ich bin erzogen worden, als ob ich Theologe werden sollte. Ich habe alle Systeme durchstudiert und das beibehalten, was mir am wenigsten widersinnig erschien. Aber das eine wird stets zutreffen: um glücklich zu sein, muß man sittlich leben, sich über seinen Stand unterrichten und ihm voll genügen, bescheiden leben und nicht zu viel Aufhebens vom Leben machen."

Reich-Hennersdorf, 17. Juni 1759.

„Wenn ich tüchtig gearbeitet habe, gehe ich in meinem Zimmer auf und ab und frage mich: Was werden sie tun? Man muß alles bedenken. Wir werden ja sehen, was geschehen wird. Ein Glück, daß man die Zukunft nicht kennt! Hätte ich vor 10 Jahren gewußt, was mir noch zustoßen würde, wieviel Bitterkeiten! Mir scheint, der Feind hat nicht mehr so viel Herz im Leibe wie bei Oberschütz[1]. Ich tue, was ich kann, damit Ordnung im Heere herrscht. Aber bei Gewaltmärschen ist es sehr schwer, Ordnung zu halten, ebenso nach einer Schlacht. Ich habe erfahren, daß der Feind das Magazin verbrennen wollte. Das ist die Kriegführung christlicher Mächte! Es ist furchtbar!"

Reich-Hennersdorf, 22. Juni 1759.

„Womit glauben Sie, daß ich mich beschäftige? Ich rechne aus, wieviel Monate, Tage, Minuten ich gelebt habe. Das ist eine große Zahl. Wieviel verlorene Augenblicke! Gestern las ich auch ‚das Sofa'[2]. Wie man doch über Bücher urteilt! Ich las es vor 24 Jahren. Damals gefiel es mir, jetzt finde ich es sehr seicht. Es ist merkwürdig, wie der Geschmack wechselt. Racine macht mir mehr Freude; ich entdecke stets neue Schönheiten an ihm. Das jetzige Zeitalter läßt nach, es ist nicht das Zeitalter der Künste und Talente. Sehen Sie, wie wenig militärische Genies es jetzt gibt! Die Kriegskunst ist schwer: den Plan des Feindes erraten, ihn zu durchkreuzen suchen, so manövrieren, als hätte man es stets mit einem neuen Führer zu tun, damit er nicht den Geist und Charakter des Gegners erkennt. Halte ich durch, so bekommen wir Frieden. Nicht die Menschlichkeit wird ihn diktieren, sondern der Geldmangel."

Die Schlacht bei Zorndorf war eine Frechheit: dem Feinde gegenüber ohne Pulver und mit 3 Bataillonen standzuhalten!

Reich-Hennersdorf, 27. Juni 1759.

Der König ritt heute sehr früh mit dem Regiment Normann, Möhring und drei Grenadierbataillonen zum Rekognoszieren.

„Heute", sagte er, „habe ich den Werwolf gespielt. Mir wurde von zwanzig Stellen gemeldet, daß der Feind anmarschiert. Ich wollte es selbst sehen

[1] Das Hauptquartier nach der Schlacht bei Hochkirch.

[2] Schlüpfriger Roman von Clerke Prosper Jolyot de Crébillon d. J. (1707—1777).

Digitized by Google

und die Leute beruhigen; ich habe Beweise in Händen, daß es falscher Lärm war. Man regt sich so leicht auf. Der Verteidigungskrieg ist nicht so glänzend wie der Angriffskrieg, aber viel schwieriger. Man darf sich nicht überraschen lassen. Aber, sehen Sie, als Soldat muß man kombinieren, muß den groben gesunden Verstand haben, der so selten ist. Das Unglück ist, daß man sich vernachlässigt. Es ist genau so, wie wenn man sich um eine Stellung bewirbt. Ich habe das so oft gesehen. Im ersten Jahre macht man seine Sache gut, im zweiten schon schlechter, und schließlich kann man nicht immer auf der Höhe sein. Ein Nichts, eine schlechte Verdauung bringt uns aus dem Geleise. Wer die Menschen genau kennt, muß ihnen viel nachsehen, aber im Kriege ist das wenig angebracht. Ich lerne meinen Gegner gut kennen; macht er eine Dummheit, so nutze ich sie aus, aber man muß abwarten."

Schmottseifen, 12. Juli 1759.

Er war damit beschäftigt, was der Feind tun würde. Er sagte, er würde ihn vielleicht dazu bringen, eine Dummheit zu begehen, und er würde sich aus der Verlegenheit ziehen. „Ich zeige mich ihm jetzt ganz anders als zu Anfang. Ich bin auch eine Art Fabius Cunctator[1] und versuche, mich aus der Klemme zu ziehen."

Schmottseifen, 18. Juli 1759.

Ganz verschiedene Nachrichten. Eine Meldung nach der anderen.

„Wie schwer ist es, einen Entschluß zu fassen! Vielleicht habe ich falsche Schritte getan." Trotzdem glaubte er gestern, den Plan des Feindes erkannt zu haben. Ein schwieriges Handwerk!

Wir sprachen von Metaphysik. „Die Welt ist nicht das Werk des Zufalls, dazu herrscht zuviel Ordnung. Ich kenne Gott nicht, aber ich verehre ihn täglich wie billig."

Schmottseifen, 22. Juli 1759.

„Ich hatte seit heute morgen viel Verdruß, und es ist noch nicht vorüber. Die Herren Gelehrten machen sich über unser Handwerk lustig. Voltaire macht es lächerlich. Es ist schlimm, insofern es Schlimmes mit sich bringt, aber Talent muß man haben. Voltaire versteht nichts davon. Er sagt, die Beschreibung von Schlachten langweile ihn, er lerne nichts davon. Wenn ich aber die Feldzüge von Eugen, Montecuculi[2] und Luxemburg[3] lese, so erwecken sie bei mir tausend Gedanken. Ich möchte einmal sehen, wie Voltaire sich herauszöge, wenn er eine Meldung bekäme, wie ich eben ... Ja,

[1] Gleichwie Daun (vgl. S. 80).

[2] Graf Raimund Montecuculi (1609—1680), kaiserlicher Feldmarschall.

[3] François Henri de Montmorency, Herzog von Luxemburg (1628—1695), französischer Feldherr.

Digitized by Google

dazu braucht man Geist. Ich muß die Launen eines Führers erraten, ihn zwingen, so zu handeln, wie ich es will, muß die Schläge parieren, die er sinnt. Und gar die Verpflegung eines Heeres! Dazu sind denkende Köpfe nötig, und ich habe keine zwanzig. Sie sehen, wie ich seit Zorndorf abgemagert bin; mein Rock ist so weit geworden."

Schmottseifen, 23. Juli 1759.

Wir disputierten viel über die beste Regierungsform.

„Das ist stets die beste, wo ein König an der Spitze steht, der nicht gegen die Gesetze verstößt, sich von niemandem regieren läßt und lediglich für die Wohlfahrt seiner Untertanen sorgt. Andere Regierungsformen sind größeren Schwierigkeiten ausgesetzt. England ist geschaffen, um in Frieden zu leben, nicht um Eroberungen zu machen — was im übrigen kein Übel ist."

Er war die ganze Nacht unterwegs gewesen.

„Lieber hundert unnütze Vorsichtsmaßregeln treffen, als die Gelegenheit verpassen. Leben Sie wohl. Ich will meine alten Knochen und mein Gerippe ausruhen. Sehen Sie, wie mager und alt ich werde. Aber es heißt durchhalten."

Schmottseifen, 24. Juli 1759.

Wir sprachen von der Kriegslage, von der Bedeutung Kanadas, als Bonin[1] gemeldet wurde. Aus den hastigen Fragen ersah ich, daß etwas vorgefallen war, aber ich wußte nicht, inwieweit es für uns ungünstig war. Mir schien nur, daß nicht alles in Ordnung sei. „Wenn Sie etwas gehört haben," sagte er, „sprechen Sie bitte nicht davon" ...

Nie war der König größer als im Unglück. Er war gefaßt, sein Gesicht unbewegt, er sprach ruhig ...

„Ich bin", sagte der König, „auf die größten Schicksalsschläge gefaßt. Ich erwarte sie, sie überraschen mich nicht."

Schmottseifen, 25. Juli 1759.

Den ganzen Tag erwartete man die Ankunft eines Feldjägers. Er kam nicht. Ich war beim König ... Wir sprachen von der Unternehmung in Le Havre[2], von Geometrie. Er bewies mir den Lehrsatz des Pythagoras. „Ich habe all meine Schulweisheit besessen, aber wieder vergessen, da sie mir nichts nützte."

Wie er sagte, hatte er auch Anatomie studiert. „Lieberkühn[3] hatte die Taschen immer voller Magen und Lungen und zog sie hervor. ‚Weg damit!' rief ich, ‚sonst werf' ich Sie hinaus.' Davon wird einem übel, ich konnte drei Tage lang kein Fleisch essen. Das ist unerträglich."

[1] Der Flügeladjutant von Bonin überbrachte die Meldung von Wedells Niederlage bei Kay.
[2] Frankreich bereitete eine Landung in England vor.
[3] Johann Nathanael Lieberkühn (1711—1756), Arzt in Berlin und Mitglied der Akademie.

Digitized by Google

Schmottseifen, 27. Juli 1759.

In der Nacht traf ein Feldjäger ein. Die Nachrichten[1] waren wenig erfreulich. Der König beschloß, sich selbst hinzubegeben, schickte Truppen hin, befahl, daß ein paar von seinen Adjutanten um 8 Uhr abreiten sollten. Alles sollte geheimgehalten werden und war doch seit Mittag bekannt. Ich war beim König. Ich wollte ihn nicht fragen, um ihm keinen Kummer zu machen; denn er glaubte ja, daß nichts bekannt geworden wäre. Er sagte mir kein Wort, fragte nicht, was geredet würde.

„Nun habe ich zwölf Schlachten geschlagen," sagte er, „vielleicht kommt bald die dreizehnte."

Er fragte mich, ob ich die Jagd liebte. „O ja." — „Welches Vergnügen finden Sie daran? Mein Vater hielt mich für einen Teig, aus dem er alles kneten konnte, was er wollte. Das war falsch. Ich sollte Jäger werden und erhielt die ganze Ausbildung dazu. Ich mußte laufen, ich stellte die Hunde und mußte dabei gut achtgeben. Hätte ich einen getreten, der König hätte geschimpft. Der Pikör war froh, daß ich die Hunde stellte. Getanzt habe ich seit 1750 nicht mehr. Ich liebte das Tanzen sehr, jetzt mag ich nicht mehr tanzen, aber ich freue mich stets, wenn ich die Jugend tanzen sehe."

Vom Vater des Markgrafen[2] sagte er: „Er trank morgens, mittags und abends, prügelte seine Stallknechte und war sehr bigott. Er sagte zu jedermann, selbst zu seinen Stallknechten: ‚Ich bin der Sohn des Großen Kurfürsten.'"

Schmottseifen, 29. Juli 1759.

Der König fuhr im Wagen ab, sobald Prinz Heinrich angelangt war[3]. Er hatte nur Seydlitz[4] mit.

Die Katastrophe von Maxen[5]

„Wenn man lange Krieg geführt hat," sagte der König zu mir, „lernt man Demonstrationen machen. Die Österreicher sind zwar schwach, verstehen sich

[1] Über den Vormarsch der Russen.

[2] Markgraf Albrecht Friedrich von Brandenburg-Schwedt (1672—1731), aus der zweiten Ehe des Großen Kurfürsten. Seine Söhne waren Markgraf Friedrich Wilhelm (vgl. S. 20) und Markgraf Karl, General der Infanterie.

[3] Prinz Heinrich übernahm den Oberbefehl gegen die Österreicher.

[4] Friedrich Wilhelm von Seydlitz (1721—1773), Generalleutnant.

[5] Während der König den Russen, Prinz Heinrich mit der Hauptarmee den Österreichern in Schlesien gegenüberstand, war das fast ganz entblößte Sachsen mit Dresden in die Hand der Gegner gefallen. Der Wiedereroberung Sachsens galt der Rest des Feldzuges von 1759. Nach dem Abmarsch der Russen traf der König zur Übernahme des Oberbefehls am 13. November bei Meißen ein. Dauns Abzug nach Böhmen zu beschleunigen, sandte ihm Friedrich den Generalleutnant Friedrich August von Finck mit einem Korps in den Rücken; doch der Streich mißglückte. Am 21. November streckte Finck bei Maxen vor der Übermacht der Feinde die Waffen.

Digitized by Google

aber auf Stellungen; sie sind vorsichtig, aber ohne Kombinationsgabe, sie verstehen ihren Vorteil nicht zu suchen."

Als ich (am 11. November) den König in Elsterwerda wiedersah, sagte er zu mir: „Sie sehen einen Mann, der von Schmerz und Unglück gebeugt, aber nicht gebrochen ist."

Die Erzählung seines Lebens in den letzten drei Monaten rührte mich tief. Trotz seiner Geschäfte und der Gichtschmerzen hat er die Zeit gefunden, Betrachtungen über Karl XII. zu schreiben[1].

„Es ist nur gut, daß man das Ende von alledem nicht sieht. Wenn man jung ist und sich um einen Posten bewirbt, wie wird man da getäuscht, wieviel

Neider findet man! Sie werden den Hof kennen lernen und viele Leute finden, die grundfalsch sind, sich einen Spaß daraus machen, etwas Lächerliches an einem zu entdecken und es herumzubringen."

„Voltaire ist wie ein Vogel oder ein Papagei, den man in seinen Käfig tun muß, sobald man genug von ihm hat. Aber man muß sich beim Sprechen vorsehen, sonst wiederholt er die letzten Worte." ...

„Man findet hin und wieder treffliche Charaktere. Ihretwegen verzeiht man der ganzen menschlichen Bosheit, die sehr groß ist. Nichts ist so schlecht wie der Mensch. Es gibt so verkehrte Geister, die alles verkehrt sehen." ..

„In meiner Kindheit", sagte der König zu mir, „wollte ich nichts tun. Ich war immer auf den Beinen. Meine Baireuther Schwester sagte zu mir: ‚Schämst Du Dich nicht, Deine Talente so zu vernachlässigen?' Ich begann zu lesen, las Romane ... Ich hatte ‚Peter von Provence' erwischt; ich sollte ihn nicht lesen, ich versteckte ihn. Ich schlief zwischen meinem Gouverneur,

[1] „Betrachtungen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII.", eine Kritik seiner Feldzüge von 1700 bis 1709 (vgl. Ges. Werke, Bd. VI, S. 367 ff.).

Digitized by Google

dem Grafen Finckenstein[1], und meinem Kammerdiener. Wenn sie fest schliefen, stieg ich über das Bett des Dieners und ging ins Nebenzimmer, wo ich im Kamin eine Lampe fand. Ich hockte nieder und las. Eines Abends nun bekam der Feldmarschall Husten. Er hört mich nicht atmen, tastet nach mir, findet mich nicht, ruft. Ich laufe schnell herbei und sage, ich hätte ein Bedürfnis gehabt. Ich versteckte mein Buch und getraute mich seitdem nicht mehr zu lesen. ‚Prinz, nehmen Sie sich in acht!' hieß es, und ich nahm mich in acht."

„In Rheinsberg las ich viel, vielleicht zuviel. Ich machte mir Auszüge aus allem, was ich las, aber ich habe die Schwäche, daß ich nicht wörtlich aus Büchern zitieren kann. Ich gab mir stets Mühe, mein Gedächtnis zu üben, und ich weiß nicht, wie es kommt, Verse lerne ich viel leichter."

Es ist stets eine Freude für ihn, wenn er Verse aufsagen kann ...

Man wartete auf Nachrichten von General Finck. Die Armee lagert bei Kesselsdorf und dehnt sich bis zur Elbe aus. Diericke[2] ist über die Elbe gegangen; Finck, bisher in Dippoldiswalde, steht bei Maxen ...

Der König sagte: „Im Kriege soll man nicht zu viel hoffen und nicht zu sehr verzweifeln. Ein unvorhergesehener Zwischenfall wirft alles um oder bringt unendlichen Segen. Glückt mein Plan nicht, so ist's nicht meine Schuld."

Wilsdruff (bei Dresden), 20. November 1759.

Er bemerkte, er hätte kein Glück mehr, seine gute Zeit wäre vorüber. „Sehen Sie," sagte er, „wenn die Tür aufgeht oder ich höre das leiseste Geräusch, glaube ich, man bringt Nachrichten; vielleicht muß ich mich wieder in Ungewißheit[3] schlafen legen."

„Man freut sich seiner Erfolge, glaubt, wenn die eigene Sache gut steht, beim Feinde ginge alles drunter und drüber. Man wird dreister, bewegt sich freier, verachtet den Feind, und der macht sich's zunutze."

Wilsdruff, 21. November 1759.

„Man hat einen Freund," sagte der König zu mir; „man verläßt ihn, sobald er Unglück hat, und wagt vor seinem Herrn nicht für ihn einzutreten, obwohl es oft ein Leichtes wäre. So geht es bei Hofe zu, und das ist wahr." ...

Gegen 6 Uhr ging ich zu ihm ... Seit 4 Uhr waren die schlimmsten Nachrichten über Finck bekannt, aber man sagte sie dem König nicht; welch ein Benehmen! Erheischte eine Sache von solcher Wichtigkeit nicht sofortige Meldung, damit Maßregeln getroffen werden konnten?

„Nun," sagte er, „verbergen Sie nichts, ich bitte Sie darum!"

Ich sagte, es würde erzählt, daß 200 Gefangene nach Dresden gebracht

[1] Graf Albrecht Konrad Finck von Finckenstein (1660—1735), preußischer Feldmarschall.

[2] Generalmajor Kaspar Christoph von Diericke stand mit einem Detachement zur Beobachtung des Feindes bei Meißen.

[3] In Ungewißheit über die Pläne der Österreicher.

Digitized by Google

würden, daß man Wagen nach Dauns Lager kommen sähe und kleine Trupps von Infanteristen. Das beunruhigte ihn. Ich äußerte, daß es bei solchen Kämpfen auf beiden Seiten Gefangene gäbe.

„Sie wollen das alles in Zusammenhang bringen", sagte er. „Ich bin nicht reich, aber ich gäbe 1000 Dukaten, um die Wahrheit zu erfahren."

Kein Deserteur war gekommen. Schließlich erscheinen zwei Bauern und sagen, Finck sei angegriffen worden und sein ganzes Korps sei gefangen. Welch ein Schlag!

„Mein Gott," sagte er, „ist's möglich? Habe ich mein Unglück nach Sachsen mitgebracht? Was denken Sie? Wenn es wahr ist, dann ist's ein furchtbarer Schlag. Ist denn niemand entkommen?"

Er ging von mir zum Obersten Krusemarck[1]. „Ich kann es nicht glauben; es ist entsetzlich." Trotzdem schreibt er an den General Hülsen in Freiberg, wenn es wahr wäre, solle er sich zurückziehen[2]. Er schreibt an seinen Bruder, läßt den Kabinettsrat Eichel[3] kommen.

Anfangs, als die Bauern erschienen, sagte er: „Sehen Sie, bei einem Erfolg vergrößert meine Einbildungskraft alles, aber bei einem Mißerfolg bin ich in großer Unruhe."

Wilsdruff, 22. November 1759.

Am Abend war ich von 1/4 4 bis 9 Uhr bei ihm. Er war sehr niedergeschlagen und kam immer auf den Gedanken zurück: „Habe ich denn mein Unglück nach Sachsen mitgebracht?" Umsonst suchte ich ihn zu zerstreuen. „Sehen Sie, wie unglücklich ich gewesen bin. Mein Vater behandelte mich hart. Drei Monate war ich allein eingesperrt; durch ein kleines Fenster gab man mir mittags das Essen und ein Hemd und reichte ich die Schüssel zurück. Ich hatte nichts als Bossuets Buch über die Varianten[4] und Basnage[5]. Das Unglück hat mich stets verfolgt; glücklich war ich nur in Rheinsberg. Ach, wenn der Friede kommt, kann man mich dann schelten, wenn ich etwas für mich selbst lebe, mich zurückziehe und die Ruhe genieße?" ...

„Ich sitze wie auf Kohlen", sagte er. „Ich habe Anfälle von Ungeduld, Entrüstung und Zorn. Mir ist, als läge ich in Ketten, und ich möchte sie brechen. Was ich hier mache, sind Armseligkeiten, aber sie zerstreuen mich, und wozu nützt auch die Philosophie? Kann man ein Unglück aus der Welt schaffen? Es kommt einem stets teuer zu stehen, was man auch sagt."

[1] Hans Friedrich von Krusemarck, Oberst und Flügeladjutant.

[2] Der Generalleutnant Johann Dietrich von Hülsen war zu Fincks Unterstützung nach Dippoldiswalde beordert.

[3] August Friedrich Eichel.

[4] Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), Bischof von Meaux, berühmter Kanzelredner. In seiner Tendenzschrift „Histoire des variations des Eglises protestantes" (1688) suchte er die Protestanten zu gewinnen.

[5] Jacques Basnage (1653—1723), französischer Schriftsteller, Verfasser der „Histoire de l'Eglise depuis Jésus-Christ jusqu'à présent" (1699).

Digitized by Google

Er zitierte den Anfang von Racines „Iphigenie“:

Den Herrschern ist ein traurig Los beschieden!
Wohl dem, der mit bescheidenem Los zufrieden,
Frei von der schweren Bürde, die mich drückt,
Im Dunkel lebt, das ihn der Welt entrückt!

Wilsdruff, 23. November 1759.

Ich war beim König. Er zeigte mir, was er geschrieben hatte. Er ist noch immer sehr erregt. „Ich muß es Ihnen offen sagen, wenn ich Sachsen verlasse, bin ich verloren.“

Wilsdruff, 24. November 1759.

Wir sprachen davon, wie er sein Leben glücklich gestalten wollte. Er kam auf den bereits entworfenen Plan zurück, abzudanken und sich 100 000 Taler Einkünfte aus einer Provinz zu sichern, die er sich vorbehalten wollte, damit man sie ihm nicht wegnehmen könnte. „Ich möchte einige gefällige Freunde haben, aber keine Militärs, denn ich will nichts von Ehrgeiz hören. Auch möchte ich in keiner Stadt wohnen; denn dann bliebe immer noch ein Rest von Königtum und Zeremoniell. Jeder müßte frei sein, und man müßte unter Freunden leben. Jeder Fremde, der Ruf und Geist besitzt, würde gut aufgenommen, aber niemand, der nur aus Neugier käme. Das tägliche Leben würde einfach sein. 12 000 Taler jährlich für die Tafel, 20 000 für beliebige Ausgaben, der Rest für Pensionen an meine Gefährten. Ich würde ihnen etwas hinterlassen, damit sie mich im Gedächtnis behalten.“

„Hier ist der Schluß meiner Salomo-Parodie[1]. Ich ende mit einem Sturze, an den ich nicht geglaubt habe; aber da jedermann es so glaubt, will ich nicht widersprechen. Ich habe es etwas eilig gehabt, über meinen Einzug[2] zu schreiben, ich hätte ein paar Tage warten sollen. So ist das Leben, so werden einem Querstriche gemacht.“

Wilsdruff, 26. November 1759.

„Sie sehen mich niedergeschlagen, ich bin noch in Ungewißheit.“

Er sprach über die Materialität der Seele und sagte, er wisse nicht, ob es einen Gott gäbe. Ich antwortete ihm, wer davon überzeugt sei, wäre glücklicher.

„Aber wenn mein Leben dahin ist, bin ich sicher, daß mich nichts mehr beunruhigen wird.“ . . .

Wilsdruff, 27. November 1759.

Immer in derselben Ungewißheit, was die Feinde tun werden. Ich war bei ihm, er war munter, zeigte mir eine Abhandlung, die er zu seiner Zerstreuung

[1] Die Dichtung ist nicht erhalten.

[2] Der König hatte in einem Briefe an Voltaire bereits von seinem Einzug in das wiedereroberte Dresden gesprochen.

Digitized by Google

verfaßt hatte, wie man die alten und neuen Autoren lesen solle, und worauf man besonders achten müsse[1]. „Wenn die Jugend nicht angeleitet wird, bewundert sie vieles, was keine Bewunderung verdient, und ich glaube, es gibt kein Werk in diesem Sinne." . . .

Wilsdruff, 28. November 1759.

Ich war um 6 Uhr bei ihm. Ich fand ihn erschöpft, wie einen Mann, der von tausend Mühen und Sorgen niedergebeugt, von tausend Aufregungen betäubt ist und den nur hin und wieder ein Schmerzgefühl zu neuem Leben erweckt . . .

Wir sprachen von „Tausend und Eine Nacht". „Ich habe es nicht lesen können," sagte er, „es ist ein wunderliches Durcheinander." . . .

Wir sprachen von den Kanzelrednern. „Es ist erbärmlich," sagte er, „was sie plappern. Nichts Fesselndes, und statt Dogmen breitzutreten, sollten sie Moral predigen und furchtbare Schilderungen von der Hölle machen. Das ist immer gut, aber man muß sich hüten, dem Volke zu sagen, daß es frei ist; es würde Mißbrauch damit treiben."

Wir sprachen dann von den Leidenschaften. „Sie reißen den Menschen fort, und darin liegt anscheinend unser Schicksal. Es gibt Leute, die nicht wenige haben; auch ich habe mein Teil, aber es geht schnell vorüber. Wenn es ein Schicksal gibt, so kann man nicht umhin, eine Vorsehung anzunehmen, die will, daß wir von ihnen geleitet werden." . . .

„Ein junger Mensch, der Geist hat, wird immer etwas Freigeist sein." . . .

Wilsdruff, 3. Dezember 1759.

Der König kam um 11 Uhr mit der Nachricht von Freiberg zurück[2], daß Dierickе[3] eingeschlossen sei. Ich war am Abend bei ihm. „Ewig Verdruß! Ich muß von einem Ort zum anderen eilen. Ich sagte Ihnen stets: Wohl dem, der in Ruhe lebt und sich mit wenigem begnügt." . . . Er tröstete sich damit, die Verse zu lesen, die er gemacht hat. „Ich weiß wahrhaftig nicht," sagt er, „wie das alles noch werden wird. Ich bin alt, und im Alter hat man kein Glück mehr. In diesem Feldzug ist mir nichts gelungen. Ich habe mich der Russen ziemlich glorreich entledigt, komme mit den schönsten Aussichten hierher — und alles wird zuschanden."

Wilsdruff, 4. Dezember 1759.

Nach dem Übergang der Reiterei über die Elbe wurden noch 4 Bataillone[4] gerettet; weitere 3 wurden getötet oder gefangen oder ertranken . . . Ich war von 5 bis 10 Uhr bei ihm.

[1] Auch diese Abhandlung ist nicht erhalten.

[2] Am 30. November hatte der König Hülsen (vgl. S. 99) besucht, da die dortige Lage bedroht erschien. [3] Vgl. S. 98.

[4] Des Dierickeschen Detachements (vgl. S. 98). Dierickе selbst geriet nach heftigem Widerstand mit 1500 Mann in Gefangenschaft.

Digitized by Google

„Da sitze ich wieder in der Patsche!" sagte er. „Wieviel Unglück! Ich muß philosophieren, moralisieren. Sie sehen, ich bin ziemlich ruhig, das regt mich nicht auf."

Er war recht niedergeschlagen und sorgenvoll, hatte Anwandlungen von Ungeduld. „Und, mein Lieber, täuschen Sie sich nicht. Dies ist die ohnmächtige Anstrengung eines stolzen Mannes, der im Unglück den Zufriedenen spielt. ‚Tod ist die Hoffnung und mein einzig Gut', sagt Jokaste[1]."

Er rief mir den Gedanken in Erinnerung, den er in Oberschütz[2] und dann nach der Schlacht bei Kunersdorf hatte. Nach der Schlacht hatte er nur noch 6000 Mann. Er ging über die Oder, weil er fürchtete, angegriffen zu werden, und wußte nicht, wie er Berlin decken könnte. Man meldete ihm, daß er noch 10 000 Mann hätte. Er sagte zu ihnen, wenn sie angegriffen würden, müßten sie siegen oder sterben. „Hätten die Truppen nicht gewollt, ich hätte mit meinen Offizieren gekämpft; nur über unsere Leichen wäre der Weg nach der Hauptstadt gegangen. Mein Lieber, Sie kennen mein Herz nicht, es ist zu stolz, um Schmach zu erdulden. Wie entsetzlich, in Feindeshand zu fallen!" ...

Ich sprach von seinem Rücktritt. Er erging sich darüber und blieb bei seinen früheren Äußerungen. „Sollte Voltaire mich besuchen, dann nur selten, und ich würde Vorsorge treffen, daß er nicht wieder Zänkereien anfängt." Er entwarf den Plan des Gebäudes, in dem er wohnen wollte. „Nichts von Eitelkeit, keine Sessel, sondern jeder hätte ein Recht auf Lehnstühle[3]". -

Wilsdruff, 5. Dezember 1759

Ich fand ihn, wie er zu seiner Zerstreuung wunderliche Ornamente auf ein Blatt zeichnete.

„Glauben Sie wohl," fragte er mich, „daß es Leute gibt, die mich um meinen Stand beneiden?"

„Ja," antwortete ich, „sogar viele."

„Sie sind recht töricht! Sehen Sie, ob ich glücklich bin. Wieviel Unglücksschläge! Schon 6 Jahre vor dem Kriege war ich voller Sorge und sah das Unwetter heraufdrohen[4]. Und wieviel Sorge seither! Wieviel Philosophie hat man nötig! Ich könnte billig leben. Von einem Kapaun würde ich 3 Tage essen."

Er war in größter Aufregung.

[1] In Voltaires „Ödipus".

[2] Nach dem Überfall bei Hochkirch hatte Friedrich zuerst im Hauptquartier von Oberschütz davon gesprochen, selbst seinem Leben ein Ende zu setzen (vgl. S. 87 ff.).

[3] Wenn der König im Lehnstuhl saß, durften seine Gäste in Sanssouci nur einen Sessel benutzen.

[4] Vgl. S. 53 Anm. 1.

Digitized by Google

„Wie verdrießlich muß es für Sie bei mir sein! Ich liege in den Zuckungen der Ungewißheit. Sie haben noch keine solchen Schicksalsschläge erlitten, daß Sie ein zurückgezogenes Leben führen möchten. Sie sind also noch guten Mutes?"

„Ja, Sire, ich hoffe, es wird noch alles gut werden."

Er hat an seinen eigenen Arbeiten unauslöschlichen Genuß und kritisiert namentlich die Verse der anderen. Ich blieb von 4 bis $^1/_2$10 Uhr bei ihm.

„Warum Pläne machen? Wer weiß, was morgen aus mir wird?"

Er kam sehr häufig auf seine Lage zurück und las sein Gedicht: „Über den Zufall"[1]. „O, das ist gut, nicht wahr? Mir scheint es so; sprechen Sie!"

Freiberg, 7. Dezember 1759.

„Wenn man noch so viel Glück hat," sagte er, „man darf ihm nie trauen und über seine Erfolge nicht aufgeblasen sein. Vielmehr soll man bedenken, daß unser bißchen Klugheit und Voraussicht oft zum Spielball der Zufälle wird, durch die ich weiß nicht welches Schicksal den Stolz der Hochmütigen zu demütigen liebt."

„Ich bete zum Himmel, daß die Preußen nie geschlagen werden, und ich wage zu sagen, solange sie gut geführt und disziplinierst sind, ist dies Unglück nicht zu befürchten. Trifft es doch ein, so sind dies die Regeln: Man muß nicht 20 Meilen weit laufen, sondern bei der ersten guten Stellung, die man findet, haltmachen, die Fassung bewahren, Ordnung in die Armee bringen und die von dem Mißgeschick noch entmutigten Geister beruhigen."

Im Winterquartier in Freiberg

Freiberg, 12. Januar 1760.

Am 12. kam ich nach Freiberg. Der König ließ mich gleich rufen. „Sie werden recht frieren. Haben Sie gegessen? Nein? Nun, dann gehen Sie essen und kommen Sie wieder. Sie sehen mich immer noch auf den Beinen. Die Franzosen sind geschlagen[2]. Ist ihr Verlust erheblich? Ich möchte nicht, daß sie leiden, aber daß dies zum Frieden führt."

„Ich fange an, etwas zu lesen. Meine Seele ist ruhiger. Ich habe eine politische Epistel an Voltaire verfaßt[3]. Sie fängt an:

Du, der mir heut zum Frieden rät,
Nach dem schon längst der Wunsch mir steht.

[1] Vgl. Ges. Werke, Bd. X, S. 118ff.
[2] Gefecht bei Dillenburg, 7. Januar 1760.
[3] „Epistel an Voltaire, der Friedensverhandlungen wollte", vom 13. Dezember 1759.

Digitized by Google

Der Schluß lautet:

Laß uns an Freude und an Kunstgenuß
Am Abend dieses düstren Tages denken,
Der soviel Unheil brachte und Verdruß.
Laß uns die Tugend auf das Glück beschränken,
Gerecht zu sein; nie soll uns mehr Sejan[1]
Und Catilina und Locusta[2] nahn.

Ich sprach über die Bekehrung des Generals Dyherrn[3], der aus Eitelkeit ungläubig war.

„Es ist verdammenswert, so zu sein", sagte er. „Hielte ich alles, was uns erzählt wird, für wahr, so würden Sie mich ebenso eifrig am Altar sehen wie andere. Sie werden sehen, Voltaire wird auf dem Totenbett eine Kapuzinade aufführen und in den Händen einiger elender Franziskaner sterben[4]." . . .

Freiberg, 19. Januar 1760.

Er sagte: „Ich weiß noch nicht, was geschehen wird. Bald hoffe, bald schwanke ich, aber ich treffe meine Maßnahmen, und dann hängt der Ausgang von der Vorsehung und dem blinden Zufall ab; von welchem von beiden, weiß ich nicht. Aber es wäre zu gewagt und verwegen, zu fragen: Wann wird der Feind abziehen?" . . .

Der König hatte viele Träume. Einmal träumte ihm, er würde verhaftet und nach Magdeburg gebracht. Er fragte seine Schwestern, warum dies geschähe. Die Antwort lautete: weil er seinen Vater nicht genug geliebt hätte Er wollte sich rechtfertigen, aber er wurde in einem Wagen fortgebracht . . .

Freiberg, 28. Januar 1760.

Am 28. sah ich ihn erregt. „Es gelingt nicht! Wäre es nicht besser, ich wäre nie geboren? Wieviel Sorgen! Haben Sie nicht geträumt? Vorwärts, versuchen wir zu träumen. Wenn die Leute nur eine Dummheit machten, aber sie machen keine." Er sprach gleichwohl von Philosophie, von der Ewigkeit der Welt und dem Wert der Dichtkunst. Alles ist ihr unterworfen . . .

[Freiberg, Anfang 1760.]

Beim Übergang über die Oder bei Köben, wo auch Schulenburg hinübergegangen war, hat der König seine „Betrachtungen" über die Geschichte

[1] Sejanus, Günstling des Tiberius.
[2] Locusta, Giftmischerin aus der Zeit des Nero.
[3] Der sächsische General von Dyherrn war in dem Treffen bei Bergen am 13. April 1759 tödlich verwundet worden.
[4] Vgl. S. 82 Anm. 1.

Digitized by Google

Karls XII. geschrieben[1]. „Ich lasse sie in den Archiven, und die Heerführer, die sie sehen werden, dürften zufrieden damit sein. Es wird ein Denkmal für die Nachwelt sein. Ich glaube, in dieser Darstellungsweise wäre der Dreißigjährige Krieg fesselnd gewesen." ...

„Glauben Sie mir," sagte er eines Tages zu mir, „in der Stellung, in der ich bin, lege ich strenge Kritik an mich. Das muß ich, und trotzdem macht man Fehler. So schwach ist der Mensch." ...

„Man muß zugeben, daß die Königin von Ungarn[2] Talente hat. Sie ist fähig und fleißig", sagte er. „Die Gerechtigkeit kann man ihr nicht versagen."

„Der kritische Augenblick", sagte der König zu mir, „war die Rettung von Torgau[3]. Wäre ich zurückgewichen, hätte der Feind die Stadt genommen, so war ich verloren. Ich habe die bei Maxen gefangenen Truppen neu aufgestellt. So macht die Not erfinderisch."

Während des Winters ist er nicht ausgegangen. Stets gelesen und stets betont, daß er viel läse. „Ich wäre ein guter Trappist geworden." Er hat Konzerte veranstaltet. Sein Geist ist stets mit seiner Lage beschäftigt. Sie ist grausam; Gott weiß, wie es gehen wird!

„Ich hoffe nichts. Ich suche mich zu zerstreuen und mein kaltes Blut zu wahren, ruhig zu scheinen, aber der Teufel erlaubt es nicht. Wenn ich zeigte, was ich denke, wie viele verlören dann den Mut!"

Ich las ihm einen Brief von La Condamine an Formey[4] vor. Es handelte sich um einen Friedensplan, wonach der König Schlesien an Österreich zurückgeben und dafür das Königreich Polen bekommen sollte.

„O, sagen Sie ihm, das geht nicht. Das würde zu noch blutigeren Kriegen führen. Und dann hat man keinen rechten Begriff von meiner Gesinnung: ich würde meinen Glauben nicht wechseln. Sie sehen," setzte er lachend hinzu, „ich brüste mich etwas mit Glaubenseifer."

Oft wollte er mich veranlassen, Verse zu machen. „Ich werde Sie in strenge Zucht nehmen, werde Sie verbessern. Sie müssen einen Anfang, einen Versuch machen. Mir scheint, in meinen Versen ist jetzt mehr Zusammenhang. Finden Sie darin nicht so etwas Flüssiges wie bei Racine?"

Als ich ihm sagte, seine Werke würden in Paris veröffentlicht[5], sagte er: „Der Herzog von Nivernais[6] wird mir diesen Streich gespielt haben, das wäre

[1] Vgl. S. 97. Der berühmte Rückzug des Grafen Matthias Johann von der Schulenburg erfolgte am 7. November 1704. [2] Maria Theresia.

[3] Im Dezember 1759 war es dem König gelungen, Torgau zu halten.

[4] Charles Marie de La Condamine (1701—1774), französischer Naturforscher; Samuel Formey (1711—1797), Theologe und Philosoph, Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften.

[5] Gemeint ist der Nachdruck der „Œuvres du philosophe de Sanssouci", der damals unter Voltaires Mitwirkung erfolgte, um König Friedrich bloßzustellen.

[6] Ludwig Julius Barbon Manzini-Mazarini, Herzog von Nivernais, war Anfang 1756 in politischer Mission in Berlin gewesen; Friedrich hatte ihn glänzend aufgenommen und ihm auch ein Exemplar seiner „Œuvres" geschenkt.

Digitized by Google

eine Niedertracht. Aber nein, Voltaire wird es gewesen sein, welcher Treubruch!" Erstaunlich ist seine Schwäche für diesen Mann. Er hält ihn für einen Elenden, und trotzdem hat er stets eine Neigung für ihn.

Freiberg, 8. März 1760.

Heute sagte er zu mir: „Ich hatte eine Ahnung, als ob mir etwas Schlimmes zustoßen müßte. Es hat mich den ganzen Tag bedrückt."

Am nächsten Tage sagte er: „Es ist mir trotzdem nichts geschehen. Ich glaube nicht an Ahnungen."

Freiberg, 10. März 1760.

Wir sprachen heute von Sachsen. Es ist sehr ausgesogen, und vielleicht bricht auch noch die Pest aus. „Ich habe es in diesem Jahre freilich nicht geschont", sagte er. „Ich war streng. Hätten sich die Sachsen ruhiger verhalten, so hätte ich weniger gefordert. Immerhin muß man gestehen, daß viele Menschen unglücklich geworden sind. Warum haben sich die Sachsen auch nicht ruhig verhalten?"

Er ruft einen Lakai, um ihm eine Tabaksdose zu bringen. Ein Privatmann hätte zu mir gesagt: „Geben Sie mir meine Tabaksdose."

Bis zur Schlacht bei Liegnitz[1]

Wir kamen am 25. April nach Schlettau bei Meißen, einem reizend gelegenen Orte mit wundervoller Aussicht ...

Am 26. war ich beim König. Wir sprachen von Religion. „Was ich glaube," sagte er, „glaube ich ehrlich. Von der Unsterblichkeit der Seele bin ich keineswegs überzeugt; die Welt halte ich für ewig. Wenn es eine Vorsehung gibt, wie es doch scheint, so ist die Sache recht schwierig. Sicher ist jedenfalls, daß man nichts Gescheiteres tun kann, als ein Ehrenmann zu sein. Ich habe meine Barke gerüstet; wenn alles gut geht, wird es gelingen, und ich werde bei den Unterhandlungen[2] den Mund etwas voll nehmen. Man darf sich nicht in die Karten sehen lassen."

[1] Gleichwie im Vorjahre, sah sich der König auch 1760 auf die Defensive beschränkt. Er stand in Sachsen den Österreichern gegenüber, Prinz Heinrich beobachtete bei Landsberg an der Warthe die Russen. Doch das Unglück verfolgt Friedrich. Zwei Versuche, Lacy zu schlagen, mißlingen (Mitte Juni und Anfang Juli). Auch der im Juli geplante Handstreich auf Dresden scheitert. Fouqué (vgl. S. 79) erliegt in Schlesien bei Landeshut am 23. Juni der feindlichen Übermacht. Schon ist Breslau bedroht. Da ruft der König Ende Juli Heinrich herbei und bricht am 1. August selbst nach Schlesien auf. Zwei feindliche Heere unter Daun und Lacy begleiten ihn. Bald stößt auch Laudon zu ihnen. Der Gefahr, in konzentrischem Angriff von der Übermacht erdrückt zu werden, weicht Friedrich geschickt aus und schlägt nun seinerseits am 15. August bei Liegnitz den im Anmarsch gegen ihn begriffenen Laudon.

[2] Es schwebten Verhandlungen über die Berufung eines Friedenskongresses.

Digitized by Google

„Nach meiner Ansicht", sagte der König, „ist Bayle[1] der erste Dialektiker; ich lese ihn stets mit neuem Genuß. Es gibt gegenwärtig wenige große Männer oder Genies, wenig Heerführer, nur zwei gute Minister, Pitt und Kaunitz[2]. Wieviel Dummköpfe, mein Lieber! Der Mensch ist ein wenig vernünftiges Tier."

Wir sprachen über die Freuden der Freundschaft. „Sie ist das höchste Gut. Ich habe meine Freunde verloren, das ist schmerzlich. Wenn man irgendwo über vieles hinwegsehen muß, dann in der Freundschaft. Haben wir nicht alle unsere Fehler? Lebte ich mit guten Freunden, ich versichere Ihnen, sie sollten mich herzlich lieben. Jetzt bin ich zu vielen Dingen gezwungen, über die ich seufze."

„Unter den Sachsen gibt es unstreitig viele brave Leute, ich habe aus Sachsen eine Unmenge herausgezogen. Trotzdem tun diese armen Leute sich noch zusammen, um ihrem König beizustehen. Das ist schön, wie Sie zugeben müssen; es ist groß, aber ich muß es verhindern. Finde ich bei meinen Leuten Züge von Großmut, so widersetze ich mich nicht. Ich richte mich auf und rühme mich, sie zu Untertanen zu haben."

„Man muß zugeben, daß wir viele Schwächen haben. Der Markgraf Karl[3] hält das, was er hat, für das beste. Er kauft und kauft und hat nichts davon. Soll ich ihm die Augen öffnen und ihm seine Freude verderben? Das wäre grausam."

„Wenn man die Menschen gründlich kennt, wird man sicherlich ein Menschenverächter. Ich bin wie ein Delinquent vor der Folter. Der Mai ist nun fast vorüber. Diese gute Zeit muß benutzt werden."

„Wenn ich mit Ihnen von Religion rede, spreche ich immer so, wie ich es meine. Es gibt Schwierigkeiten im System Spinozas[4], wie im System der Theologen, die Gott für unendlich erklären. Ich rette mich aus alledem heraus, indem ich die Welt für ewig ansehe." . . .

„Ich bin ohne Vorurteile", sagte er zu mir. „Ich habe alle Dinge mit dem Auge des Philosophen geprüft." Den Anlaß hierzu boten die Liebschaften der Berlinerinnen, von denen wir sprachen. „Mögen sie meinethalben Liebschaften haben, wenn es nur in anständiger Form geschieht."

Juni 1760.

In Schlettau sagte der König zu einem jungen Offizier: „Er ist noch recht jung. Ist Er schon trocken hinter den Ohren?" — „Ich bin jung, Sire", sagte er, „aber mein Mut ist alt." Wieviel Kinder unter den Offizieren!

[1] Pierre Bayle (1647—1706), französischer Philosoph, der Hauptvertreter des Skeptizismus.
[2] William Pitt (1708—1778), 1756—1761 englischer Premierminister; Graf Wenzel Kaunitz (1711—1794), seit 1753 österreichischer Hof- und Staatskanzler.
[3] Vgl. S. 96 Anm. 2.
[4] Baruch Spinoza (1632—1677), holländischer Philosoph, Vertreter des Pantheismus.

Digitized by Google

Eines Tages spielten sie wie Knaben vor seinen Fenstern „Pferdchen". „Kommen Sie, mein Lieber!" sagte er. „Sehen Sie diese Offiziere! Mit so etwas muß ich mich behelfen!" . . .

„Mein armer Geist ist in einer traurigen Verfassung, bisweilen setzt er aus. Nicht die Anstrengungen sind's, was ich fürchte, sondern die Sorge und das Benehmen einiger stumpfsinniger Menschen, die ich unter mir habe. Mein Gott, gib, daß dieser Kelch weit an mir vorübergehe! Man gibt sich solche Mühe, um gute Maßnahmen zu treffen, und es ist so schwer, sie anderen begreiflich zu machen."

Proschwitz, 15. Juni 1760.

Der König brach um 3 Uhr von Schlettau auf, marschierte nach Zehren, ging dort über die Elbe, machte einige Gefangene und bezog ein Lager bei Proschwitz. „Ich bin sehr müde", sagte er. „Mein Kopf ist wirr; auf die Dauer geht es so nicht weiter. Ich kann nichts tun, und dabei sagt man noch, dies Handwerk machte mir Spaß!"

Proschwitz, 17. Juni 1760.

Am 17. kam die Meldung, daß Lacy[1] bei Radeburg steht. Der König brach in der Nacht zum 18. um 3 Uhr auf. Am Abend vorher sagte er zu mir: „Die Würfel sind gefallen. Ich hoffe nichts mehr."

Er wollte einen Bauern, der vor ihn geführt wurde, auf die Probe stellen. „Du mußt", sagte der König zu ihm, „ins österreichische Lager gehen und mir Nachrichten bringen."

„Nein," entgegnete er, „ich werde gehenkt."

„Schön, wenn Du nicht gehst, werde ich Dir Dein Haus anstecken."

„Sie können tun, was Sie wollen, aber ich will nicht gehenkt werden."

Der König schickte ihn fort. „Das ist ein energischer und entschlossener Bursche! Er hat nicht unrecht."

Jeder glaubte, daß eine Schlacht bevorstände, und traf danach seine Maßnahmen . . . Um 3 Uhr ritt der König mit den Generalen zum Erkunden und gab ihnen bei der großen Lagerwache seine Instruktionen. Niemand war für die Schlacht, weil man das Gelände für zu schwierig hielt, und jeder fürchtete, der Feldmarschall Daun würde aus seinem Lager bei Reichenberg anrücken. Der König blieb fest. Ich sagte zu ihm, ich hoffte ihn vor den Toren von Dresden beglückwünschen zu können. „Und können Sie dies Glück von meinem Unstern erwarten?" Am folgenden Tage um 3 Uhr wurde abgerückt. Beim Aufmarsch erfuhr man, daß der Feind abgezogen sei.

Radeburg, 19. Juni 1760.

Am 19. abends war ich beim König. „Da ist mein Schlag also mißlungen", sagte er. „Ich bin betrübt und hätte große Lust, mich aufzuhängen. Haben Sie nie Lust dazu gehabt?"

[1] Graf Franz Moritz von Lacy (1725—1801), österreichischer Feldmarschalleutnant.

Digitized by Google

„Nein, Sire, ich werde auch nie welche haben."

„Sehen Sie nur mein Pech! Es verfolgt mich überall! Der Lacy ist abgerückt! Ich hätte ihn geschlagen. Am Abend vorher war die Vorhut zu weit vorgeschoben."

„Wer mich um mein Schicksal beneidet, ist ein rechter Narr; denn was nützt der ganze Ruhm? Wenn Sie ein großer Mann sind, was haben Sie davon, wenn Sie tot sind? Und ein großer Mann wird erst nach seinem Tode anerkannt."

Ich entgegnete, einer gälte schon bei Lebzeiten für groß. Er seufzte tief. „Leben Sie wohl, mein Lieber, bringen Sie mir morgen einen Strick mit!" Und er lächelte.

Radeburg, 25. Juni 1760.

Am 25. Juni, um 8 Uhr abends, verlangte ein Offizier der feindlichen Vorposten mit einem unserer Offiziere zu sprechen. „Es tut mir leid," sagte er, „eine schlimme Nachricht. General Fouqué ist bei Landeshut mit seinem ganzen Korps gefangen. Morgen werden wir Viktoria schießen."

Groß-Dobritz, 26. Juni 1760.

Am 26. abends ließ mich der König rufen. „Welch eine Nachricht hat man uns gebracht! Gestehen Sie, daß ich rechtes Unglück habe! Das Schicksal verfolgt mich in meinem Alter. Ohne einen großen Schlag gibt es keine Möglichkeit, herauszukommen. Trotzdem muß ich meine Fassung bewahren, und das tue ich stets. Als ich jung war, entschloß ich mich zu rasch; ich sprudelte über. Jetzt treffe ich meine Entschlüsse nicht im Widerstreit der Leidenschaften; denn man weiß dann nicht, was man tut. Sie wissen nicht, was man nach einer verlorenen Schlacht wie bei Kunersdorf leidet, wie alles in einem sich auflehnt und wie man knirscht, wenn man von der Ehre erfüllt ist, das Vaterland zu retten."

Über das Vergnügen, für einen großen Mann zu gelten, sagte er: „Es ist nichts, wenn man nicht sicher ist, Freunde zu haben, die einen lieben und schätzen. Vielleicht stößt mir all dies Unglück zu, um mich vom Leben loszulösen, und so weit bin ich; denn von klein auf bin ich durch die Schule des Unglücks gegangen. Ich habe ein paar schöne Augenblicke gehabt, aber wie rasch sind sie vergangen! Die Schlacht bei Zorndorf haben wir eigentlich nicht gewonnen, sondern gestohlen. Wir gewannen sie, weil die Russen sie nicht gewinnen wollten. Das war das erstemal, wo mich meine Truppen im Stich ließen!"

Er träumte, er wäre in Straßburg mit dem Feldmarschall Daun, und plötzlich war er wieder in Charlottenburg und bei seinem Vater. Der alte Dessauer war auch da. „Habe ich mich gut gehalten?" — „Ja," sagte der

Digitized by Google

König, „ja.“ — „Nun wohl, dann bin ich zufrieden. Euer Beifall gilt mir mehr als der der ganzen Welt.“ Der Anmarsch der Franzosen wird gemeldet. „Soll ich sie angreifen?“ fragt er den alten Dessauer — und erwacht.

Groß-Dobritz, 27. Juni 1760.

„Ich prophezeie recht wenig. Ich nähre mich von Kummer, muß ich gestehen. Finden Sie die Nahrung bekömmlich?“

Groß-Dobritz, 29. Juni 1760.

„Sie sehen mich mit meinem Lukrez[1]. Das ist mein Tröster in Stunden der Sorge. Sie sind weit glücklicher als ich; denn ich glaube, Sie haben keinen Kummer, oder welchen sollten Sie haben? Kein Ehrgeiz verzehrt Sie, keine Sucht nach Reichtum stachelt Sie. Schulden haben Sie auch nicht. Nur eins kann Sie treffen: wenn Ihren Verwandten oder Freunden etwas zustößt. Das ist viel,“ sagte er, „denn es gibt so wenige, die am Unglück der anderen aufrichtig teilnehmen. ‚Der arme Kerl tut mir leid!‘, damit begnügt man sich gewöhnlich.“

Groß-Dobritz, 30. Juni 1760.

Ich war von 6 bis 9 Uhr bei ihm. „Mein Lieber,“ sagte er, „ich war fast den ganzen Tag mit verschiedenen Plänen beschäftigt. Ich habe niedergerissen, gebaut, umgeworfen, mich nach allen Seiten gedreht und bleibe doch immer in einer grausamen Lage. Sehen Sie diese Tabaksdose? Es ist aus! Vielleicht rettet sie mich vor einer Flintenkugel, wie mein Etui in der Schlacht bei Kunersdorf. Wäre ich damals gefallen, wieviel Kummer hätte ich mir dann erspart, mein Lieber, wieviel Kummer! Ich hätte die Schmach unserer Truppen bei Maxen[2] nicht erfahren. Ich hätte nicht dieses Winterquartier gehabt.“

„Aber es wird nicht immer so bleiben,“ sagte ich. „Es können schon bald schöne Augenblicke kommen, und die Kugeln sind unnötig.“

„Ach,“ sagte er, „entweder so oder so. Oft sage ich zu mir: ‚Vater, laß diesen Kelch an mir vorübergehen, aber dein Wille geschehe!‘ Hier geht es um Sein oder Nichtsein, mein Lieber.“

Quoosdorf, 3. Juli 1760.

Der König ritt zum Rekognoszieren. Um 4 Uhr nachmittags ließ er alle Generale kommen und teilte ihnen seine Absicht und den Plan mit, Lacy in seinem Lager bei Liebenberg anzugreifen ... Um 5 Uhr legte er sich zur Ruhe und ließ sich 10 Uhr abends wecken. Er ließ mich rufen.

[1] Vgl. S. 64 und 77.
[2] Vgl. S. 96ff.

Digitized by Google

„Morgen greife ich den Feind an. Ich habe meine Maßnahmen getroffen. Man schien damit zufrieden. Nur müssen meine Befehle richtig ausgeführt werden. Aber der Teufel hole diese Furcht! Ich habe mich redlich gemüht, den Lacy auszugraben: nun hab' ich ihn entdeckt. Gelingt es, so kann ich Daun zu Leibe gehen und ihn nach Böhmen zurückwerfen. Wenigstens habe ich alle Maßnahmen getroffen. Sie, mein Lieber, brauchen nicht mit; denn das ist nicht Ihr Beruf. Beten Sie für mich, und wenn ich falle, denken Sie manchmal an mich und nehmen Sie meine Papiere und meine Bücher an sich."

Es wurde abmarschiert, aber Lacy bekam Wind von unserem Marsche und rückte in der Nacht ab.

Pulsnitz, 4. Juli 1760.

Ich war um 5 Uhr abends bei ihm. „Da sehen Sie, mein Lieber, wieder mein verdammtes Pech! Sie werden mir wenigstens einräumen, daß ich mir alle Mühe gebe. Wenn ich kein Glück habe, so tue ich doch alles, um mir keine Vorwürfe zu machen. Denn sehen Sie nur meine Mühe, meine Sorgfalt und das Leben, das ich führe!"

Nieder-Gurka (bei Bautzen), 7. Juli 1760.

Am 7. Juli brach der König am frühen Morgen mit 15 Schwadronen auf, um Lacy zu rekognoszieren. Er stieß eine Meile vor. Lacy warf seine ganze Reiterei vor und vertrieb uns ... Man sprach viel darüber, daß der König sich so in Gefahr begäbe.

Um 6 Uhr war ich bei ihm. Wir gingen im Garten spazieren ... Ich sagte, man klage sehr darüber, daß er sich so in Gefahr gebracht habe. Sein Ruhm stände doch fest; selbst die Feinde versagten ihm die Anerkennung nicht, daß er sich nicht schone. Würde er gefangen, so wäre das der Gipfel des Unglücks und der Demütigung.

„Das stimmt," sagte er, „aber ich begebe mich nicht in Gefahr."

Wir stritten über die Religion und die Unsterblichkeit der Seele.

„Nun, wenn Sie an ein künftiges Leben glauben, ich will Sie nicht davon abbringen noch bekehren."

„Das könnten Euer Majestät auch nie!"

Grüne Wiese bei Dresden, 13. Juli 1760.

Der Prinz von Zweibrücken[1] räumte die Höhen von Plauen und ließ beim Rückzuge 26 Bataillone in der Stadt. Beim Übergang über die Elbe wurden wir von Artillerie beschossen und kamen um 1 Uhr nach Grüne Wiese vor Dresden. Ich war von 7 bis 9 Uhr beim König. Er schien gut gelaunt.

[1] Prinz Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, Führer der Reichsarmee.

Digitized by Google

„Die Leute ziehen immer ab", sagte er. „Kann ich Dresden nehmen, so würde das meine Lage wiederherstellen und mich von meinen Sorgen befreien ... Was wird alles zerstört werden, wenn die Leute in Dresden sich nicht ergeben! Wieviel Unglück bringen wir über Sachsen! Jedenfalls, mein Lieber, ist dies Leben das schrecklichste, das man führen kann!"

Grüne Wiese bei Dresden, 14. Juli 1760.

„Man muß zugeben, daß der Starrsinn der Kaiserin und der meine viel Unheil anrichten. Welch ein grausamer Krieg! Nichts als Zerstörung!"

Vor Dresden, 19. Juli 1760.

Durch einen Deserteur erfuhr man, daß Daun beim Weißen Hirsch stand, und unsere Batterien waren noch nicht fertig. „Wir brauchen drei Tage, um Bresche zu schießen," sagte der König, „und sicherlich wird Daun nicht abwarten, bis die Batterien fertig sind."

Leubnitz (bei Dresden), 21. Juli 1760.

Am 21. früh kamen wir nach Leubnitz, wo das Hauptquartier war. Beim Nachtmarsch stürzte der König und wurde von einem Pferde getreten. Sein Bein schwoll an; er legte sich zu Bett und blieb bis zum Abend liegen. Er litt geduldig und ritt wie gewöhnlich aus, trotzdem man ihm vorstellte, daß ihm das sehr schaden könnte.

Am Abend war ich bei ihm. „Ich glaube, mein Lieber, wir müssen die Einnahme von Dresden aufgeben. Wir hätten viele Menschen unglücklich gemacht und viel Furage aufgezehrt. Man muß gestehen, daß ich Unglück im Spiel habe und daß mir schlecht gedient wird. Wenn ich nicht an alles denke, denkt keiner an etwas."

Leubnitz, 26. Juli 1760.

„Sie werden sehen, mein Lieber, Sie werden sehen! Wie ich Ihnen gesagt habe! Ich kann mich nur bis Ende August oder September halten. Ich habe zu viele Feinde. Aber mein Entschluß steht fest. Wenn es gut geht, um so besser. Wenn nicht, gehe ich ins Land von Virgil und Horaz. Da finde ich keine Feinde und Verfolger. Soll ich mir von diesen hochmütigen Leuten das Gesetz diktieren lassen? Ich werde gewiß alles aufbieten, um Erfolg zu haben. Entweder machen sie mir den Übergang[1] streitig, oder wir schlagen uns an der schlesischen Grenze. Würde mir doch gut gedient, mein Lieber! Aber ich muß alles selbst regeln, alles sehen, alles hören! Wie schwer ist es, den Leuten Denken beizubringen! Wenn sie hier nichts lernen, dann überhaupt nicht, und nur sehr wenige lernen etwas."

[1] Über die Elbe.

Digitized by Google

Leubnitz, 28. Juli 1760.

„Anfangs, als die Sorgen anfingen, verzweifelte ich, aber Leiden macht zum Philosophen, und das ist die beste Philosophie. Gestehen Sie, daß wir seit lange ringen. Das geht noch einen Monat, und wir brechen zusammen. Wenn ich keinen Ausweg mehr sehe, kann ich dann nicht mit mir machen, was ich will? Ich wäre ein Feigling, täte ich's, solange mir noch ein Ausweg bleibt!"

„Aber, Sire, sind Sie Ihr Leben nicht Ihrem Volke schuldig? Sind Sie sicher, daß in dem Augenblick, wo Sie dem Leben entsagen, kein glückliches Ereignis den Untergang verhindert? Haben Sie sich nicht schon in kritischen Lagen befunden? Und hätten Sie dann dem Leben entsagt, was wäre aus alledem geworden?"

„Welcher Wirrwarr wird nach mir kommen!" sagte er. „Sie werden sehen, die Franzosen werden gleich mit den Österreichern Krieg anfangen, und diese werden despotisch in Deutschland schalten. Vielleicht werden sie mit den Russen gegen die Türken gehen. Sicherlich wird ein großer Wirrwarr eintreten, aber Gottes Wille geschehe! Um mich zu retten, müßte ein Wunder geschehen, und Wunder geschehen nicht mehr." ...

„Ich habe für meine Familie Aufzeichnungen hinterlassen[1]. Man wird viel von mir reden. Aus diesen Aufzeichnungen kann sie ersehen, welche Gründe mich geleitet haben. Das Publikum mag reden, was es will! Was liegt mir daran! Ich will nur, daß meine Familie mit mir zufrieden ist. Wenn ich Fehler gemacht habe, so bin ich ein Mensch."

„Um einen Menschen richtig zu beurteilen, muß man sich in seine Lage versetzen. Man wird ihm dann viel nachsehen und viel verzeihen. Man ist fast immer ein Mensch, wieviel mehr also in einer schrecklichen Lage. Man urteilt ungerecht, wenn man diese nicht in Betracht zieht!" ...

„Kommt es zur Schlacht, so werde ich mit gutem Beispiel vorangehen und mein ganzes Deutsch aufbieten, um meine Offiziere anzufeuern. Es ist damit zwar nicht weit her, aber es wird schon gehen. Bei Parchwitz hielt ich ihnen eine Ansprache, vor der Schlacht von Leuthen[2], und sie waren ergriffen. Es ist viel leichter, Ansprachen zu halten und ein Gedicht über die Kriegskunst zu schreiben, als in meiner Lage Truppen zu führen." ...

„Eine schöne Illusion ist mehr wert als eine traurige Wahrheit. Das ist eine Lebensregel, mein Lieber. Sie sehen, daß ich meinen La Rochefoucauld[3] mit Vorteil gelesen habe!"

[1] Vgl. die im Juli 1757 aufgesetzten Denkschriften, in denen der König seine Politik und seine Kriegführung rechtfertigte, in den Ges. Werken, Bd. III, S. 209ff.
[2] Vgl. S. 57.
[3] François Herzog de La Rochefoucauld (1613—1680), Verfasser der „Maximes" (1665).

Digitized by Google

„Ich neige von Natur zur Beschaulichkeit. Muß ich mich aber in ein bewegtes Leben stürzen, so vermag ich es auch und kann von einem Extrem zum anderen übergehen."

„Für die armen Soldaten gibt es wenig Ehre zu holen. Sie kriegen von Anfang an mehr Schläge als Brot."

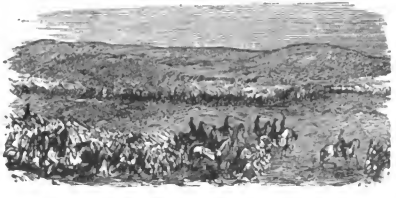
Unkersdorf, 30. Juli 1760.

Er fragte mich, was man von seinen Dichtungen sagte. Ich erwiderte, man lobte sie, außer der Epistel an Feldmarschall Keith[1].

„Ich hätte nicht gedacht," sagte er, „daß das Gedicht von der Kriegskunst[2] so gut aufgenommen würde. Es scheint mir nicht alles so deutlich herauszukommen, wie es wohl möglich wäre. Ich habe den ganzen Tag Metaphysik getrieben. Hätte ich nicht meine Pflicht, ich gäbe alles preis. Als einfacher Privatmann wäre ich glücklicher. Ich stehe am Rand des Abgrunds, ich mache mir nichts vor, ich gewinne dabei nur. Schlimmer, als ich es voraussehe, kann es nicht kommen. Habe ich Glück, so kann ich angenehme Abstriche machen. Hätte alles von mir abgehangen, ich hätte in vielem nachgegeben, um Ruhe zu haben, aber ich muß halt tanzen."

Dallwitz, 1. August 1760.

Die Armee hat bei Merschwitz die Elbe überschritten, um sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Der Übergang geschah ziemlich rasch auf



zwei Brücken, das Hauptquartier war in Dallwitz. Ich war um 4 Uhr bei ihm. „Es ist schrecklich," sagte er, „diese ganze Masse zu leiten. Sehen Sie (er zeigte mir die Karte), dies wird der Schauplatz sein, in der Gegend von Bunzlau. Ich schrieb dem Marquis d'Argens, daß ich ihn benachrichtigen würde, wenn alles gut geht. Ginge es schlecht, so nähme ich Abschied von ihm. Anscheinend hängt das alles von einem bestimmten Schicksal ab; denn ich

[1] Vgl. S. 64 Anm. 2.
[2] Vgl. S. 64 Anm. 1.

Digitized by Google

suche nur ungern eine Schlacht, kann sie aber nicht vermeiden, sonst verliere ich Schlesien. So geht es ums Ganze; die Aufgabe ist recht schwierig. Sie werden sich entsinnen, daß ich kein guter Prophet war. So wie mein Plan angelegt war, konnten mir die Feinde furchtbaren Schaden tun, aber sie ließen sich nicht darauf ein. Sie machen recht viele Fehler, aber es fehlt mir an Truppen, um sie auszunutzen. Mein Bruder will nicht recht vorwärts. Um so mehr muß ich heran. Leben Sie wohl, ich muß schlafen. Das ist das Vorspiel des Todes."

Er sprach lange davon, wie er mich versorgen wolle.

Liegnitz, 13. August 1760.

Am 13. kamen wir nach Liegnitz zurück. Es schien, als ob wir angegriffen werden sollten, als ob Lacy über die Katzbach gehen und sich in unserer rechten Flanke aufstellen würde, Daun in der Front und Laudon[1] in unserer linken Flanke auf den Höhen von Pfaffendorf.

Vor Liegnitz, 14. August 1760.

Am 14. besetzte der König die Höhen von Pfaffendorf, so daß der Plan des Gegners vereitelt wurde ... Bei all diesen Märschen blieb uns keine große Hoffnung. Der König war stets im Zweifel und hatte nur selten ein paar frohe Augenblicke.

In der Nacht zum 15. brach er endlich auf. Diese Nacht, die uns den Erfolg bringen sollte, war sorgenvoll. Auf dem Marsch sagte der König zum Markgrafen Karl:

„Sehen Sie den Lichtschein? Was bedeutet das?"

„Es ist die Morgenröte", war die Antwort.

„Nein, es ist im Westen. Das ist ein Nordlicht. In dieser Richtung müssen wir kämpfen, da werden wir Erfolg haben."

Um 3 Uhr begann der Kampf. Der Erfolg war ebenso erfreulich wie unverhofft. Der König sagte zu einem alten Soldaten vom Regiment Anhalt: „Das habt ihr gut gemacht."

„Und warum sollten wir es nicht gut machen, Majestät? Wir fochten ja für den Glauben, für Sie, für das Vaterland."

Der König weinte. Er weinte wieder, als er mir die Antwort erzählte. Ich beglückwünschte ihn.

„Es ist ein großes Glück", sagte er. „Was ist alle menschliche Voraussicht? Wieviel Zufall in allen menschlichen Dingen! Soll man Glück wie Unglück nicht verachten?"

„Das hängt davon ab, was man darunter versteht", sagte ich ...

[1] Freiherr Gideon Ernst von Laudon (1717—1790), österreichischer Generalfeldzeugmeister.

Digitized by Google

„Findet man, daß ich gut manövriert habe? Sie sehen, ich belohne die Leute alle gut[1]. Glauben Sie wohl, daß es mir eine geheime Freude macht, zu wissen, daß die Österreicher in Unruhe sind? Das ist nicht recht, aber seien Sie versichert, ich lasse mich bei alledem nur von der Ehre leiten, von der Freude, mich herauszuziehen, mich gegen eine solche Übermacht zu behaupten, die mich erdrücken will. Ich möchte mich am liebsten ganz zurückziehen und als schlichter Privatmann leben, aber ich will nicht ausgeplündert und zum Rücktritt gezwungen werden."

Mitchell[2]

(15. August 1760)

Als der König mit seiner Armee vom Schlachtfeld von Liegnitz abrückte, schickte er zu mir, ich sollte ihn begleiten. Als ich zu ihm kam und ihn zu dem Siege beglückwünschte, sagte er sehr gnädig zu mir: „Da Sie die Anstrengungen mit mir geteilt haben, möchte ich, daß Sie sich auch mit mir freuen." Er ging dann auf die Einzelheiten der Schlacht ein, lobte die Haltung seiner Truppen sehr und stellte einige treffliche Betrachtungen über die Unvollkommenheit der menschlichen Voraussicht an. Dann sagte er: „Sie haben gesehen, wie ich mich umsonst bemüht habe, das herbeizuführen, was jetzt zufällig gelungen ist. Den Sieg, den ich erfochten habe, verdanke ich einzig der Tapferkeit meiner Truppen. Wäre ich im Lager bei Liegnitz stehen geblieben, ich wäre von allen Seiten eingeschlossen worden[3]. Wäre ich eine Viertelstunde früher aufs Schlachtfeld gekommen, so wäre der Streich nicht gelungen, und in wenigen Tagen wäre alles zu Ende gewesen." Er verglich dann die Schlacht bei Liegnitz mit der bei Roßbach im Jahre 1757[4], die Zahl der Gefangenen und der eroberten Geschütze, die geringen preußischen Verluste und alle schlagenden Ähnlichkeiten. Er sagte, sein Hauptvorteil gegenüber dem Feinde sei der gewesen, daß sein Heer schon in Schlachtordnung stand, bevor der Feind mit seinem Aufmarsch fertig war, und bei seiner Kenntnis des Geländes hätte er die Höhen besetzt.

Ergänzend fügt Mitchell in einem späteren Berichte hinzu: er habe mit dem König manches Mal über die Voraussehung gestritten. „Das letztemal auf dem Schlachtfeld von Liegnitz, als er sagte, er danke den Sieg nur dem Zufall. Ich erlaubte mir zu entgegnen, es sei mir klar, daß er an diesem Tage nicht

[1] Die Soldaten erhielten Geldspenden nach der Schlacht.

[2] Vgl. S. 55, Anm. 1. Nach Mitchells Schreiben an den Herzog von Newcastle vom 17. August und 20. November 1760; vgl. „Memoirs", Bd. II, S. 202 f. und 205.

[3] Vgl. S. 115 und Ges. Werke, Bd. IV, S. 51 ff.

[4] Vgl. Ges. Werke, Bd. III, S. 97 ff.

Digitized by Google

gesiegt hätte, wenn die Vorsehung seinen Feinden mehr Verstand gegeben hätte. Er antwortete in heiterer Laune: ‚Ich weiß, wir stimmen hierin nicht ganz überein, aber sei es drum, da Sie es so wollen.'"

Freiherr von Fritsch[1]

(März 1761)

Der König: „Ich finde Sie gealtert und verändert."

Fritsch: „Sire, dazu war auch Anlaß genug."

Der König: „Ich glaube, meine Diners haben Ihnen Unglück gebracht. Ich werde mich hüten, Sie noch einmal einzuladen."

Darauf stellte ich ihm sehr beweglich unsere Not für und insistierte auf einige Mäßigung, erhielt aber nichts als:

„Sorgen Sie dafür, daß Ihr Herrscher Frieden schließt; dann nimmt alles ein Ende."

Ich bewies ihm, daß es auf uns nicht ankäme, und es ging so weit, daß er endlich verdrießlich zu werden schien und sagte:

„Die Sache wird zu ernst, wir müssen uns trennen."

Er stieg zu Pferde, und wir gingen betrübt davon und überlegten, was zu tun. Da wir eben zu Tische gehen wollten und ich dem Grafen von Wied[2] abgeschlagen, mit der Generalität zu essen, ließ mich der König rufen. Als ich mit dem Markgrafen Karl[3] und General Wylich[4] in das Zimmer trat, kam er mir entgegen und sagte sehr gnädig:

„Es täte mir wirklich leid, wenn mein Diner Ihnen Unannehmlichkeiten zuzöge, aber wir werden sagen, ich hätte Sie durch zwölf Grenadiere aufheben lassen."

Ich antwortete, was sich schickte, und man setzte sich zur Tafel, welche vier Speisen, zwei auf einmal, und keinen Braten, auch kein Dessert darstellte. Der König pries die Frugalität und sagte, er wolle mir aber doch gern eine Ehre antun, auch eine Bouteille guten ungarischen Wein oder Bowle-Punsch auf mich wagen, oder was ich wollte. Auf gebührenden Dank rühmte er

[1] Thomas Freiherr von Fritsch (1700—1775), kursächsischer Geheimer Rat. Bereits 1758 hatte ihn König Friedrich persönlich kennengelernt und an seine Tafel gezogen. Die zweite obige Begegnung erfolgte am 30. oder 31. März 1761 in Meißen, als Fritsch ihn auf der Wachtparade mit den Ständemitgliedern des dortigen Kreises um Ermäßigung der auferlegten Lieferungen ersuchte. Fritsch war es denn auch, der im November 1762 von seiner Regierung mit Einleitung und Führung der Verhandlungen betraut wurde, die der Abschluß des Friedens in Hubertusburg am 15. Februar 1763 krönte. Die obige Darstellung nach einem Schreiben von Fritsch vom 1. April 1761 (gedruckt im Beiheft zum 21. Bande des „Neuen Archivs für sächsische Geschichte und Altertumskunde", S. 164ff.; Dresden 1900).

[2] Reichsgraf Franz Karl Ludwig Wied zu Neuwied, preußischer Generalleutnant.

[3] Vgl. S. 96 Anm. 2.

[4] Freiherr Friedrich von Wylich, preußischer Generalmajor.

Digitized by Google

seinen Champagner, und eine Bouteille, so er einschenkte, teilte er mit dem General Wylich und mir.

Von tausend Sachen ward geredet, so in alle Arten der Literatur, Wirtschaft, Kommerz einschlugen und mich werden alle Zeit ihn bewundern und gestehen machen, daß ich — den König à part — in ihm den größten Menschen erkennen müssen, der mir jemals fürgekommen. Welches Verhängnis, daß dieser Mann unser Unglück bewirken müsse!

Ich brachte unsere Not drei-, auch viermal, vielleicht dreister als ratsam, für; allein er war ohnbeweglich und alle Zeit die Antwort: „Meinen Ländern geht es noch übler; macht Frieden!" Ich wollte, daß unser lieber Herr und die Kaiserin[1] mit angehört hätten, was gesprochen ward, wenn Publica mit einschlugen[2]; auch unser Premierminister[3] würde zufrieden gewesen sein. Nachdem man über fünf Stunden gesessen, stand der König auf und entließ mich zwar in Gnaden, aber ohne Trost ...

Eins muß ich noch anfügen. Auf mein Anführen, wie Sachsen ruiniert sei und in vielen Jahren sich nicht erholen könne, sagte er, nach dem Frieden wolle er des Königs Minister werden und ihm sein Land wieder einrichten, sagte auch viel Wahrheiten und löbliche Dinge. Ich bat ihn um sein ganzes Geheimnis, um meinen Kindern Gelegenheit, ihr Brot dem Vaterlande nutzbar zu verdienen, zu verschaffen. Er wollte aber nicht, und nach vielem Scherz bedunge mir, nach dem Frieden mich zu seinen Füßen zu legen und darum zu bitten, da er dann sagte: „Dann könnte vielleicht Rat dazu werden[4]."

Möchte doch unser Herr gehört haben, was für Vorstellungen ich ihm über das gute Vernehmen beider Häuser und Länder getan, und was er darauf für schöne Sachen von sich vernehmen lassen. Betrübt ist, solche Dinge hören und so böse Dinge empfinden.

[1] Maria Theresia.
[2] d. h. wenn von Staatsgeschäften die Rede war.
[3] Graf Brühl.
[4] Der geplante Besuch in Potsdam kam im Herbst 1771 zur Ausführung.

Digitized by Google

De Gatt[1]

(1761/1762)

Der Anſchlag von Warkotſch[2]

[Strehlen, Oktober/November 1761.]

Als der König im Lager vor Strehlen ankam, traf er ſofort alle möglichen Anſtalten, um weiterem Unglück vorzubeugen und in Ruhe das Schickſal Kolbergs[3] abzuwarten, das ihm Sorge zu machen begann.

„Geſtehen Sie, daß ich rechtes Unglück habe. Ich gebe mir alle mögliche Mühe, aber ich finde keine Unterſtützung. Wer hätte geahnt, daß Schweidnitz erobert würde? Es iſt unerhört!“

[1] Vgl. S. 63 Anm. 3.

[2] Nach dem Fall der Feſtung Schweidnitz (1. Oktober) ging der König nach Strehlen, wo er bis Anfang Dezember 1761 blieb. Hier erfolgte der Anſchlag des Barons Warkotſch, der unweit Strehlen ein Gut beſaß. Er traf mit dem öſterreichiſchen Oberſtleutnant Graf Wallis geheime Abrede, den König aufzuheben, und zwar ſollte dieſer Plan in der Nacht zum 2. Dezember ausgeführt werden. Doch ein Bedienter des Barons, der Jäger Kappel, verriet den Anſchlag, indem er das Schreiben ſeines Herrn, das die letzten Verabredungen enthielt, dem König überlieferte. Warkotſch entzog ſich der Verhaftung durch Flucht.

[3] Kolberg wurde von den Ruſſen am 16. Dezember 1761 genommen.

Digitized by Google

Nie war ein Hauptquartier sorgenvoller und mehr erfüllt von Befürchtungen für die Zukunft. Überall lange, verzweifelte Gesichter; nur der König blieb standhaft und behielt den Kopf oben. Er ging wenig aus, beschäftigte sich mit Lesen und Versemachen, um sich von dem Unglück abzulenken, das ihm zugestoßen war, und das abzuwehren, das ihn bedrohte. Er schrieb eine Ode auf den Tod des Prinzen von Braunschweig[1], eine Epistel über die menschliche Bosheit, den „Stoiker" und brachte das Beste aus Mark Aurel in Verse[2].

„Sie sehen mich mit Lukrez und meinen Stoikern", sagte er eines Abends zu mir. „Das sind brave Leute, die im Unglück einen Halt geben."

Ich entgegnete, wenn man in sich keinen Halt gegen Schicksalsschläge fände, so könnte die Lektüre der Stoiker ihn erst recht nicht bieten.

„O, ich sehe, Sie mögen die finsteren Leute nicht. Aber glauben Sie mir, sie helfen sehr."

Dieses Gespräch regte ihn zu einer Epistel an, die er mir am nächsten Tage schickte. Zu diesen eigenen Arbeiten kam dann noch die Lektüre von Bertot[3], den „Mélanges" von d'Alembert[4], den philosophischen Schriften Ciceros und der Geschichte Diodors von Sizilien. Nur ein Fürst wie er konnte unter solchen Umständen Lektüre treiben, trotzdem blieb er in äußerster Sorge. Die Lage in Pommern machte ihm viel Kummer. Trotzdem hatte er eine Woche lang einen Hoffnungsschimmer, und da jeder Augenblick seines Lebens besondere Züge trägt, faßte gerade damals, wo seine Hoffnung auflebte, ein Edelmann namens Warkotsch den Plan, den König aufzuheben und in die Gewalt der Österreicher zu bringen.

[Strehlen, 1. Dezember 1761.]

Der König nahm die Nachricht von dem Anschlag mit solcher Ruhe hin, daß er nur an die Ergreifung des Verräters dachte. Um 5 Uhr wurde ich zu ihm gerufen.

„Wissen Sie schon, mein Lieber," fragte er mich, „welch schönen Anschlag man gegen mich vorhatte?"

„Nein, Sire."

„Nun, man wollte mich heute abend aufheben." Ich erschrak. „Ja, heute abend. Aber sie hätten mich nicht gekriegt; ich hätte den Tod gesucht."

„Aber, Sire, man kann sich nicht so töten lassen, wie man will."

„Glauben Sie mir, sie hätten mich nicht lebend gefangen."

[1] Prinz Heinrich von Braunschweig, sein Neffe, war am 20. Juli 1761 gefallen.

[2] „Der Stoiker" (vgl. Ges. Werke, Bd. X, S. 184ff.) ist der in Verse gebrachte Mark Aurel.

[3] René Aubert, Abbé de Bertot (1655—1735), Verfasser der „Histoire des révolutions arrivées dans le gouvernement de la République romaine".

[4] Vgl. unten S. 126.

Digitized by Google

Trotzdem hielt das ganze Hauptquartier die Sache für möglich. Meine Seele war von diesem Schrecknis so erfüllt, daß ich eine Stunde lang den Worten des Königs nicht folgen konnte. Ich sagte es ihm.

„Beruhigen Sie sich, mein Lieber. Ich lese Ihnen eine Tragödie vor, so verbringen wir den Abend zusammen."

Nach der Vorlesung ließ er sich ein paar Butterbrote bringen. Ich blieb noch einen Augenblick da.

„Jetzt lege ich mich hin", sagte er. „Ich werde ruhig schlafen. Tun Sie ein Gleiches und denken Sie nicht mehr an den tragikomischen Zwischenfall. Die Sache wäre sicherlich nicht geglückt."

Als ich ihn verließ, fand ich Wachen aufgestellt und alle Ausgänge besetzt. Das beruhigte mich für den König.

Der Tod der Zarin Elisabeth [1]

[Breslau, Dezember 1761.]

Der starke Frost und der Mangel an Lebensmitteln zwangen den König zum Beziehen der Winterquartiere. Er begab sich nach Breslau [2], blieb stets in seinem Zimmer, brütete über sein bisheriges Unglück, dachte an das künftige und traf Vorbereitungen für den nächsten Feldzug, falls ein solcher noch möglich war.

Er erhielt die Nachricht vom Fall Kolbergs [3], die ihn nicht erstaunte; er war darauf vorbereitet.

„Alles Unglück stürzt auf mich herab! Was soll im nächsten Jahr aus uns werden? Was soll aus meinem Volk werden, aus meiner Armee? Ich habe keinen Schimmer von Hoffnung, mich zu retten. Trotzdem werde ich alles aufbieten; hier heißt es siegen oder untergehen. Sicherlich werde ich nicht als Feigling sterben, und wenn ich am 28. Februar sehe, daß alles vergebens war, werde ich mich an meine Stoiker und an meine Dose halten. Sehe ich aber die geringste Möglichkeit, mich zu retten, so werde ich nichts unversucht lassen. Es wäre eine Feigheit, ohne mathematische Sicherheit zu verzweifeln."

Diese Reden betrübten mich tief. Ich versuchte gleich, doch ohne Erfolg, ihn von seinen düsteren Gedanken abzubringen. Aber die Schicksalsschläge waren zu schwer gewesen, und die bevorstehenden waren zu greifbar, um sie aus seinem Geiste zu verscheuchen. Diese furchtbare Spannung dauerte bis zu dem Tage, wo die Nachricht eintraf, daß die Zarin Elisabeth im Sterben läge. Trotz der Aufregungen in dieser furchtbaren Krisis fand der König noch Muße zu eigenen Arbeiten. Er schrieb eine philosophische Epistel über die

[1] Der Tod der Zarin Elisabeth am 5. Januar 1762 war der entscheidende Wendepunkt des Krieges; denn ihr Nachfolger, Zar Peter III., schloß mit dem König Frieden und Bündnis. Damit war der Ring der Gegner gesprengt.

[2] Am 9. Dezember 1761.

[3] Vgl. S. 119 Anm. 3.

Digitized by Google

philosophischen Systeme, las den „Gottesstaat“ von Augustin[1], die Abhandlung „Nötige sie hereinzukommen“ von Bayle und beendete den dritten Band von Bayles „Gedanken über den Kometen“[2], gerade als er erfuhr, daß die Zarin schwer erkrankt sei. Er teilte mir die Nachricht am Abend mit.

„Sie werden sehen, mein Lieber, daß sie nicht stirbt und daß ich weiter gegen den Sturm ankämpfen muß. Ich wette, sie erholt sich wieder.“

„Und ich wette, Sire, sie geht in Frieden zu Grabe.“

„Schön, um was wollen Sie wetten?“

„Wer verliert, bestimmt den Preis.“

„Gut. Verliere ich, so mache ich Ihnen ein Geschenk. Verlieren Sie, so geben Sie mir, was Sie wollen.“

[Breslau, Januar 1762.]

Täglich sprachen wir von ihrer Krankheit, ihrem Tod und unserer Wette. Eines Tages[3] ließ er mich früher rufen, trat auf mich zu, machte mir eine tiefe Verbeugung und sagte:

„Sie haben die Wette gewonnen: die Zarin ist tot. Ich schenke Ihnen ihre Grabschrift[4]; damit bin ich quitt.“

Das war freilich eine bequeme Art, seine Buße bei einer so wichtigen Sache zu bezahlen, aber ich war zu froh für den König, um ihm im Scherz zu sagen, daß sein Einsatz recht gering sei. Wir sprachen von nichts als von den Folgen dieses Todes, der so zur rechten Stunde gekommen war.

„Ich habe Angst, mein Lieber“, sagte er. „Wer weiß, was der neue Zar tut. Ich habe ihn geliebt. Mag er mir seine Gegenliebe beweisen! Der Thron verändert manche Gedanken.“

Ich sage es ohne Eitelkeit: ich entwickelte ihm den ganzen Plan, den der neue Zar befolgen würde, und es traf buchstäblich so ein. Darum sagte der König auch häufig zu mir:

„Ich werde mich jetzt immer an Sie halten. Zur Zeit meines größten Unglücks haben Sie mir Hoffnungen gemacht, und diese Hoffnungen haben nicht getrogen. Ach, wenn doch alles erst ein Ende hätte! Wenn ich nicht mehr in der Qual der Sorgen, Mühen und Befürchtungen wäre!“

[1] Neben den „Konfessionen“ ist die Schrift „De civitate dei“ das bedeutendste Werk des berühmten Kirchenvaters Augustinus (353—430).

[2] Die Abhandlung „Commentaire philosophique sur ces paroles de Jésus-Christ: Contrains-les d'entrer (Lukas XIV, 23), ou traité de la tolérance universelle“ von Bayle (vgl. S. 107) wurde durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), die „Pensées sur la comète“ durch das Erscheinen des großen Kometen von 1680 veranlaßt.

[3] Am 19. Januar 1762.

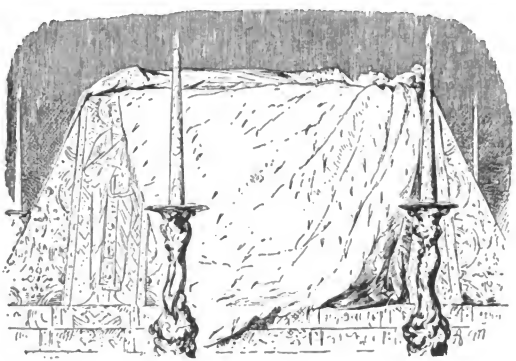
Die Grabschrift des Königs auf die Zarin Elisabeth lautet:

Hier, Wanderer, liegt Messaline,
Des Russen, des Kosaken Konkubine.
Als sie ihr Land erschöpft, suchte den Gatten,
Zum Hades wandelnd, sie im Reich der Schatten.

Digitized by Google

Dem König ſchien der Tod der Zarin nicht ſolchen Eindruck zu machen, wie es hätte ſein müſſen, und das war ganz natürlich. Seine Seele kannte nichts mehr als Unglück und war noch ſo verdüſtert davon, daß glückliche Ereigniſſe nur einen leichten Eindruck hervorriefen. Daß er die Veränderung ſeiner Lage lebendig empfand, merkte ich erſt, als er zu mir ſagte:

„Finden Sie nicht, daß ich dieſen entſcheidenden Umſchwung ziemlich kaltblütig betrachtet habe?“



Digitized by Google

Nach dem Hubertusburger Frieden

Der Landrat von Nüßler[1]

(29. März bis 3. April 1763)

Als der König am 29. März 1763 auf der Rückreise nach Berlin in den niederbarnimschen Kreis kam, empfing ihn der Geheime und Landrat von Nüßler, ein großer Patriot, zu Tasdorf mit Glückwünschen, empfahl aber seiner gnädigen Vorsorge den sehr verwüsteten Kreis, für den er [von Nüßler] bis dahin noch keine erhebliche Hilfe habe erlangen können. Der König fragte ihn: „Was fehlt Ihm für Seinen Kreis?“

Nüßler: „Pferde zur Bestellung der Äcker, Roggen zu Brot und zur Sommersaat.“

Der König: „Roggen zu Brot und zur Sommersaat will ich geben, aber mit Pferden kann ich nicht helfen.“

Nüßler: „Ew. Majestät haben doch auf Vorstellung des Geheimen Rats von Brenckenhoff[2] den Provinzen Neumark und Pommern Proviant- und Artilleriepferde geschenket; aber für den niederbarnimschen Kreis spricht kein Mensch. Nehmen sich doch Ew. Majestät desselben unmittelbar an; sonst ist er verloren“ usw.

[1] Karl Gottlob von Nüßler, Geheimer Rat und Landrat des Kreises Niederbarnim. Die obige Darstellung nach Büsching, „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen“, Teil 5, S. 205f. (Halle, 1788).

[2] Franz Balthasar Schönbergk von Brenckenhoff war vor allem für das „Retablissement“ tätig.

Digitized by Google

Der König: „Versammle Er geschwind alle churmärkische Landräte! Ich will sie am Donnerstag zu Berlin sprechen und sagen, wie ich dem Lande helfen kann und will."

Am 1. April erschienen die Landräte auf dem Schloß, und von Rüßler führte lebhaft das Wort.

Der König: „Hat Er Crayon?"

Rüßler: „Ja."

Der König: „Nun, so schreibe Er auf: Die Herren sollen aufsetzen, wieviel Roggen zu Brot? wieviel Sommersaat? wieviel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nötig gebrauchen? Überlegen Sie das recht und kommen Sie übermorgen wieder zu mir; alsdann will ich mich darauf erklären. Sie müssen aber alles so genau und sparsam als möglich einrichten; denn ich kann nicht viel geben."

Am dritten Tage stellten die Landräte sich wieder auf dem Schlosse ein, und von Rüßler war abermals der Sprecher.

Rüßler: „Wir überreichen Ew. Majestät den anbefohlenen Aufsatz, welcher nur das allernötigste enthält, dessen die Kreise bedürfen. Er betrifft auch nur die Stände, die Contribution[1] geben; der Adel und andere arme Leute, die von den Russen rein ausgeplündert worden, sind nicht mit in dem Aufsatz begriffen. Es hat aber der Adel durch den Krieg und durch die Plünderung sehr viel gelitten."

Der König: „Welche Edelleute hat Er in Seinem Kreise?"

Rüßler nannte sie und setzte hinzu, daß und wie er als Landrat am meisten gelitten habe.

Der König: „Ich kann nicht allen geben. Hat Er aber arme Edelleute in Seinem Kreise, die sich gar nicht helfen können, so will ich diesen etwas geben."

In dem niederbarnimschen Kreise waren solche Arme von Adel nicht; von Rüßler aber nannte einige im lebusischen Kreise, die ganz ruiniert wären, und forderte die Landräte des teltowschen Kreises auf, dem König mehrere zu nennen. Der König schenkte bald darauf den Ärmsten von Adel 8000, 6000, 4000 Thaler usw.

[1] Die Contribution war eine Grundsteuer, die von den Grundherren und Bauern entrichtet wurde.

Digitized by Google

D'Alembert[1]

(Juni bis August 1763)

Cleve, 13. Juni 1763.

Endlich sah ich den großen, ehrwürdigen König — größer und ehrwürdiger, als Du ihn Dir vorstellen kannst. Am 21. um 7 Uhr früh kam er in Geldern an ... Sobald er meiner ansichtig ward, trat er auf mich zu, sprach seine Freude aus, mich zu sehen, und schlug mir vor, ihn hierher zu begleiten ...

Meine Unterhaltung scheint ihm nicht zu mißfallen, denn gewöhnlich bleibt er kaum eine halbe Stunde bei Tafel, und an diesem Tage waren es mehr als drei Stunden, von denen er zweieinhalb Stunden lang sprach, ohne zu essen. Seine Bedienten staunen über diese Veränderung, und einer seiner Generale sagte mir eben, er hätte sich ihm gegenüber gestern sehr huldvoll und zufrieden über mich geäußert. Ja, gestern abend zwischen 7 und 8 Uhr ließ er mich nochmals kommen. Er war allein in seinem Kabinett und sagte: „Ich habe Sie noch gar nicht unter vier Augen gesehen, und das heißt, Sie so gut wie gar nicht gesehen haben. Setzen Sie sich zu mir und plaudern wir."

Er kam zunächst auf die russische Einladung und meine Ablehnung und äußerte sich darüber in der verbindlichsten und gütigsten Weise. Dann ging er auf die Literatur und Philosophie über, sogar auf Politik, Krieg und Frieden usw. Ich müßte Bände schreiben, um diese Unterredung wiederzugeben. Ich kann Dir nur soviel versichern: Du wärest mit mir einig darin gewesen, daß der König selbst über seinen Ruhm erhaben schien. Er sprach von seinem Ruhm und Ruf mit ungekünstelter Bescheidenheit, ließ selbst seinen Feinden Gerechtigkeit widerfahren und blickte mit der seiner würdigen Ruhe und Gelassenheit auf all das Böse, das man ihm zugedacht. Er bezeugte alle Hochachtung und Zuneigung für unsere Nation, rühmte sogar mehrere unserer Heerführer, selbst solche, die weniger geschickt waren als er ... Er ist sehr

[1] Jean LeRond d'Alembert (1717—1783), französischer Philosoph und Freund des Königs. Vergeblich versuchte Friedrich ihn an Berlin zu fesseln. Schon 1752 hatte er ihm den Präsidentenstuhl der Berliner Akademie als Nachfolger des todkranken Maupertuis angeboten und ihm 1754 eine Pension von 1200 Livres ohne jede Verbindlichkeit verliehen. Einer ersten Begegnung in Wesel, die 1755 stattgefunden hatte, folgte 1763 nach dem Hubertusburger Frieden eine zweite, als d'Alembert den Wunsch aussprach, den König persönlich zu begrüßen. Auf seine Einladung begleitete er ihn nach Potsdam, wo er drei Monate blieb. Aber gleichwie er 1762 die Aufforderung der Zarin Katharina II. zurückgewiesen hatte, als Erzieher des Großfürsten Paul nach Rußland überzusiedeln, so lehnte er das erneute Angebot Friedrichs, den Vorsitz der „verwaisten" Akademie zu übernehmen, standhaft ab, da er seine persönliche Freiheit nicht aufgeben und auf seine Pariser Freunde nicht verzichten wollte. Ein freundschaftlicher Briefwechsel verband ihn mit dem König bis zu seinem Tode. Über seinen Besuch bei Friedrich berichten seine Briefe an seine Freundin Claire de Lespinasse, die von Maugras in seiner Schrift „Trois mois à la cour de Frédéric" (Paris 1886) mitgeteilt sind.

Digitized by Google

heiter, wohl und sogar weniger verändert, als ich geglaubt. Unsere gestrige Unterhaltung währte vier Stunden und hat mich durchaus nicht gelangweilt; soviel Geist, Güte, Wahrhaftigkeit und Einfachheit zeigte er dabei ...

P. S. 10 Uhr abends. Eben hatte ich noch eine dreistündige Unterredung mit dem König. Schließlich sagte er, er wolle nicht, daß ich wieder so spät zu Bette käme wie gestern und mein Leben irgendwie aus dem gewohnten Geleise brächte.

Sanssouci, 22. Juni 1763.

... Gestern führte mich der König in seine Bibliothek, die zwar nicht reichhaltig, aber gewählt ist. Fast eine Stunde lang zeigte er mir seine Bücher und plauderte mit mir. Dann nahm er mich zu seinem Konzert mit, das er gestern zum erstenmal veranstaltete, und spielte herrlich die Flöte. Auf meine Bitte trug er sogar ein selbstkomponiertes Solo vor, dessen Musik und Ausführung mir gleichermaßen gefielen; er hat 200 Konzerte komponiert, die ich gestern in seinem Kabinett sah. Welch ein Mann! Und wo findet er die Zeit zu alledem?

Sanssouci, 24. [Juni 1763].

Der König sprang fast an die Decke vor Überraschung, als ich ihm den schönen Parlamentsbeschluß mitteilte[1] ... Der Lord-Marschall[2] sagte, nächstens würde das Parlament auch verbieten, sich rasieren zu lassen, da solches wider die Natur und sogar wider die Religion sei, wie es sich aus der Heiligen Schrift beweisen lasse. Der König kam gestern mehrmals darauf zurück und meinte, es sei unmöglich. Zwanzigmal zuckte er die Achseln und sagte, daraus ersähe man, wie selten eine Korporation gefunden Menschenverstand hätte. Bei dieser Gelegenheit sagte er noch, er hätte nur einmal im Leben einen Kriegsrat abgehalten[3] und sich geschworen, es nie wieder zu tun, nachdem er gesehen hätte, wie Leute, die einzeln ganz vernünftig denken, in corpore faseln.

Ich wollte, Du könntest den König reden hören! Du wärest entzückt von seinem klaren Urteil, seinem guten Geschmack und namentlich von der Art, wie er über seine Feinde spricht. Er entschuldigt ihre Fehler und sucht selbst ihre schlimmen Absichten auf anständige Beweggründe zurückzuführen. Gestern nachmittag ging ich mit ihm in seiner Galerie auf und ab. Wir verbrachten fast zwei Stunden darin, und es schien mir, als spräche er über Malerei ebenso gut wie über Krieg und Politik ...

[1] Das Pariser Parlament verbot 1763 die Schutzpockenimpfung, bevor die medizinische und theologische Fakultät der Universität ihr Gutachten abgegeben hätten.

[2] Georg Keith, Lord-Marschall von Schottland (1686—1778), Bruder des Feldmarschalls, war 1748 nach Preußen übergesiedelt und dem Könige persönlich nahegetreten.

[3] Nach dem unglücklichen Feldzug in Böhmen im Jahre 1744, als es sich um die Frage handelte, Prag und Böhmen zu behaupten oder zu räumen (vgl. Ges. Werke, Bd. II, S. 185f.).

Digitized by Google

Sanssouci, 25. Juni 1763[1].

... Ich will kein Loblied auf den König anstimmen: es wäre in meinem Munde verdächtig. Nur zwei Züge will ich berichten, aus denen Sie sich selbst ein Urteil über seine Denk- und Empfindungsart bilden können.

Als ich von dem Ruhme sprach, den er sich erworben, sagte er mit der denkbarsten Schlichtheit: davon wäre gewaltig viel abzustreichen, der Zufall spielte dabei fast die Hauptrolle und er hätte lieber die „Athalie“[2] geschrieben als den ganzen Krieg geführt. In der Tat liebt er „Athalie“ am meisten und liest sie immer wieder; ich glaube, Sie werden seinen Geschmack darin teilen, wie überhaupt seine Urteile über unsere Literatur. Ich wünschte nur, Sie könnten sie selbst hören.

Der andere Zug: Am Tage des für ihn so glorreichen Friedensschlusses sagte jemand zu ihm, dies sei der schönste Tag seines Lebens. „Der schönste Tag meines Lebens“, antwortete er, „ist der, wo man es verläßt“ ...

Sanssouci, 27. Juni 1763.

Gestern, nach seinem Konzert, ging ich mit ihm im Garten spazieren. Er pflückte eine Rose und gab sie mir mit den Worten, er gäbe mir gern etwas Besseres. Du verstehst, was das bedeutet; auch ist es nicht das erstemal, daß er so spricht. Ich bin auf ernstere und eingehende Anerbietungen gefaßt ...

Charlottenburg, 16. Juli 1763.

Vor ein paar Tagen ging der König mit mir in seiner Galerie spazieren und sah ich seine Bilder an. Dann führte er mich in seine Bibliothek und sprach von meinen „Grundlagen der Philosophie“, mit denen er sehr zufrieden ist und von denen er wünscht, daß ich sie noch etwas ausgestalte. Dann fragte er mich, ob ich kein Mitleid mit seinen „armen Waisen“ hätte. Er meinte seine Akademie. Dabei sagte er mir die verbindlichsten Dinge. Ich antwortete, so gut ich konnte, drückte aber den festen Entschluß aus, mein Vaterland und meine Freunde nicht zu verlassen. Ich will gerecht sein und sagen, daß er alle meine Gründe begreift, obwohl er sie zu besiegen wünscht; er konnte unmöglich gütiger und zarter mit mir darüber reden. Die Unterhaltung schloß mit der Bitte, ich möge doch wenigstens seine Akademie besuchen und ihre Mitglieder kennenlernen. Ich erwiderte, daß dies auch meine Absicht sei. Am 13. früh sind wir hierher gekommen, und am 14. benutzte ich die Gelegenheit, um Berlin und die Akademie zu besuchen. Ich wurde mit aller erdenklichen Achtung und dem größten Entgegenkommen empfangen ...

[1] Das Folgende entstammt einem Briefe an die Marquise du Deffand, bei der Fräulein de Lespinasse Hausdame war.

[2] Drama von Racine.

Digitized by Google

Am Abend bei der Rückkehr nach Charlottenburg fand ich den König ganz allein spazierengehend (was häufig geschieht). Er fragte mich, ob mein Herz gesprochen hätte. Ich entgegnete, daß alle Herren mich mit ausgesuchter Freundlichkeit aufgenommen hätten, und daß mein Herz mir viel sagen könnte, wenn es nicht auch mit unwiderstehlicher Macht zugunsten meiner Freunde

spräche, die ich in Frankreich zurückgelassen. Das aber würde mich nicht hindern, in schuldiger Weise am Gedeihen und Ruhm der Akademie teilzunehmen. Ich ging auf verschiedene Einzelheiten ein, besonders auf das, was die Akademie nach meiner Ansicht noch nötig hätte. „Ich freue mich," sagte er, „daß Sie so teilnahmsvoll über dies alles reden, und hoffe, Sie werden darin noch weitergehen." Diese Worte begleitete er mit einer gütigen, freundschaftlichen Gebärde. Da aber meine erste Pflicht die ist, ihn nicht zu täuschen, war ich nicht so töricht und — ich möchte sagen — nicht so unehrlich, ihm irgendwelche Hoffnungen zu machen: Ende August kehre ich nach Paris zurück ... Du wärest erstaunt, hörtest Du ihn über unsere Schriftsteller und Theaterstücke reden, als hätte er sein Leben nur mit ihrer Lektüre verbracht. Ich kann keine bedeutende Stelle, namentlich bei unseren Dichtern, zitieren, die er nicht ebensogut kennt wie ich, der ich ganz darin lebe. Mehr noch: er hat ein sehr gutes Urteil und einen sehr sicheren und richtigen Geschmack ...

Digitized by Google

Unsere Mahlzeiten sind ziemlich frostig, da der König viele Minister, Räte und Generale zur Tafel zieht. Die Abendtafel ist viel heiterer, die Unterhaltung wenigstens belebter, und der König scheint sich dabei nicht zu langweilen. Allerdings herrscht ohne den Lord-Marschall und mich (d'Argens[1] ist in Potsdam geblieben) ein Schweigen wie bei einer Trappistenmahlzeit, denn alle anderen sind stumm und lachen nur bisweilen über unsere Geschichten ...

Charlottenburg, 18. Juli 1763.

Der Lord-Marschall reist am 21. ab und läßt mich ganz allein, ich sage ganz allein; denn ohne den König, den ich nur für Augenblicke sehe, und den Marquis d'Argens, der häufig krank ist, hätte ich keinen, mit dem ich ein Wort reden könnte. Ich bin ganz sicher, daß meine Unterhaltung dem König nicht mißfällt; er hatte sogar die Güte zu sagen, ich täte seiner Seele wohl (das waren seine Worte) und er wäre ganz verlassen, wenn er mich nicht mehr hätte; aber unser beider Schicksal duldet nicht, daß wir unsere Tage zusammen verbringen. Das seine ist, König zu sein, und das meine, frei zu sein.

Gestern hatte ich noch eine Unterredung mit ihm in seinem Kabinett. Sie drehte sich lediglich um Literatur und Verse. Er las mir mehrere eigene Gedichte vor, die tatsächlich viele sehr gute Verse enthalten, was um so erstaunlicher ist, als sie aus der Zeit seiner größten Schicksalsschläge und gewaltigsten Erschütterungen stammen.

Potsdam, 25. Juli 1763.

Ich bin hier völlig vereinsamt und ohne jeglichen Rückhalt, außer an der unerschöpflichen Güte des Königs. Ohne diese Güte, die ich wie billig erwidere, bliebe ich keine Viertelstunde mehr hier. Dieser so große und in jeder Hinsicht liebenswerte Fürst hat inmitten all seines Ruhmes ein großes Unglück: er steht zu hoch über seinem Volke und hat keinen, der ihn in seiner unermüdlichen Arbeit unterstützt und ihm durch Unterhaltung eine Erholung von ihr bereitet. Ich tue, was ich kann, und wage zu hoffen, daß ich seine Freundschaft errungen habe, trotzdem ich seine Angebote beständig ablehne. Er ist zu gerecht, um mir nicht alle Gründe nachzufühlen, aus denen ich Vaterland und Freunde nicht verlassen kann. Er bedauert dies zwar, ist mir darum aber, wie er in seiner Güte sagte, nicht gram. Wahrhaftig, auch ohne ihm anzugehören, kann man ihm nicht ergebener sein als ich, namentlich seit ich tieferen Einblick in seine Gesinnung gegen Frankreich habe. Seine Unterhaltung ist reizend, heiter, sanft und lehrreich. Obwohl Dich das Detail des Krieges langweilt und langweilen muß, wärest Du entzückt über die Deutlichkeit und Einfachheit, mit der er darüber spricht; man merkt, er

[1] Vgl. S. 87 Anm. 4.

Digitized by Google

steht über seinem Gegenstand. Oft spreche ich von seiner Gesundheit und mache ihm Vorwürfe, daß er so wenig darauf achtet, namentlich im Hinblick auf seinen unmäßigen Obstgenuß. Gott erhalte ihn noch lange zum Heil seines Landes und als Vorbild Europas!

Potsdam, 28., 29., 30. Juli 1763.

Die Güte des Königs ist stets die gleiche. So gern er mich mit Wohltaten überhäuft, ist er mir doch nicht böse, daß ich sie ausschlage. Er stellt sich auf meinen Standpunkt und sagte mir noch gestern bezüglich meiner Reise nach Italien, ich täte sehr recht daran, sobald sich Gelegenheit böte, und es wäre ihm sehr leid, daß er es nicht ebenso machen könnte. Er liebt die Italiener fast so wie ich — und die Engländer ebensowenig. Ich will mich damit nicht rühmen, aber wir haben so ziemlich einerlei Geschmack und Urteil ...

Frankfurt, 3. September 1763.

Mein Abschied vom König verlief folgendermaßen[1]. Am 25. abends ließ er mich rufen und sagte, er wolle noch ein Weilchen mit mir plaudern. Er bedauerte meine Abreise unendlich und drückte die Hoffnung aus, mich wiederzusehen, ja er nahm mir das Wort darauf ab. Auch bat er mich, ein Zeichen seiner Hochachtung und Freundschaft (in Gestalt einer goldenen Dose mit seinem Bildnis, die er mir überreichte) anzunehmen. Seine Hochachtung für mich, noch mehr für meinen Charakter als für meine Talente, sei grenzenlos, jedermann würde mein Scheiden bedauern usw. Die Augen gingen mir über; ich hatte nur die Kraft, dem König zu sagen, wie tief gerührt ich sei. Ich beugte mich, um ihm nach dem Brauche den Rockschoß zu küssen, er aber richtete mich auf, schloß mich in die Arme und küßte mich. Dann sprach er von meiner Reise nach Italien und bot mir von neuem so viel Geld an, als ich dazu bedürfte. Ich entgegnete, ich würde von seiner Güte Gebrauch machen, wenn ich es nötig hätte. Dann sprach er von Frankreich, mit dem er, wie ich Dir versichern kann, gern auf gutem Fuße stände, und von seinen Staatsgeschäften, die er so ruhmvoll und bescheiden führt ...

Ich vergaß Dir zu sagen, daß ich nach der Unterredung mit ihm und einigen anderen speiste. Die Abendtafel war recht traurig, und nachdem sie aufgehoben war, bezeugte er mir noch in Gegenwart seiner Generale seine Hochachtung und sein Bedauern. Alle taten ein Gleiches, umarmten mich mehrmals und sagten, sie hätten noch nie einen Franzosen gesehen wie mich.

[1] Am 15. August hatte d'Alembert den König schriftlich gebeten, abreisen zu dürfen.

Digitized by Google

Achmet Effendi[1]

(Ende 1763)

Achmet Effendi hatte von Mustapha III. unter anderen den Auftrag erhalten, sich vom Könige Friedrich II. drei seiner Astrologen auszubitten; denn die großen Siege, welche dieser Monarch im Siebenjährigen Kriege gegen die vereinigten Mächte Österreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und des Deutschen Reichs erfochten hatte, waren dem osmanischen Kaiser so außerordentlich vorgekommen, daß er sie größtenteils den astrologischen Berechnungen zuschrieb, wodurch Friedrich instand gesetzt worden, die glücklichsten Augenblicke jeder Unternehmung und die tüchtigsten Feldherren zu wählen. Der Gesandte entledigte sich seines Auftrags, und der König ließ ihn einige Tage nachher zu sich bitten, um ihm die Antwort zu erteilen.

Als der Gesandte zur bestimmten Stunde mit seinem Dolmetscher erschien, so stellte sich der König mit ihm ans Fenster, wo man auf den Platz hinsehen konnte, der mit der Wachtparade angefüllt war, und sprach zu ihm durch den Dolmetscher:

„Ich habe drei Mittel gefunden, meine Länder von innen wohl zu regieren und von außen gegen jeden Feind zu verteidigen. Erstlich habe ich mir aus Geschichte und Erfahrung gewisse Kenntnisse zu erwerben gesucht, welche zur guten Regierung der Länder und zum Kriegführen unentbehrlich sind. Weil es aber mit den eigenen Kenntnissen nicht ausgemacht ist, wenn man nicht zugleich die erforderliche Gewalt in Händen hat, um jeden Widerstand von innen und außen zu bekämpfen, so unterhalte ich, zweitens, beständig eine wohl unterwiesene Armee in hinreichender Anzahl und Rüstung, welche selbst zu Friedenszeiten täglich geübt wird, gleich als ob sie im Kriege begriffen wäre, wovon Ihr die Probe hier vor Euch sehet (auf die Wachtparade hinweisend). Und da solche Armee weder furchtbar bleiben noch lange zu ihren Zwecken würde gebraucht werden können, wenn es an Mitteln fehlte, sie immer im streitbaren Stande zu erhalten und zu jeder Stunde in Bewegung zu setzen, so sorge ich, drittens, dafür, daß mein Schatz immer mit Geld an-

[1] Vergeblich hatte König Friedrich sich während des Siebenjährigen Krieges um eine Allianz mit den Türken bemüht; nur ein Handels- und Freundschaftsvertrag war am 2. April 1761 zum Abschluß gelangt. Zur Fortsetzung der politischen Verhandlungen traf im November 1763 ein türkischer Gesandter, Achmet Effendi Resmi-Pascha, in Berlin ein. Er überbrachte gleichzeitig Geschenke des Sultans Mustapha III., als Gegengabe für Geschenke, die Friedrich diesem nach Abschluß des Handelsvertrages gemacht hatte. Über einen weiteren Auftrag, den Achmet empfangen, berichtet nach der Erzählung seines Dolmetschers der nachmalige preußische Gesandte Heinrich Friedrich Diez in dem Vorbericht zu der von ihm übersetzten und herausgegebenen Schrift Achmets: „Wesentliche Betrachtungen oder Geschichte des Krieges zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768—1774", S. 15f. (Halle und Berlin 1813).

Digitized by Google

gefüllt sei, um stets die Kriegskosten in Bereitschaft zu haben und von keines Menschen gutem Willen abhängig zu sein. Diese drei Dinge sind meine Astrologen; andere habe ich nicht. Ich bitte Euch, dies unserem guten Freunde, dem Sultan Mustapha, zu melden."

Horst[1]

(Juli 1764)

König. Sie haben den Oderbruch bereiset, Herr Kammerpräsident, und mit Ihrem Berichte bin ich sehr zufrieden. Es ist mir besonders lieb, daß sich ein Mittel gefunden hat, das Wasser jenseits des Dammes abzuführen; ich danke Ihnen für die Idee des Zuggrabens. Wie heißt der Mann von der Kammer, der, nebst Petri[2], dieser Arbeit vorsteht? Er scheint geschickt in seinem Fache.

Horst. Er heißt von Harlem[3] und ist sowohl geschickt als außerordentlich arbeitsam.

König. Nun, Herr Kammerpräsident, müssen wir mit der Hauptarbeit am Oderbruche in diesem Jahre fertig sein. Die einzige große Arbeit, die wir noch haben, ist die Coupierung eines alten Durchbruches unterhalb Freienwalde; der Ort heißt das Wolfsloch. Dann sind wir in der Lieper Schleuse; ist es nicht wahr?

Horst. Ja.

[1] Freiherr Julius August Friedrich von der Horst, Präsident der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, 1766—1774 Staatsminister. Nach seiner Mitteilung bei Zimmermann, „Fragmente über Friedrich den Großen", Bd. 2, S. 2f. (Frankfurt und Leipzig 1790).

[2] Isaak Jakob Petri, Major im Ingenieurkorps.

[3] Geheimer Finanzrat.

Digitized by Google

König. Nun sehen Sie! Vor allen Dingen müssen wir daran denken, daß wir da noch mehr Kolonisten etablieren. Das Dorf Schöneberg ist endlich wieder erbaut. Die 400 Häuser bei Lebus werden auch zu stehen kommen. Aber alles dieses ist nicht genug, und wir müssen weiter.

Horst. Hierzu ist möglichst vorgearbeitet. Euer Majestät haben gutgefunden, die Kolonisten auf Domänengründe zu setzen, so können sie leben, und so bleibt kein Zweifel, daß man noch viele Kolonisten wird unterbringen können; und dies ohne Abfall für die Domänen, auch für künftige Zeiten, wenn man von ihnen den jährlichen Zins in Getreide fordert, und nicht in Geld.

König. Das ist recht, sehr gut! Aber wie viele Vorwerke in der Kurmark können Sie wohl hierzu gebrauchen?

Horst. Wenigstens dreißig, und unter diesen ganze Ämter, wie Wandelitz und Behlefanz; in der Folge werden sich auch immer noch mehrere finden.

König. Vortrefflich! Aber nun müssen wir weiter. Etablieren wir in diesem Jahre 400 Familien, so etablieren wir aufs zweite Jahr 600, aufs dritte 800, aufs vierte vielleicht 1200; so immer weiter und mehr; nach zwanzig Jahren macht das eine schöne Zahl! — Na, Herr Präsident? Ich lese in Ihren Augen, daß Sie glauben, ich hoffe vielleicht gar bis zum Ende des Jahrhunderts zu leben! Nicht zwei Jahre hoffe ich noch zu leben: aber in meiner Lage muß man handeln, als wenn man niemals stürbe.

Tischgespräch[1]

„Jeder Mensch", sagte der König, „will betrügen!" Herr von der Horst und die übrigen Gesellschafter des Königs fanden diesen Grundsatz zu hart und zu erniedrigend für die ganze Menschheit.

Der König erwiderte höchst wahr und richtig: „Betrug heißt allemal, wenn ich durch falsche Vorspiegelungen, durch Verbergung des rechten Gesichtspunktes, durch Vorbringung von Umständen, die mir vorteilhaft sind und mit meinen verborgenen Absichten übereinstimmen, einen andern, zumal einen, in dessen Diensten ich stehe, dahin bringe, daß er glaubt, was nicht ist. Der beste meiner Bedienten und Freunde findet sich gewiß oft in diesem Falle, und mich selbst will ich nicht davon freisprechen. Ich frage Sie, Messieurs," sagte der König, „auf Ihre Ehre und Ihr Gewissen: ob Sie in vielen Fällen wünschen, daß ich alle Ihre Gedanken sehe, alles wisse, was Sie wissen? Eigenliebe ist die tiefste Triebfeder aller menschlichen Handlungen[2], und jeder denkt gar zu gerne in allen Dingen zuerst an sich. Wissen Sie die Geschichte eines Vaters in der Normandie, der auf dem Sterbebette seinem Sohne

[1] Nach einer Mitteilung des Freiherrn von der Horst (vgl. S. 133) bei Zimmermann, „Fragmente über Friedrich den Großen", Bd. 2, S. 122ff.

[2] Vgl. S. 82 Anm. 4.

Digitized by Google

Lehren gab und ihm sagte: ‚Mein Sohn, ganz trauen mußt du' —. Der Vater hielt ein, und der Sohn fragte: ‚Wem, mein Vater?' Der Vater antwortete: ‚Keinem Menschen.'"

Es ward weitläufig hierüber fortgeredet, und nun erzählte Friedrich der Große folgende Geschichte: „Alphonsus der Weise, König von Neapel[1], ritt auf der Jagd zu einem berühmten Einsiedler und unterredete sich mit ihm, über zwei Stunden, ganz allein in seiner Höhle. Das Gefolge des Königs wartete draußen. Als der König wieder aus der Höhle kam, ließ er seinen ersten Minister, seine ihn über alles liebende Mätresse und zumal einen seiner Favoriten rufen, der immer behauptete, er liebe seinen König wie seinen Herzensfreund. Zu allen diesen Personen sagte nun Alphonsus: ‚Dieser Einsiedler hat mir das außerordentlichste Geschenk in der Welt gemacht, einen kleinen Spiegel, der die Zauberkraft hat, jeden, der hineinsieht, mit allen seinen geheimsten Gedanken, Wünschen und Projekten darzustellen.' Alphonsus setzte hinzu: ‚Ich sah in den Spiegel und sah mich selbst darin, sitzend auf dem Throne von Konstantinopel und wie ich von da den Papst in den gehörigen Schranken hielt.' Nun zog der König den Zauberspiegel hervor und sagte zu seinem ersten Minister, er möchte hineinsehen. Der Minister bekreuzte sich und versicherte dem König, er sei bereit, für ihn auf der Stelle das Leben zu lassen, aber seine Seele könne er nicht in die Stricke des Satans geben, und dieses würde er doch offenbar tun, wenn er in diesen Spiegel sähe, den doch niemand gemacht haben könne als der leidige Teufel! Nun tat der König den Vorschlag an seine Mätresse. Diese war für ihr Seelenheil noch weit besorgter als der Minister und wollte für alle Güter der Erde nicht hineinsehen! Endlich hoffte doch Alphonsus, sein Favorit und Herzensfreund werde gewiß in den Spiegel sehen wollen. Dieser, ein sonst beherzter und gar nicht furchtsamer Mann, erblaßte, zitterte und floh weg von dem Spiegel. Am Ende dieser seltsamen Szene sagte Alphonsus: ‚Meine Freunde! Dieser kleine Spiegel ist von ganz gemeiner Art und für ein ganz kleines Geld gekauft; der Teufel hat an demselben gar keinen Anteil. Aber lernt aus dem, was eben unter uns widerfuhr, daß kein Mensch gesehen sein will, wie er ist.'"

Der Thronfolger Friedrich Wilhelm[2]

(Juli 1765)

Als der König den Hofstaat des Prinzen anläßlich seiner Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Christine Ulrike von Braunschweig ernannte, hielt er eine Ansprache an ihn, des Inhalts, daß er seinen Hof aus ehrlichen

[1] Gemeint ist wohl König Alfons I., der Großmütige, von Neapel und Sizilien (1416—1458).

[2] Nach K. E. Schmidt-Lötzen, „Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich von Lehndorff, Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Preußen", S. 470f. (Gotha 1907.)

Digitized by Google

und verdienten Männern zusammengesetzt habe und hoffe, der Prinz werde sie als solche behandeln. Indem er sodann seinen Neffen umarmt, erklärt er ihm, wie sehr er recht bald Nachkommenschaft von ihm erwarte; die Wohlfahrt des Landes erfordere es gebieterisch. Nicht umsonst wolle er, der König, alle Strapazen des Krieges und alle Mühen der Regierung getragen haben; alles sei geschehen, damit der Prinz dereinst ein mächtiger, geachteter Fürst werde, und da die ganze Hoffnung der Dynastie nur auf seinen und seines Bruders Heinrich Nachkommen beruhe, so erwarte er aus seiner Ehe recht viele Prinzen[1]. Er wolle ihm alle Annehmlichkeiten gewähren, aber eine Mätresse werde er nicht dulden. Der Prinz solle Vertrauen zu ihm haben und ihm aufrichtig bekennen, wenn er Geld brauche.

Der Bürgermeister von Bunzlau[2]

(August 1766)

Als der König den Bürgermeister (Consul dirigens) von Bunzlau fragt, ob es in der Stadt auch Prozesse gäbe und wie sie beendigt würden, antwortet er: „Es gibt wenige; ich liebe den Frieden, dahero suche ich die Prozesse, soviel es angeht, gleich in der Geburt zu ersticken; so werden viele durch gütliche Vergleiche geendigt."

König. „Nun, das ist gut, aber wenn ein Strickerjunge einem Tuchmachergesellen eine Maulschelle gäbe, wie würde Er das bestrafen?"

Bürgermeister. „Das ist eine geringe Sache; die rechne ich nicht unter die eigentlichen Prozesse. Einen derartigen Knaben würde ich mit Personalarrest bestrafen."

König. „Voilà le gouvernement doux! (lachend zum Bürgermeister). Der Herr Bürgermeister hätten sollen ein General werden." Als er dann auf seine Frage nach der Einwohnerzahl, die er auf 1600 geschätzt hatte, erfährt, daß die Stadt 2500 Seelen zähle, meint er ironisch: „Das ist eine schwere Last! Wieviel Burgemeister sind hier?"

Bürgermeister. „Ich und ein Proconsul."

[1] Die Ehe des Königs und seines Bruders, des Prinzen Heinrich, war kinderlos; sein jüngster Bruder, Prinz Ferdinand, hatte damals nur eine Tochter. So beruhte die Zukunft des Hauses nur auf den beiden Söhnen des 1758 gestorbenen Prinzen August Wilhelm, Friedrich Wilhelm und seinem Bruder Heinrich dem Jüngeren, der bereits 1767 starb. Der erwartete Thronfolger (der spätere König Friedrich Wilhelm III.) entsproß erst 1770 der zweiten Ehe des Prinzen mit Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt.

[2] Das Gespräch fand während der Revuereise des Königs nach Schlesien statt. Nach dem Abdruck in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens", Bd. 49, S. 291 (Breslau 1915).

Digitized by Google

König. „Nun, die Last der Regierung muß den Herrn Bürgermeister drücken."

Bürgermeister. „Wer schwache Schultern hat, kann nicht viel tragen, doch hat Gott bis hierher geholfen."

König. „Nun, solange ich werde in der Stadt sein, werde ich mich ruhig verhalten und empfehle mich des Herrn Bürgermeisters Propension."

Larrey[1]

(19. Juni 1767)

Auf die Werbung des Prinzen von Oranien um die Hand der Prinzessin Wilhelmine antwortete der König:

„Sie hat einen vortrefflichen Charakter; ich stelle sie nicht als Schönheit hin, aber sie ist voller Sanftmut und Verstand. Sie denkt ernst in einem Lebensalter, wo das nicht die Regel ist; sie ist nicht zankſüchtig und hat eine Abneigung gegen jedes Ränkespiel. Sie ist fein gebildet, weiß ihre Zeit auszunutzen und ist keinen Augenblick untätig. Ihre Mußestunden hat sie mit Musik und etwas Theaterspiel ausgefüllt. Sie ist ziemlich groß, gut gewachsen und anmutig. Was ihren Charakter betrifft, so kenne ich nichts Ähnliches, selbst bei Privatpersonen nicht. Das ist kein Vorurteil; ich bin durchaus nicht blind für die Fehler meiner Verwandten; aber wirklich, bei meiner Nichte kenne ich keine Fehler. Nur auf etwas muß ich Sie aufmerksam machen: sie ist schüchtern. Das ist in ihrem Alter aber ganz natürlich, und ich sehe durchaus keinen Fehler darin. Man darf nicht vergessen, daß sie erst 16 Jahre alt ist. Man muß sich bei Ihnen wohl hüten, sie zu verziehen. Bei der Abreise werde ich ihr Verhaltungsmaßregeln geben und sie an ihren Onkel, Prinz Ludwig[2], verweisen, damit er ihr mit seinem Rate zur Seite steht. Als gute Frau soll sie sich in nichts einmischen. Ihrem Gatten gefallen und ihm Freunde erwerben — das ist ihre Pflicht. Sobald sie in Holland ist, muß sie die geteilten Meinungen über die Heirat des Prinzen[3] übersehen und vergessen. Ich bin der

[1] Prinz Wilhelm V. von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande (1748—1806), hielt durch seinen Kammerherrn, Thomas Jsaac von Larrey, bei König Friedrich um die Hand seiner Nichte Wilhelmine (1751—1820), der Tochter seines 1758 verstorbenen Bruders August Wilhelm, an. Am 27. Juli 1767 wurde die Verlobung, am 4. Oktober die Vermählung gefeiert. Die Französische Revolution vertrieb das Erbstatthalterpaar aus Holland, doch wurde nach dem Tode Wilhelms V. sein Sohn Wilhelm sein Nachfolger und als erster König der Niederlande auf dem Wiener Kongreß anerkannt. Das Gespräch nach dem Abdruck in der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen", Bd. 26, S. 359f. (Berlin 1900).

[2] Prinz Ludwig von Braunschweig hatte für Wilhelm V. während seiner Minderjährigkeit die Vormundschaftsregierung geführt.

[3] In Holland hatte man die Vermählung Wilhelms V. mit einer braunschweigischen oder englischen Prinzessin gewünscht.

Digitized by Google

Ansicht, daß höfische Etikette in einer Republik nicht sehr am Platze ist. Bei ihrer großen Jugend wünsche ich, daß Fräulein von Danckelman[1] bei ihr bleibt. Sie hat sie erzogen, und sie besitzt große Verdienste; ich bürge persönlich für sie. Sie kann ihr namentlich zu Anfang mit ihrem Rat beistehen. Ihr Gehalt bezahle ich. Übrigens will ich Ihrem Gebieter niemanden aufdrängen. Er soll seine Gemahlin mit Damen des Landes umgeben, die einigen Anspruch auf dies Vorrecht haben. Dadurch wird er sich mehrere Familien verpflichten und sich Freunde machen. Ich möchte nur, daß man eine gute Wahl trifft und daß es keine unruhigen Geister sind, deren Rat und Beispiel ihre Grundsätze erschüttern könnten. Ich bin überzeugt, daß sie mit dem Prinzen von Oranien glücklich sein wird. An Bewerbern hat es ihr nicht gefehlt. Unter anderen hat der König von Schweden für den Kronprinzen um sie angehalten, aber ich habe es abgeschlagen; denn ich glaube, sie wird in einem Lande, wo meine Schwester so viel Bitteres erfahren hat[2], nicht glücklich werden. Leere Titel blenden mich nicht. Ich ziehe ein ruhiges Glück vor, daß sie in Ihrer Republik genießen kann."

Cavaceppi[3]

(Juni 1768)

Am Tage nach meiner Ankunft in Potsdam erschien der Herr Oberst Quintus Icilius[4] und sagte mir, ich müßte mich seinem König vorstellen, der lebhaft nach mir verlangte. Gleich als ob der Anblick des Helden mir mit ungewöhnlicher Kraft das Herz in der Brust entzündete, konnte ich ohne Bestürzung, aber mit außerordentlicher Bewunderung den großen Mann betrachten, dessen Name durch Ruhm und große Taten in aller Welt ertönt.

Nachdem ich ihm meine schuldige Ehrerbietung und Untertänigkeit bezeigt hatte, begann der Monarch von verschiedenen Dingen zu reden. Unter anderem gab er mir die Nachricht, daß Winckelmann in Triest durch einen Böswicht ermordet worden sei, der sich wenige Tage zuvor auf seiner Reise

[1] Freiin Sophie von Danckelman, die Erzieherin der Prinzessin.

[2] Im Verlauf der Kämpfe, durch die die Macht der Krone von den Ständen immer stärker beschränkt wurde, hatte Ulrike, Friedrichs Schwester und Gemahlin König Adolf Friedrichs (vgl. S. 38), persönliche Demütigungen erlitten.

[3] Der römische Bildhauer Bartolomeo Cavaceppi (1716—1799) besuchte 1768 Deutschland und kam über Wien, Dresden und Dessau nach Berlin, wo ihn der König zu sich beschied und auf seine Bitte ihm erlaubte, seine Büste (vgl. das Titelbild) anzufertigen. Diese befindet sich heute im Schloß Georgium zu Dessau. Der Bericht Cavaceppis über seine Reise in Johann Bernoullis „Sammlung kurzer Reisebeschreibungen", Bd. I, S. 85ff. (Berlin 1781).

[4] Vgl. S. 69 Anm. 4.

Digitized by Google

nach Italien zu ihm gesellt hatte[1]. Ich war wie vom Blitz getroffen. Mannigfache Gedanken wirbelten mir durchs Hirn und verwirrten mich derart, daß ich nur sagen konnte, aus freundschaftlicher Zuneigung schmeichelte ich mir noch mit der Hoffnung, daß die Nachricht nicht zuträfe. Auf meine vielleicht zu unehrerbietigen Worte erwiderte der Monarch mit größter Leutseligkeit, es schiene ihm unmöglich, daß sein Minister in Wien ihm ein Märchen erzählt hätte. Dann ging er auf andere Dinge über und sprach von den seltenen alten Skulpturen in Rom und der staunenswerten Sammlung des Kardinals Alexander Albani[2], dessen schönen Geschmack er mit Einsicht und Schicklichkeit lobte ...

Inzwischen, nachdem ich mich nach etlichen Tagen wieder etwas gefaßt hatte, ließ ich den König durch den Herrn Oberst Quintus bitten, mir zu erlauben, sein Bildnis zu modellieren. Der König antwortete mit seiner gewöhnlichen Großmut: er gewähre mir meine Bitte; er könnte aber nicht erlauben, daß dieses in seiner Gegenwart geschehe, indem er es niemals anderen habe gestatten wollen. „Demohngeachtet," setzte er hinzu, „wenn Cavaceppi Geschicklichkeit hat, so wird er schon mit seiner Sache gut zustande kommen, indem ich ihm hinlängliche Gelegenheit geben werde, mich zu betrachten."

Wirklich, als ich zu einer zweiten Audienz gelassen wurde, unterhielt sich dieser Monarch fünf Viertelstunden mit mir, redete immerfort sehr gelehrt von der Geschichte und anderen nützlichen Materien und drehte dabei den Kopf in verschiedene Stellungen, damit ich Muße genug haben konnte, ihn recht zu beobachten. Als ich diesen gnädigen Kunstgriff bemerkt hatte, ließ ich mir sehr angelegen sein, mir ihn gut zunutze zu machen ...

Ich machte mich hierauf an die Arbeit und war so glücklich, daß nach dem Urteil eines jeden das Bildnis, so ich verfertigte, für das erste dem preußischen Monarchen ähnliche, so je gemacht worden, gehalten wurde; daher ich auch Befehl erhielt, nach meiner Rückkehr das Brustbild in Marmor auszuarbeiten.

[1] Johann Joachim Winckelmann (1717—1768), der berühmte Altertumsforscher, seit 1764 Aufseher der Altertümer in Rom. Von dort nach Deutschland heimkehrend, hatte er die Reise bis Wien zusammen mit Cavaceppi gemacht, war hier, da er nach Italien zurück wollte, umgekehrt und nach Triest gegangen, wo er am 8. Juni einem Mordanschlag zum Opfer fiel. Am 18. Juni meldete der preußische Gesandte in Wien, Rohd, seinen Tod. Winckelmanns Anstellung in Preußen als Bibliothekar hatte sich an seiner Gehaltsforderung von 2000 Talern zerschlagen; denn der König erklärte: „Für einen Deutschen sind 1000 Taler genug."

[2] Albani war Gönner und Freund von Winckelmann, der ihm seine berühmte Antikensammlung zusammenstellte.

Digitized by Google

Kaiser Joseph II. in Neiße[1]

(25.—28. August 1769)

Neiße, 25. August 1769.

Ich ging geradeswegs zum Quartier des Königs[2], wo sich viele Offiziere befanden. Er kam mir ein paar Treppenstufen entgegen; ich umarmte ihn, den Prinzen Heinrich und den Prinzen von Preußen; auch der Markgraf von Ansbach[3] war da. Nach einem sehr einfachen Kompliment gingen wir in sein Zimmer hinauf, und ich blieb mit ihm allein.

Er fing zuerst davon an, von einer ehrlichen Freundschaft und einer völligen Aussöhnung zu reden. Auf meinen Einwand, dies wollte reiflich überlegt sein, antwortete er: „Nein, machen wir schon heute den Anfang"; er betrachte es als vorteilhaft für beide Teile. Ich sagte zu ihm, das schriftliche Neutralitätsabkommen würde ja den Ausgangspunkt für alles Weitere bilden, was wir noch miteinander vereinbaren wollten. Unter anderem sagte ich ihm, in meinen Augen sei Schlesien für ihn absolut notwendig . . . und zwischen uns könnte nur dann Freundschaft bestehen, wenn er im Besitz von Schlesien sei; wir hätten es völlig vergessen. Auch wären die gegenseitigen Vorteile, die wir uns ohne Schwertstreich verschaffen könnten, beträchtlicher, als Schlesien für uns und ein Zipfel von Böhmen für ihn sein könnte. Er bejahte es, aber lahm, obgleich ich mit größtem Feuer sprach. Er antwortete mir, er könnte nicht mein Feind sein, und überhäufte mich mit Höflichkeiten, ohne daß ich darauf bauen möchte. Er sagte, daß es anfangs doch schwer hielte, zu einem ausgesöhnten Feind Vertrauen zu fassen, aber mit der Zeit ließe sich das deutsche patriotische System, wie er es nannte, schon verwirklichen. Ich verwies auf die Nützlichkeit eines gegenseitigen Einvernehmens und auf alle Wirkungen, die dessen bloßes Vorhandensein haben würde. Das hieße soviel wie Europa in zwei Hälften teilen und eine Kette von der Adria bis zur Ostsee ziehen, um die Ruhe aufrechtzuerhalten. Wir könnten unsere Heere verringern und damit das Los unserer Untertanen erleichtern. „Nein," sagte

[1] Joseph II. (1741—1790), seit dem Tode seines Vaters Kaiser Franz' I. (1765) Mitregent der Kaiserin Maria Theresia. Den Anlaß zu seinem Besuche in Neiße bot die gespannte Lage Europas; denn im Westen drohte der Ausbruch eines neuen englisch-französischen Krieges, während im Osten bereits 1768 der offene Kampf zwischen Rußland und der Pforte entbrannt war. Dazu kamen die Wirren, die Polen seit dem Tode Augusts III. heimsuchten, und nur widerwillig sahen die Österreicher dort Rußland den Herren spielen. Der Wiener und Berliner Hof planten den Abschluß eines Neutralitätsabkommens; dafür wurde die Form von Handschreiben gewählt, die beide Monarchen in Neiße miteinander austauschen sollten. Die obige Darstellung nach einem „Journal" Josephs (gedruckt in der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen", Bd. 29, S. 41 ff.; Berlin 1905).

[2] Der König wohnte in der bischöflichen Residenz, Joseph II. auf seinen Wunsch in dem Gasthaus „Zu den drei Kronen".

[3] Alexander (1736—1806), seit 1757 regierender Markgraf, Neffe des Königs.

Digitized by Google

er zuerst, „dazu rate ich Ihnen nicht. Man kann nicht wissen, was geschehen wird."

Danach gingen wir zur Tafel. Zur Gesellschaft aß der König Fastenspeisen[1] und versicherte mir, er hätte aus Neugier eine ganze Fastenzeit innegehalten, um zu versuchen, ob er durch den Magen selig werden könne. Die Tafel dauerte fast drei Stunden, und der König unterhielt sich mit mir dauernd über die verschiedensten Dinge, deren Wiederholung unmöglich ist. Nach der Mahlzeit verabschiedete er sich, und ich ging in meine Wohnung.

Kurz darauf besuchte er mich in meinem Gasthof, und wir unterhielten uns wohl drei Stunden über verschiedene Dinge, vor allem aber ließ ich ihn von den meisten Schlachten des letzten Krieges erzählen. Er sprach sehr bescheiden davon, stritt mir sofort ab, daß Zieten die Schlacht bei Torgau[2] gewonnen hätte, und versicherte mir, er selbst hätte mit drei Bataillonen die Höhen von Süptitz genommen. Von Hochkirch[3] sagte er, wenn er früher Meldung erhalten hätte, so hätte er die Schlacht nicht verloren und sie wiederhergestellt. Bei Leuthen tadelte er unsere Maßnahmen, ebenso bei Prag die Tatenlosigkeit des Feldmarschalls Browne[4]. Großes Lob zollte er der Taktik der verstorbenen Feldmarschälle Traun[5] und Daun, rühmte den Feldmarschall Lacy wegen zweier Märsche[6] und Laudon wegen des Treffens bei Frankfurt[7].

Wir sprachen noch viel von unseren gemeinsamen Friedensbestrebungen. Ich teilte ihm in tiefstem Vertrauen unsere Maßnahmen zur Mobilmachung unserer Armee mit und sagte, daß wir jetzt zum Kriege bereit seien. Das machte ihm einigen Eindruck, und er gestand mir offen, in seiner Jugend hätte er Ehrgeiz besessen und sogar schlecht gehandelt, aber die Zeiten seien vorüber und er dächte jetzt viel ernster. Der beste Beweis sei, daß er gegenwärtig die schönste Gelegenheit gehabt hätte, loszuschlagen; denn Rußland hätte ihn — wie er mir in tiefstem Vertrauen sagte — zum Einmarsch in Sachsen gedrängt auf den bloßen Verdacht hin, daß der Kurfürst[8] in Polen gegen König Stanislaus Ränke spinne[9]. Er hätte die größte Mühe gehabt, das den Russen auszureden, und das sei ein Beweis seiner Menschenfreundlichkeit . . .

[1] Der 25. August fiel auf einen Freitag.
[2] Am 3. November 1760 (vgl. Ges. Werke, Bd. IV, S. 69ff.).
[3] Vgl. S. 86.
[4] Maximilian Ulysses Graf Browne de Camus (1705—1757). Vgl. Ges. Werke, Bd. III, S. 70ff.
[5] Graf Otto Ferdinand von Traun (1677—1748). Friedrich hat ihn in der „Geschichte meiner Zeit" selbst als seinen „Lehrmeister" bezeichnet (vgl. Ges. Werke, Bd. II S. 190).
[6] Vgl. S. 108 und 111.
[7] Laudons Eingreifen bei Kunersdorf (12. August 1759) entschied Friedrichs Niederlage (vgl. Ges. Werke, Bd. IV, S. 15f.).
[8] Kurfürst Friedrich August.
[9] Nach dem Tode Augusts III. war unter dem Druck der russischen Waffen Stanislaus II. August Poniatowski 1764 zum Könige gewählt worden. Ihn auf dem Thron von Polen zu schützen, hatte sich Friedrich in seiner 1764 mit Rußland abgeschlossenen Allianz verpflichtet.

Digitized by Google

Die Abendtafel, bei der der König nichts ißt, dauerte wieder über zwei Stunden. Italien bildete zum Teil den Gesprächsstoff. Die Unterhaltung war sprunghaft; er fragte mich, was ich von den Jesuiten halte[1]; ich antwortete, daß wir sie schätzen. Er lobte sie außerordentlich und wünschte nur, daß das Buch von Busenbaum[2] und dessen Lehren unterdrückt würden. Nach der Abendtafel fand noch eine kurze Unterhaltung statt, und ich kehrte in mein Quartier zurück.

Neiße, 26. August 1769.

Um 7 Uhr stieg ich zu Pferde, um zum König zu reiten. Er war schon fort; ich ritt hinterher und er zeigte uns zuerst die Kavallerie, dann marschierte

die Infanterie auf ... Er ließ jeden tun und lassen, was er wollte, und ich galoppierte einige Male mit Prinz Heinrich, der mir stets folgte, um mir Verschiedenes anzusehen. Der König macht viele Komplimente, daß ich rechts von ihm bleibe, aber ich habe es nie angenommen.

Bei der Rückkehr ins Quartier sprach er mit mir offen und ehrlich über allerlei, über die Einzelheiten seines Dienstes sowie über seine Offiziere. Er gab mir eine Darstellung der Schlacht von Chozim[3] zu lesen, aber sie taugt nicht viel. Er sprach von unseren Griechisch-Orthodoxen in Ungarn und erzählte, unsere Kaufleute dieses Glaubens hätten in Breslau den Sieg der Russen öffentlich gefeiert. Sie müßten gut behandelt werden, damit sie sich nicht noch mehr an Rußland anschließen und Unruhen hervorrufen; kurz, man müßte tolerant sein. Ich versicherte ihm das alles und sagte, wir hätten

[1] Die Jesuiten waren aus Portugal, Frankreich und Spanien vertrieben; 1773 wurde ihr Orden ganz aufgehoben. König Friedrich gewährte ihnen eine Freistatt, da er sie für die Erziehung der Jugend nicht entbehren konnte.

[2] In seiner Schrift „Medulla theologiae moralis" rechtfertigte der Jesuit Hermann Busenbaum († 1668) angeblich den Königsmord.

[3] Die Russen schlugen am 13. Juli 1769 die Türken bei Chozim.

Digitized by Google

bereits daran gedacht; kurz, er will uns vor den Russen bange machen. Wie er behauptete, hat er selbst die Heirat der jetzigen Zarin zustande gebracht[1]. Er erzählte mir die ganze Geschichte, lobte die Kurfürstin von Sachsen[2] und machte wenig Rühmens von den sächsischen Prinzen, außer Prinz Albert, der nach seiner Meinung am meisten taugt. Er sprach ausführlich über seine Maßnahmen zur Verpflegung im Kriege und entwickelte mir — wahr oder falsch — das ganze System, das gut ist. Ich begleitete ihn bis zu seiner Wohnung und kehrte dann in mein Quartier zurück.

Die Tafel fand um 12 Uhr statt; sie währte fast vier Stunden, und wir führten allein die Unterhaltung. Viele Dinge kamen aufs Tapet, aber vor allem versucht er uns immer wieder vor den Russen bange zu machen, die Asow haben wollen. Er sprach dann von Polen, Schweden und darauf von England[3]. Hier äußerte er sich sehr verächtlich über die Wirren im Innern und die Unverschämtheiten der Opposition gegenüber dem Hofe. Er sagte auch, er sei zwar nur ein kleiner deutscher Fürst, aber mit dem König von England möchte er nicht tauschen. Wir sprachen von Gesetzgebung, von Voltaire, kurz von tausend Dingen, die sich nicht wiedergeben lassen. Danach besuchten wir das Theater. Gegeben wurde das italienische Intermezzo „La Ritornata di Londra", bei dem ich den König vom Hundertsten aufs Tausendste kommen ließ. Unter anderem fragte er mich nach der Todesursache des Kaisers, nach der Fürstin Auersperg[4]. Ich gab ihm auf alles geeignete Antworten; er lobte mein Verhalten gegenüber der Zarin und empfahl mir dringend, es nie zu ändern.

Nach der Rückkehr nahm er mich beiseite und fragte mich, ob ich es gut fände, wenn er meine Begegnung mit ihm nach Rußland mitteilte. Ich sagte ihm, es stände ihm völlig frei, alles zu sagen, was er wollte. Er fragte mich dann noch, ob er dort von meinem Wunsch nach einem baldigen Frieden und der allgemeinen Pazifizierung Polens sprechen dürfe, desgleichen von meinen Lobsprüchen auf die Zarin Katharina. Ich bejahte es und bezeigte meine völlige Sorglosigkeit über alles, was er den Russen schreiben oder sagen könnte.

Bei der Abendtafel tausend mannigfache Gespräche. Unter anderem erzählte er mir, wie Iwan[5] und Peter III.[6] ermordet worden seien. Ich gab ihm einen Entwurf für das Neutralitätsabkommen.

[1] Vgl. S. 35.

[2] Maria Antonia, die Witwe des 1763 gestorbenen Kurfürsten Friedrich Christian. Der König stand mit ihr in regelmäßigem Briefwechsel.

[3] Dieser Abschnitt ist gekürzt.

[4] Fürstin Maria Wilhelmine Josepha von Auersperg, geb. Gräfin Neipperg, die Gemahlin des Kämmerers Fürst Auersperg, hatte dem Kaiser Franz I. persönlich nahegestanden.

[5] Zar Iwan VI., Sohn der Regentin Anna (vgl. S. 16 Anm. 1), geb. 1740, bereits 1741 entthront, wurde ohne Vorwissen Katharinas II. 1764 in der Gefangenschaft ermordet.

[6] Peter III. wurde am 9. Juli 1762 abgesetzt und am 17. umgebracht.

Digitized by Google

Neiße, 27. August 1769.

Wir ritten zum Manöver, und er sagte mir gleich, er habe den Entwurf gelesen, fände es aber schwierig, die Neutralität in allen künftigen Kriegen zu verbürgen. Das störe ihn in seinem Bündnis mit Rußland. Er nähme sie zwar für jeden Krieg in Deutschland und in den beiderseitigen Ländern auf der Stelle an, könnte aber nicht dafür stehen, was Rußland künftig in Polen oder Schweden unternähme, und wolle deshalb dem Schreiben eine andere Fassung geben. Ich sagte ihm, das sei mir einerlei und wir wollten ihm so wenig Schwierigkeiten bereiten, daß sogar die ganze Erklärung unterbleiben könne. Dabei ließ ich es bewenden. Die Unterhaltung ging weiter über politische und militärische Fragen. Schließlich sprach er von politischem Klatsch. Ich gab eine Probe davon zum besten, nämlich daß gesagt würde, er werde uns Schlesien für Danzig geben. „Ja," lachte er, „um König von Polen zu werden." Aber er wurde verlegen.

Als er um 12 Uhr zur Tafel erschien, steckte er mir den Entwurf des Abkommens höchst geheimnisvoll zu und bat mich, ihn zu lesen. Ich sagte ihm gleich, wir wären damit zufrieden; denn ich wollte ihm Vertrauen einflößen und ihm jeden Verdacht nehmen, daß dieser Vorschlag nur Blendwerk sei, um ihn seinem Bündnis mit Rußland abspenstig zu machen. Bei Tafel tausend Gespräche; der König hielt eine ganze Dissertation über die Römer, die einen etwas pedantischen Eindruck machte ...

Nach der Tafel setzte er mir noch wegen der Russen zu und sagte, ganz Europa würde noch den Schild erheben müssen, um ihre Macht einzudämmen, die alles zu überfluten drohe. Er versicherte, er glaube, daß nach diesem Kriege noch einer mit Schweden entstehen würde. Die Russen wollten um jeden Preis Asow haben und würden ohne dieses nie Frieden schließen. Was Polen beträfe, so möchte die Kaiserin — vorausgesetzt, daß es mit Ehren geschehen könnte — nicht zu streng auf ihren Forderungen bestehen. Kurz, je mehr er mir mit den Russen Angst machen wollte, desto ruhiger war ich. Schließlich sagte ich:

„Sire, im Fall eines allgemeinen Krieges bilden Sie ja die Vorhut, somit können wir ruhig schlafen. Da Sie unserer sicher sind, können Sie mit den Russen machen, was Sie wollen."

Er leugnete es und gestand mir offen, daß er sie fürchte, daß sein Bündnis mit ihnen für ihn zwar nötig, aber äußerst unbequem sei. Er bezahle jährlich 500 000 Thaler an sie, statt des ausbedungenen Truppenkontingents[1], dem er sich glücklicherweise durch den Hinweis entzogen hätte, daß wir ihn angreifen würden, falls er Truppen schickte; dann müßte er sich verteidigen, und so würden sie weder Geld noch Truppen bekommen. Er hätte ihnen oft geraten,

[1] In dem Bündnisvertrag hatten sich Rußland und Preußen verpflichtet, bei einem Kriege den anderen Teil mit Truppen oder Geld zu unterstützen.

Digitized by Google

sich nicht in die Angelegenheiten Schwedens einzumischen, sondern den Dingen ihren Lauf zu lassen; sie lohnten das Geld nicht, das man darauf verwende. Wir machten aus, daß ich so schreiben werde, wie er es mir aufgesetzt hatte, und er sagte, daß er ein Gleiches tun wolle. Ich kehrte in mein Quartier zurück ...

Wir gingen in die Operette, wo ich mich mit dem König über alle möglichen Dinge unterhielt. Unter anderem setzte er mir seine ganze äußere wie innere Regierungsweise auseinander. Seine Gesandten führen eine doppelte Korrespondenz, mit seinen Ministern und mit ihm unmittelbar. Ich tat, als hätte ich davon nie das mindeste gewußt. Er riet mir, mich nie mit Kleinigkeiten zu überbürden, das reibe geistig auf und lenke von den großen Gesichtspunkten ab. Schließlich gab er mir seine schriftliche Erklärung. Ich entschuldigte mich zwar, sie nicht annehmen zu können, da die Besuche der Prinzen mich gehindert hätten, die meinige zu schreiben, aber er drängte sie mir auf. Ich kehrte in mein Quartier zurück und schrieb die Erklärung, indem ich Wort für Wort das aufschrieb, was er mir aufgesetzt hatte ... Er bat mich sehr um Geheimhaltung und auch darum, daß Rußland nichts erführe. Ich versprach es ihm, obwohl nicht in bindender Form.

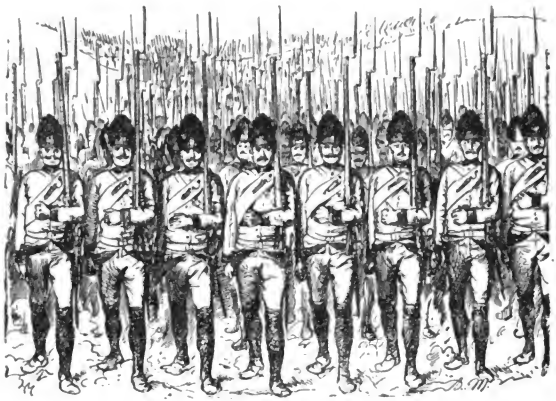
Neiße, 28. August 1769.

Um 5 Uhr wurde zum Manöver ausgerückt. Der König war unruhig, weil er meine Erklärung noch nicht hatte. Ich war so boshaft, sie eine Zeitlang in der Tasche zu behalten; dann gab ich sie ihm. Er las sie höchst geheimnisvoll. Ich erbot mich noch, falls sie ihm nicht zusagte, zu allen gewünschten Abänderungen, doch er erwiderte, er sei sehr zufrieden damit. Wir sprachen vom Kriege. Um 10 Uhr war alles vorüber. Ich verabschiedete mich mit den schönsten Freundschaftsbeteuerungen und galoppierte davon, um meinen Wagen zu besteigen, ohne von meinem Gefolge begleitet zu werden.

Der König war stets von übertriebener Höflichkeit und beteuerte bei jeder Gelegenheit seine Freundschaft, aber es ist damit zu rechnen, daß das alte Mißtrauen in seiner Seele noch rege ist und mehr noch in seinem Charakter. Es war sehr anziehend, ihn einmal zu sehen, aber Gott behüte mich vor einer Wiederholung; er droht, mir den Besuch in Kolin zu erwidern[1].

[1] Friedrichs Gegenbesuch erfolgte im September 1770 in Mährisch-Neustadt.

Digitized by Google



Fürst Ligne in Mährisch-Neustadt[1]

(3.—7. September 1770)

Eines Tages war die Rede davon, was der Mensch wohl am liebsten sein möchte. Auch ich wurde nach meiner Meinung gefragt. Ich antwortete: Bis zum dreißigsten Jahr möchte ich eine schöne Frau sein, dann bis zu sechzig ein sehr geschickter und erfolgreicher Heerführer, und da ich nicht wußte, wie ich schließen sollte, sagte ich, um doch etwas zu sagen: „Allenfalls bis zum achtzigsten Jahr Kardinal." Den König, der sich gern über das Heilige Kollegium aufhielt, belustigte dies sehr. Der Kaiser gab ihm Rom und seine Stützen gern preis. Ich tischte dem König einige seiner Späße über die Liebhabereien Roms neu auf. Dies Souper war eins der lustigsten und angenehmsten, die ich je mitgemacht habe. Beide, der Kaiser und der

[1] Fürst Karl Joseph von Ligne (1735—1814), österreichischer General, vor allem bekannt als geistvoller Schriftsteller und als einer der geistreichsten Grandseigneurs des ancien régime, genannt „die letzte Blume der Wallonen". Er war im Gefolge Kaiser Josephs II., als König Friedrich im September 1770 diesem in Mährisch-Neustadt seinen Gegenbesuch (vgl. S. 140ff.) abstattete. Zehn Jahre später suchte er den König nochmals in Potsdam auf (vgl. unten S. 193ff.). Seine Unterredungen mit ihm schrieb er 1785/86 für König Stanislaus II. August Poniatowski von Polen nieder; sie erschienen in nur wenig veränderter Gestalt nach Friedrichs Tod als gesonderte Schrift, die der obigen Darstellung zugrunde gelegt ist. Vgl. Ligne, „Mémoires et mélanges historiques et littéraires", Bd. 1, S. 3ff. (Paris 1827), und „Mémoire sur le roi de Prusse Frédéric le Grand" (Berlin 1789).

Digitized by Google

König, gaben sich ganz ungezwungen, was an den anderen Tagen nicht immer der Fall war.

Der König bat mich, ihn aufzusuchen, sobald wir drei bis vier Stunden Zeit für uns hätten. Ein nie dagewesenes Unwetter tobte, und eine wahre Sintflut überschwemmte unsere Berge und ließ unsere Armee bei ihren Manövern fast ertrinken. Am nächsten Tage war Ruhetag. Ich ging um 9 Uhr früh zum König und blieb bis 1 Uhr mit ihm allein. Er sprach von unseren Generalen. Ich ließ ihn das Gute, das ich von den Feldmarschällen Laudon und Lacy[1] dachte, selbst sagen und äußerte dann betreffs der anderen, es sei besser, von den Toten zu reden als von den Lebenden; denn diese könne man nur dann recht beurteilen, wenn sie, wie die eben genannten, große Kriegstaten vollbracht hätten. Als er auf den General Daun[2] kam, sagte ich, nach meiner Meinung wäre er ein großer Feldherr gegen die Irokesen gewesen, ihm gegenüber aber nicht voll zur Geltung gekommen; denn er hätte ihn stets wie Zeus mit dem Blitz in der Hand gesehen, bereit, sein Heer zu zerschmettern. Das schien ihm zu gefallen. Er drückte mir seine Hochachtung für den Feldmarschall Daun aus und sagte Gutes vom General Brentano[3]. Ich fragte ihn, warum er den General Beck[4] so gelobt habe.

„Nun, ich hielt ihn für tüchtig."

„Das glaube ich nicht, Sire, er hat Ihnen wenig Abbruch getan."

„Er hat mir manchmal Magazine weggenommen."

„Und manchmal Ihre Generale entwischen lassen."

„Ich habe ihn niemals geschlagen."

„Dazu kam er nie nahe genug heran. Ich habe stets geglaubt, Euer Majestät machten nur deshalb soviel Wesens von ihm, damit man ihm bei uns Vertrauen schenkte und ihm mehr Truppen unterstellte, was sich Euer Majestät dann zunutze gemacht hätten."

„Wissen Sie," fragte er, „von wem ich das bißchen, was ich weiß, gelernt habe? Von Ihrem alten Feldmarschall Traun[5] — das war noch ein Mann! Sie sprachen vorhin von den Franzosen. Kommen sie vorwärts?"

„O nein, Sire, es steht schlimmer denn je mit ihnen. Sie sollen nicht sein, was sie sind, und sollen das sein, was sie nicht sein können."

„Was denn? Disziplinierter? Zu Turennes Zeiten waren sie es."

„O, daran liegt es nicht. Zu Vendômes[6] Zeiten waren sie es nicht, und gewannen doch Schlachten. Aber sie sollen unsere und Ihre Affen werden[7], und das steht ihnen nicht."

[1] Vgl. S. 108 und 115. [2] Vgl. S. 68.
[3] Joseph von Brentano-Cimaroli (um 1700—1764).
[4] Freiherr Philipp Levin von Beck (um 1700—1768). [5] Vgl. S. 141 Anm. 5.
[6] Louis Joseph Herzog von Vendôme (1654—1712), französischer Feldherr.
[7] Anspielung auf die französischen Bestrebungen, ihr Heer nach preußischem Vorbild umzugestalten.

Digitized by Google

„Das scheint mir auch so; die Leute wollen singen und verstehen nichts von Musik."

„O, das ist wahr. Aber man lasse ihnen doch ihre Naturstimmen; ich liebe ländliche Musik. Z. B. man mache sich ihre Tapferkeit zunutze, ihre Beweglichkeit, selbst ihre Fehler; ich glaube, ihr ungeregeltes Draufgehen könnte auch den Feind in Unordnung bringen."

„Ja, ohne Zweifel. Aber man müßte sie unterstützen."

„Gewiß, Sire, etwa mit Schweizern und Deutschen."

„Es ist ein tapferes und liebenswürdiges Volk, dem man notwendig gut sein muß. Aber, mein Gott, was ist aus ihren Schriftstellern geworden! Wie hat sich der Ton geändert! Voltaire z. B. hatte den feinsten, aber d'Allembert[1], den ich in vieler Hinsicht schätze, ist zu geräuschvoll und verlangt zuviel Einfluß auf die menschliche Gesellschaft. Waren es die Schriftsteller, die dem Hofe Ludwigs XIV. die Anmut gaben, oder empfingen sie die Anmut von der liebenswürdigen Hofgesellschaft? Ludwig war der Patriarch der Könige. Bei Lebzeiten hat man ihn wohl überreichlich gelobt und nach seinem Tode zu sehr gescholten."

„Ein König von Frankreich, Sire, ist stets der Patriarch der geistreichen Menschen."

„Das ist ein übles Los; der Teufel mag sie regieren. Besser ist's, Patriarch der Griechisch-Katholischen zu sein, wie meine Schwester, die Kaiserin von Rußland. Das bringt ihr mehr ein und wird immer mehr bringen. Diese Religion umfaßt ja so viele Länder und Völker. Wir armen Lutheraner sind so wenig zahlreich, daß es nicht lohnt, ihr Patriarch zu sein."

„Und doch, Sire, brächte man die Kalvinisten und alle die kleinen Bastardsekten mit den Lutheranern unter einen Hut, so lohnte sich die Stellung schon."

Der König schien bei diesem Gedanken Feuer zu fassen, und seine Augen leuchteten auf. Das währte aber nur so lange, bis ich sagte: „Wäre der Kaiser der Patriarch der Katholiken, so wäre das auch kein übler Posten."

„Vorzüglich," lachte er, „dann hätten wir also ein unter drei Patriarchen geteiltes Europa. Es war falsch von mir, davon anzufangen — Sie sehen, wohin es führt." Alle diese Ideen von realisierbarem oder unrealisierbarem Patriarchentum machten ihn einen Augenblick nachdenklich, ja fast mißlaunig. „Ludwig XIV.", fuhr er fort, „besaß mehr Urteil als Witz und suchte jenes mehr als diesen. Was er suchte und fand, waren geniale Menschen. Von Corneille, Bossuet, Racine und Condé[2] kann man nicht sagen, daß sie witzige Köpfe waren."

„In Frankreich, Sire, gibt es das eine wie das andere; es verdient wirklich glücklich zu sein. Wie behauptet wird, haben Euer Majestät gesagt, wenn man schön träumen wolle, müsse man —."

[1] Vgl. S. 126.

[2] Ludwig II., Prinz von Condé (1621—1686), der „große Condé" genannt, Heerführer.

Digitized by Google

„Ja, das stimmt: König von Frankreich sein."

„Wären Franz I. und Heinrich IV. nach Eurer Majestät zur Welt gekommen, so hätten Sie gesagt: ‚König von Preußen sein'."

„Sagen Sie, bitte, ist sonst niemand mehr in Frankreich zu nennen?"

Ich mußte lachen, und der König fragte mich, weshalb. Ich sagte, er erinnere mich an den „Russen in Paris", jenes reizende kleine Versspiel von Voltaire, aus dem wir dann reizende Sachen zitierten, über die wir beide lachen mußten. Nachher sagte er: „Ich habe bisweilen vom Prinzen Conti[1] reden hören: was ist das für ein Mensch?"

„Ein Gemisch von zwanzig bis dreißig Menschen", antwortete ich. „Er ist gutmütig und hartherzig, gefällig und ungefällig, stolz und leutselig, ehrgeizig und philosophisch, abwechselnd heiter und mürrisch, tadelsüchtig, gefräßig und faul, edel und schmutzig, der Abgott und das Muster der guten Gesellschaft. Die schlechte liebt er nur aus Freigeisterei; denn tiefer herabzusteigen, erlauben ihm seine Kräfte nicht. Dabei besitzt er viel Eigenliebe, ist großmütig, beredt, so schön und majestätisch wie keiner. Er hat seine eigene Manier und seine eigene Sprache, ist ein guter Freund, offen, liebenswürdig, gebildet, liebt Montaigne und Rabelais[2], hat etwas von Vendôme und dem großen Condé, will eine Rolle spielen, hat aber nicht das Zeug dazu, will gefürchtet sein und wird nur geliebt, glaubt, das Parlament zu leiten und ein Herzog von Beaufort[3] für das Volk zu sein, steht aber bei jenem wenig in Achtung und ist diesem wenig bekannt, ist zu allem imstande und bringt nichts fertig. Das ist wahr, daß seine Mutter einmal von ihm sagte: ‚Mein Sohn hat wohl Geist — oh, sehr viel sogar! Anfangs zeigt er beträchtlichen Umfang, aber dann geht es wie bei einem Obelisken: je höher er steigt, desto mehr nimmt er ab und endigt in einer Spitze wie ein Kirchturm.'"

Diese Schilderung schien den König zu belustigen. Man mußte ihn mit etwas Pikantem fesseln, sonst sprang er ab und ließ einen nicht mehr zu Worte kommen. Aber aus den ersten, meist nichtssagenden Worten eines beliebigen Gesprächs wußte er etwas Bedeutendes zu machen. Was man vom guten oder schlechten Wetter sagte, setzte er sofort ins Geistreiche um, und nie vernahm man von ihm etwas Plattes. Durch Beispiele von den Römern, den Griechen oder modernen Feldherren veredelte er alles, was bei anderen trivial oder alltäglich geblieben wäre. So sagte er z. B. bei dem Regen: „Haben Sie je solche Sintflut erlebt wie gestern? Die Frommen bei Ihnen werden sagen: ‚Das hat man nun vom Besuch eines Menschen

[1] Louis François de Bourbon, Prinz von Conti (1717—1776), hatte als Feldherr im polnischen und österreichischen Erbfolgekrieg gefochten, zog sich dann ins Privatleben zurück. Politisch ein Gegner der Regierung, unterstützte er das Parlament gegen diese.

[2] Michel de Montaigne (1533—1592), französischer Philosoph und Moralist; François Rabelais (1495—1535), französischer Schriftsteller und Satiriker.

[3] François von Vendôme, Herzog von Beaufort (1616—1669), Enkel König Heinrichs IV., eins der Häupter der Fronde, führte den Beinamen: „König der Hallen."

Digitized by Google

ohne Religion! Was machen wir bloß mit diesem vermaledeiten König, der zum mindesten ein Lutheraner ist?' Denn ich glaube in der Tat, daß ich Ihnen Unglück bringe. Ihre Soldaten werden sagen: ‚Nun ist wieder Friede, und doch fällt uns dieser Teufelskerl noch zur Last.'"

„Allerdings, wenn Euer Majestät schuld daran sind, ist es recht häßlich. Dergleichen ist nur dem lieben Gott erlaubt, der für alles seine guten Gründe hat. Aber Sie machen es ihm nach: erst ließ er die Menschen durch Wasser umkommen, und dann wollte er die anderen durch Feuer verderben[1]. Doch das Feuer ist ja nun vorbei, und ich hoffe, es kommt nicht wieder."

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich Ihnen so oft zur Last fiel; es tut mir für die ganze Menschheit leid. Aber was läßt sich aus dem letzten Kriege[2] nicht lernen! Ich habe Fehler genug gemacht, damit Ihr jungen Leute alle daraus lernen könnt, wie man's besser macht. Mein Gott, wie gefallen mir Ihre Grenadiere, wie gut sind sie an mir vorbeimarschiert! Wollte sich Gott Mars eine Leibgarde zulegen, ich riete ihm, sie samt und sonders zu nehmen."

„Wenn Euer Majestät und der Kaiser, so einig wie Sie jetzt miteinander sind, nur wollten — ich glaube, das übrige Europa würde ein schlimmes Spiel haben."

„Wissen Sie, daß ich gestern bei der Abendtafel mit dem Kaiser sehr zufrieden war? Haben Sie gehört, was er von der Preßfreiheit und vom Gewissenszwang zu mir sagte? Er wird sich darin gewaltig von all seinen biederen Vorfahren unterscheiden, die unwissend und abergläubisch waren und die Geister tyrannisierten."

„Ich bin überzeugt, er ist völlig vorurteilslos, und Euer Majestät sind für ihn ein großes Lesebuch."

„Wie fein, fast unmerklich, mißbilligte er gestern die lächerliche Wiener Zensur und auch seine Mutter, die er nicht nannte, wegen ihrer allzu großen Anhänglichkeit an gewisse Dinge, die nur Heuchelei großziehen" ...

Daß ich mich doch an tausend glänzende Einfälle erinnern könnte, die der König bei diesem Gespräch zum besten gab! Es währte, bis der Trompeter im Hauptquartier uns zur Mittagstafel rief. Der König setzte sich gerade zur Tafel, als — wenn ich nicht irre, gerade an diesem Tage — gefragt wurde, warum Laudon noch nicht da sei. „Das ist sonst nicht seine Gewohnheit", sagte er; „früher kam er mir oft zuvor. Erlauben Sie, daß er neben mir sitzen darf, denn ich habe ihn lieber an meiner Seite als mir gegenüber."

Eines Tages, als die Truppenübungen früher endeten, war Konzert beim Kaiser. Trotz seiner Vorliebe für Musik gab der König mir den Vorzug und kam zu mir, um mich durch den Zauber seiner Unterhaltung und die kecken und lustigen Einfälle, die ihn kennzeichnen, zu bestricken.

[1] In Sodom und Gomorra.
[2] Dem Siebenjährigen Kriege.

Digitized by Google

Ich mußte ihm alle anweſenden Offiziere und Generale nennen und ihm ſagen, wer von ihnen unter dem Feldmarſchall Traun gedient hatte. „Denn wie ich Ihnen wohl ſchon ſagte," ſetzte er hinzu, „war das mein Lehrmeiſter, der mir alle meine Fehler anſtrich."

„Euer Majeſtät waren aber undankbar, da Sie kein Lehrgeld bezahlten. Sie hätten ſich wenigſtens von ihm ſchlagen laſſen ſollen, aber mir iſt dergleichen nicht zu Ohren gekommen."

„Ich bin nicht geſchlagen worden, weil es zu keiner Schlacht kam."

„So haben die größten Feldherren oft miteinander Krieg geführt. Man braucht nur an Montecuculis[1] und Turennes Feldzug von 1674 und 1675 zu denken."

„Traun ſteht nicht hinter jenem zurück, aber, guter Gott, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen mir und dem zweiten!"

Ich zeigte ihm den Grafen d'Alton und den Grafen Pellegrini[2]. Er fragte mich zweimal, wer und wo dieſer wäre, und entſchuldigte ſich mit ſeiner Kurzſichtigkeit.

„Trotzdem, Sire," ſagte ich, „ſahen Sie im Kriege recht gut und, wenn ich nicht irre, auch ſehr weit."

„Nicht ich," erwiderte der König, „ſondern mein Augenglas."

[1] Vgl. S. 94.

[2] Graf Richard d'Alton (1732—1790) und Graf Karl Clemens Pellegrini (1720—1796), öſterreichiſche Generale.

Digitized by Google

„Wahrhaftig," versetzte ich, „das Augenglas hätte ich finden mögen. Aber ich fürchte, ich hätte damit so wenig anzufangen gewußt wie andere mit Skanderbegs Säbel[1]."

Ich weiß nicht mehr, welche Wendung das Gespräch nahm, wohl aber, daß es sehr frei und heiter wurde. Ja, als der König den Prinzen Albert[2] auf uns zukommen sah, der sich daran beteiligen wollte, warnte er ihn mit den Worten: „Für einen Schwiegersohn der Kaiserin taugt diese Unterhaltung nichts. Was würde sie von mir denken! Ich wäre nur hergekommen, um Sie zu verderben! Denn dazu ist ja wirklich alle Gelegenheit. Der Fürst von Ligne — nun, der allein läuft keine Gefahr, wenn er sich mit einem Manne unterhält, den Ihre Theologen zu ewiger Höllenqual verdammen."

Der König fragte nach allen Namen: es war ein Dutzend Prinzen darunter. „Wie!" rief er, „noch mehr? Ist das auch einer?"

„Jawohl, Prinz Soundso."

„Es liegt ein Verhängnis auf ihnen allen", versetzte er. „Man muß die großen Häuser im Reich mit frischem Blut kreuzen; die Bastarde taugen mehr als die ehelichen Söhne. Beweis: der Marschall von Sachsen[3] und mein Anhalt[4] . . ."

Aus Höflichkeit hatten der König und sein Gefolge weiße Uniformen[5] angelegt, um uns den Anblick des blauen Tuches zu ersparen, den wir so oft im Kriege gehabt hatten. So schien es, als gehöre er zu unserer Armee und zum Gefolge des Kaisers . . . Der König schnupfte viel spanischen Tabak. Als er einmal den Rock, so gut es ging, abklopfte, sagte er zu mir: „Ich bin nicht reinlich genug für Sie, meine Herren, ich bin nicht wert, Ihre Farben zu tragen." Daraus schloß ich, er werde sie bei Gelegenheit mit Pulver beschmutzen . . .

Eine persönliche Abneigung, ein Mißtrauen, vielleicht eine Erbitterung, schien aufzukeimen — nach dem Wort Philippes de Comines[6] die Folge aller Monarchenbegegnungen . . . Der König war bisweilen zu zeremoniell, was den Kaiser verdroß. Ich weiß nicht, ob er sich dadurch als gehorsamen Kurfürsten zeigen wollte. Z. B. wenn der Kaiser einen Fuß in den Steigbügel setzte, nahm der König sein Pferd beim Zügel, und wenn der Kaiser

[1] Georg Castriota, genannt Skanderbeg, berühmter albanesischer Held (1404—1467).

[2] Prinz Albert von Sachsen-Teschen (1738—1822), vermählt mit Erzherzogin Maria Christine, Tochter Maria Theresias, österreichischer Feldmarschall und Statthalter von Ungarn.

[3] Moritz Graf von Sachsen (1696—1750), genannt der „Marschall von Sachsen", Sohn des Königs August II. von Polen und der Gräfin Aurora von Königsmarck, französischer Feldherr.

[4] Heinrich Wilhelm von Anhalt (1734—1801), natürlicher Sohn des Erbprinzen Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau, preußischer Generalmajor und Generaladjutant.

[5] Der König und sein Gefolge trugen nicht, wie allgemein angenommen wird, die österreichische Uniform, sondern die der Obersten der Kavallerie von der Armee, die ebenfalls weiß und gestickt war.

[6] Philippe de la Clite de Comines, französischer Staatsmann und Geschichtschreiber (1445 bis 1509).

Digitized by Google

auffaß, setzte der König den Fuß in den Bügel usw. Dem Kaiser schienen alle seine Artigkeiten mehr von Herzen zu kommen, es waren die Aufmerksamkeiten eines jungen Fürsten gegen einen alten König und eines jungen Soldaten gegen einen der größten Feldherren.

Eines Tages sprachen sie vertraulich von Politik. Der König sagte: „Nicht jeder kann die gleiche Politik verfolgen. Sie hängt ab von der Lage, den Verhältnissen und der Macht der Staaten. Was mir vielleicht recht ist, wäre Eurer Majestät nicht billig. So habe ich bisweilen politische Lügen begangen."

„Was ist das?" fragte der Kaiser lachend.

„Zum Beispiel", entgegnete der König sehr munter, „eine Nachricht in die Welt setzen, von der ich wußte, daß sie binnen 24 Stunden als falsch erkannt würde. Das war mir gleich; ehe man es merkte, hatte sie ihre Wirkung getan."

Bisweilen schienen beide Monarchen sehr herzlich. Man sah, daß Friedrich II. Joseph II. liebte, aber das Übergewicht des Kaisertums und die Nähe Böhmens und Schlesiens ließen dem Gefühl des Königs keinen Spielraum.

Gertrud Elisabeth Schmeling[1]

(Mai 1771)

Ich dachte nicht daran, mich vor dem Großen Friedrich hören zu lassen. Als wir aber in Potsdam ankamen und es bekannt wurde, daß ich die Sängerin Schmeling aus Leipzig sei, so kam der Konzertmeister Benda[2] zu mir, um mich persönlich kennenzulernen. Er bat uns den folgenden Tag zum Essen. Nachmittag kam der General Tauentzien[3] zu ihm; man bat mich, etwas zu singen. Der General sagte sogleich: „Die muß der König hören." Es hatte dennoch einige Schwierigkeiten, weil ich eine Deutsche war; indessen bekam ich den Befehl, denselben Abend aufs Schloß zu kommen. Der König glaubte, eine Deutsche sänge mit deutscher Methode und Vortrag; dieses gefiel ihm nicht (mir auch nicht); sang aber die Deutsche mit italienischer

[1] Gertrud Elisabeth Schmeling (1749—1833), die berühmte Sängerin. Auf der Reise nach Italien, wo sie sich weiter ausbilden wollte, traf sie mit ihrem Vater aus Leipzig im Mai 1771 in Berlin ein. Nachdem König Friedrich sie gehört hatte, engagierte er sie. Zum erstenmal trat sie während des Besuches seiner Schwester, der Prinzessin Amalie, bei ihm in Potsdam im Juli in der Oper „Piramo e Thisbe" von Hasse auf. Von 1771—1780 bildete sie den Stern der Berliner Oper. Bald nach ihrer Ankunft heiratete sie den Violoncellisten Ignatius Mara. Die obige Darstellung ihres Debuts vor dem König nach ihrer Autobiographie (gedruckt in der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", Jahrg. 10, S. 534f.; Leipzig 1875).

[2] Franz Benda (1709—1786), der berühmte Violinist, stand seit 1732 in Friedrichs Diensten, seit 1771 als Konzertmeister.

[3] Die Erwähnung Tauentziens, der in Breslau stand, beruht wohl auf Irrtum. Vielmehr ist an den Intendanten Graf Zierotin-Lilgenau zu denken.

Digitized by Google

Methode (welches die einzige wahre ist, nach welcher alle Sänger und Instrumentalisten trachten), so mußte sie ihm gefallen trotz aller Vorurteile ...

Im Vorzimmer hörte ich den König spielen. Der König pflegte alle Abend drei Konzerte zu blasen, mit weiter keiner Begleitung als zwei Violinen, ein Alt, ein Violoncell und Flügel, sein Lehrer Quantz[1] als Zuhörer. Er blies nicht (wie man zu sagen pflegt) wie ein König, sondern sehr brav, hatte einen starken, vollen Ton und viel Fertigkeit.

Nachdem er seine drei Konzerte geblasen hatte, wurde ich hereingelassen. Der König saß auf dem Sofa nebst dem General und seinen drei italienischen Windhunden, welche ein lautes Bellen anfingen, als sie eine weibliche Figur erblickten. Der König rief ihnen zu, und ich nahte mich ihm, um ihm den Rock zu küssen, welches er aber nicht zuließ, sondern zu mir sagte: „Wir werden etwas von Ihr hören?"

Ich antwortete: „Auf Ew. Majestät Befehl", und wandte mich zum Flügel. Da mir damals wenig an des Königs Beifall gelegen war, weil ich nach Italien zu reisen wünschte, so hatte ich auch nicht die geringste Furcht; denn ich war meiner Sache gewiß. Ich stellte mich also ganz unbefangen hin, besah die schönen, großen Gemälde, unterdessen man das Ritornell der Arie spielte, und sang dieselbe ganz gelassen hin.

Der König sagte einigemal: „Bravo!" und kam am Ende der Arie zu mir, fragte, von wem ich gelernt hätte, ob ich auch vom Blatt singen könnte?

Die Antwort war: „Ja."

Er ließ also die berühmte Bravour-Arie „Mi paventi, il figlio indegno" aus der Oper „Britannicus" von Graun[2] holen. Ich sah sie durch, nahm das Tempo (nach meiner Art) noch halbmal so geschwind, als es meine Vorgängerin, die Astrua[3], gesungen hatte. Die Astrua war zu der Zeit berühmt, weil sie vielleicht die erste war, die schwere Passagen sang, hauptsächlich Arpeggien; sie passierte also für ein non plus ultra. Da mir aber schon dergleichen Passagen vorgefallen waren und ich überhaupt meine Kehle auf allerlei Art geübt hatte, so sang ich diese Arie (wie schon gesagt) noch halbmal so geschwind, so daß das Orchester, welches ein solches Tempo nicht gewohnt war, Mühe hatte, nachzukommen, welches dann machte, daß man mich für eine Art von Hexe hielt. Der König schien meine Fertigkeit zu bewundern ...

Den folgenden Abend wurde ich wieder abgeholt, und so während sechs Wochen. Ich bat öfters um Erlaubnis, meine Reise fortsetzen zu dürfen, weil ich nach Italien wollte, um mich zu perfectionnieren. Der König

[1] Johann Joachim Quantz (1697—1773), der berühmte Flötenspieler, seit 1741 in Diensten des Königs.

[2] Karl Heinrich Graun (1701—1759), Komponist, seit 1735 in Friedrichs Kapelle, 1740 zum Kapellmeister ernannt.

[3] Giovanna Astrua (gest. 1757) war von 1747—1756 an der Berliner Oper als Primadonna engagiert.

Digitized by Google

sagte: „Das hätte ich nicht nötig; ich würde mich anjetz nur da verderben.“ Er war überhaupt sehr gnädig gegen mich (fast galant); ich glaube, es gefiel ihm, wenn er mit mir sprach, daß ich ihm in vollem Vertrauen in die schönen, großen blauen Augen sah und die meinigen nicht schüchtern niederschlug, wie viele andere, die da sagten, man könne seinen Blick nicht ertragen. Die müssen wohl kein gutes Gewissen gehabt haben.

Der König liebte die alte, wahre italienische Komposition von alten Meistern, solche als Porpora, Pergolese[1] usw., von Deutschen Hasse[2] und Graun. Die Komposition der neuen Meister, solche als Traetta, Piccini, Sacchini, Cimarosa[3], nannte er „dummes Zeug“. Da ich nun keine andere Musik bei mir hatte als bloß von diesen Meistern, so mußte er es sich schon gefallen lassen, solche zu hören, während der Zeit, daß ich in Potsdam war. In der Folge, als ich engagiert wurde und immer Hassische und Graunsche Opern gegeben wurden, so erlaubte er mir, in jede Oper ein paar von meinen modernen Arien einzulegen, indem er sagte: „Es ist zwar dummes Zeug, welches aber doch hübsch klingt, wenn es gut gesungen wird.“

Abendkonzert[4]

Wenn der König in der Folge irgendeinen benachbarten Prinzen bei sich in Potsdam zum Besuch hatte, zum Exempel den Kronprinzen von Braunschweig[5], welchen er sehr liebte, so ließ er Porporino[6] und mich dahin kommen, um des Abends dem Konzert beizuwohnen. Er blies aber immer erst seine drei Konzerte, die wir die Erlaubnis hatten (Porporino als ein alter Diener und ich als eine besonders Begünstigte), bei ihm im Zimmer zu hören. Die Fremden, welche durch Potsdam reisten, suchten ihn durch die Protektion der Heiducken im Vorzimmer hinter der Türe zu hören. Nie hat ihm ein Fremder in seinem Zimmer zugehört, und wer sich dessen gerühmt hat, war vermutlich einer von den reisenden Lügnern. Porporino, welcher ihm 40 Jahre gedient hatte, sagte öfters „Bravo“; ich glaubte aber, daß sich das für meine Jugend nicht schickte.

[1] Nicolo Antonio Porpora (1685—1767); Giovanni Battista Pergolese (1710—1736).

[2] Johann Adolf Hasse (1699—1783), Komponist.

[3] Tommaso Traetta (1727—1779); Nicolo Piccini (1728—1800); Antonio Maria Gasparo Sacchini (1735—1786); Domenico Cimarosa (1749—1801).

[4] Nach der Aufzeichnung von Gertrud Elisabeth Schmeling (in der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“, Jahrg. 10, S. 546). Vgl. oben S. 153.

[5] Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand (1735—1806), des Königs Neffe, seit 1780 regierender Herzog.

[6] Anton Huber, nach seinem Lehrer, dem Kapellmeister Porpora in Neapel (vgl. Anm. 1), „Porporino“ genannt (1719—1783), stand seit 1742 als Sänger in Friedrichs Diensten. Er stammte aus Verona; seine Mutter war eine Italienerin.

Digitized by Google

Nachdem er fertig war, ließ er seinen Gast zu sich bitten, führte ihn zum Orchester, wo ich stand, und sagte zu ihm, auf mich zeigend: „Sie werden das Vergnügen haben, meine erste Sängerin zu hören.“ Worauf dann natürlicherweise mir der Prinz etwas Verbindliches sagte. Ich wechselte einige Arien mit Porporino. Wenn ich aber allein da war, so sang auch ich drei Arien nacheinander. An Instrumentalmusik wurde nicht gedacht.

Zimmermann[1]

(26. Oktober 1771)

Mitten im Zimmer stand ein kleines eisernes Feldbett, ohne Vorhang. Auf einer schlechten Matratze lag da König Friedrich, der Schrecken von Europa, ohne Decke, in einem alten blauen Rockelor. Er hatte einen großen Hut mit einer weißen Feder auf dem Kopfe.

Der König nahm seinen Hut sehr gnädig ab, da ich noch etwa zehn Schritte von ihm entfernt war, und sagte auf französisch: „Treten Sie näher, Herr Zimmermann!“

Ich kam bis auf zwei Schritte vor den König, indes da er zu Catt sagte: „Rufen Sie Schmucker auch herein.“ Herr Schmucker kam, stellte sich hinter den König gegen die Wand, und Catt stand hinter mir. Nun fing die Unterredung an.

König. „Ich höre, daß Sie Ihre Gesundheit in Berlin wieder gefunden haben, und wünsche Ihnen dazu Glück.“

Ich. „Mein Leben habe ich in Berlin wiedergefunden; aber in diesem Augenblicke, Sire, finde ich hier ein noch größeres Glück.“

König. „Sie haben eine grausame Operation ausgestanden; Sie haben wohl entsetzlich gelitten?“

Ich. „Sire, es war der Mühe wert.“

König. „Ließen Sie sich vor der Operation binden?“

Ich. „Nein, ich wollte meine Freiheit behalten.“

König (sehr freundlich lachend). „O, Sie betrugen sich als ein braver Schweizer! Aber sind Sie auch ganz hergestellt?“

Ich. „Sire, ich habe alle Wunder Ihrer Schöpfung in Sanssouci und Potsdam besehen und befinde mich wohl dabei.“

[1] Johann Georg Zimmermann (1728—1795), ein geborener Schweizer, berühmter Arzt und Leibarzt des Hofes in Hannover. Als er 1771 zur Heilung eines Bruchschadens in Berlin weilte, wurde er auf Empfehlung des Generalchirurgus Johann Leberecht Schmucker (1712 bis 1786) und seines Landsmannes Henri de Catt (vgl. S. 50) am 26. Oktober zum gichtkranken König nach Sanssouci berufen. Die obige Darstellung nach dem Bericht in seiner Schrift: „Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm“, S. 280ff. (Leipzig 1788).

Digitized by Google

König. „Das freut mich. Aber Sie müssen sich in acht nehmen und insonderheit sich nicht zu Pferde setzen."

Ich. „Es wird mir sanft und leicht sein, die Räte Euer Majestät zu befolgen."

König. „Aus welcher Stadt im Kanton Bern sind Sie gebürtig?"

Ich. „Aus Brugg."

König. „Ich kenne diese Stadt nicht. Wo haben Sie studiert?"

Ich. „In Göttingen. Haller[1] war mein Lehrer."

König. „Was macht Herr Haller?"

Ich. „Er schließt eben seine literarische Laufbahn mit einem Roman."

König (lachend). „Ach, das ist schön! Nach welchem System behandeln Sie Ihre Kranken?"

Ich. „Nach keinem."

König. „Aber es gibt doch Ärzte, deren Methoden Sie anderen vorziehen?"

Ich. „Vorzüglich liebe ich Tissots[2] Methoden, der mein vertrauter Freund ist."

König. „Ich kenne Herrn Tissot. Ich habe seine Schriften gelesen und schätze sie sehr hoch. Überhaupt liebe ich die Arzneikunst. Mein Vater wollte, daß ich mir einige Kenntnisse darin erwerbe. Er schickte mich oft in die Hospitäler und zumal in die Hospitäler venerischer Kranken, weil diese durch Exempel predigen."

Ich. „Und durch Schrecken! Sire, die Medizin ist eine sehr schwere Kunst. Aber Euer Majestät sind gewohnt, alle Künste der Kraft Ihres Geistes zu unterwerfen und alles Schwere zu überwinden."

König. „Ach nein. Ich kann nicht alles überwinden, was schwer ist!"

Hier ward der König etwas nachdenkend, schwieg eine kleine Weile und fragte mich sodann mit einem liebenswürdigen Lächeln: „Wie viele Kirchhöfe haben Sie angefüllt?"

Ich. „Vielleicht manchen in meiner Jugend! Aber nun geht es besser; denn ich bin jetzt mehr furchtsam als kühn."

König. „Sehr gut, sehr gut."

Hier ward die Unterredung äußerst lebhaft. Der König ward außerordentlich munter und examinierte mich nun als Arzt, wie mich im Jahre 1751, als ich in Göttingen Doktor werden wollte, meine Lehrer . . . nicht examiniert haben. Alle hitzigen Fieber und die wichtigsten unter den langwierigen Krankheiten ging der König in der Reihe mit mir durch. Er fragte mich, wie und wodurch ich jede dieser Krankheiten erkenne, wie und wodurch ich sie von verwandten Übeln unterscheide, wie ich dabei in einfachen und in verwickelten Fällen verfahre, und wie ich alle diese Übel heile. Über die Verschiedenheit,

[1] Albrecht von Haller (1708—1777), berühmter Naturforscher und Anatom. In späteren Jahren verfaßte er auch politische Romane, u. a. „Usong", der 1771 erschien.

[2] Simon André Tissot (1728—1797), berühmter Arzt in Paris, seit 1749 in Lausanne.

Digitized by Google

die Zufälle, die Behandlungsart der Blattern zumal fragte mich der König äußerst genau und sprach mit vieler Rührung von dem Prinzen seines Hauses, den vor einigen Jahren die Blattern hinrafften[1]. Dann kam er auf die Inokulation[2] und auf eine unglaubliche Menge anderer arzneiwissenschaftlicher Gegenstände. In alle warf der König wahre Meisterblicke, sprach über alles mit der größten Sachkenntnis und mit ebensoviel Scharfsinn als Geist und Verstand.

Mit dem innigsten Vergnügen und mit der freiesten Seele antwortete ich dem König. Es ist aber auch wahr, daß er mich gewaltig hob und ermunterte. In einem fort sagte der König zu mir: „Das ist sehr gut — das ist vortrefflich gedacht und gesagt — Ihre Heilungsmanier gefällt mir überaus wohl — ich freue mich zu sehen, wie sehr unsere Denkart zusammenstimmt." Oft hatte der König die Gnade hinzuzusetzen: „Aber ich beschwere Sie mit meinen vielen Fragen."

Auf die wissenschaftlichen Fragen antwortete ich mit Einfalt, Klarheit und Kürze und konnte mich nicht enthalten, zuweilen mein Erstaunen über die tiefen und frappanten medizinischen Einsichten und Urteile des Königs zu bezeugen.

Der König kam nun auch auf die Geschichte seiner eigenen Krankheiten. Er erzählte mir alle nach der Reihe und fragte mich über alle um meine Meinung und um meinen Rat. Über die Hämorrhoiden, worüber er sich sehr beklagte, sagte ich etwas, das ihm auffiel. Sofort richtete der König sich von seinem Bette auf, drehte den Kopf rückwärts nach der Wand und sagte: „Schmucker, schreib' Er das auf!" ... Dann ging die Unterredung weiter fort.

König. „Das Podagra nimmt gerne seine Herberge bei mir, weil es weiß, daß ich ein Fürst bin, und weil es glaubt, ich werde es gut bewirten! Aber ich bewirte es schlecht und lebe sehr mager."

Ich. „Möchte das Podagra dadurch seiner Einkehr bei Euer Majestät auf immer überdrüssig werden."

König. „Ich bin alt. Die Krankheiten werden mit mir nicht mehr Mitleiden haben."

Ich. „Europa fühlt, daß Euer Majestät nicht alt sind, und die Physiognomie Euer Majestät zeiget, daß Sie noch ebensoviel Kraft haben als in Ihrem dreißigsten Jahre."

König (lachend und den Kopf schüttelnd). „Gut, gut, gut!"

So dauerte die Unterredung fünf Viertelstunden mit ununterbrochener Lebhaftigkeit fort. Endlich gab mir der König das Zeichen zum Abzug, indem er sehr freundlich den Hut abnahm und sagte: „Adieu, mein lieber Herr Zimmermann, ich freue mich, daß ich Sie gesehen habe."

[1] Prinz Heinrich, der zweite Sohn des Prinzen August Wilhelm, war am 26. Mai 1767 gestorben. [2] Impfung der Pocken.

Digitized by Google

Das Regiment Tettenborn[1]

(9. Juni 1773)

Wir rückten heute früh gegen 11 Uhr in das Lager. Der König hielt gleich Spezialrevue und nahm einer jeden Kompagnie die Berechnung ab. Er rief nachdem die Offiziere unseres Regiments vor und sagte auf eine ausnehmend gnädige Art: „Messieurs! Sie werden die Ursache wissen, die ich gehabt, mit dem Regimente unzufrieden zu sein!“

Der Major von Reibnitz trat vor und nahm das Wort. „Ihre Majestät hatten recht,“ sagte er. „Ich aber bin durch den Leib geschossen, und viele meiner Vorgesetzten und Kameraden sind tödlich blessiert worden.“

Der König antwortete: „Ja, die wenigsten sind noch da! Ich habe Ihnen damals den Musketiermarsch zum Schimpfe gegeben. Wenn Sie mir aber auf Ihre honneur versprechen wollen, daß Sie bei der ersten Gelegenheit, die sich zeigen wird, das Regiment gut anführen, so will ich alles vergessen! Versprechen Sie mir das?“

[1] Der König zürnte den ostpreußischen Regimentern, da sie seiner Ansicht nach in der Schlacht bei Zorndorf nicht ihre Pflicht getan hatten. Während der Revue von 1773 nahm er das Regiment Tettenborn (früher Below), das zu jenen gehörte, wieder zu Gnaden an. Nach einem Briefe des Leutnants Karl von Hülsen („Unter Friedrich dem Großen“, S. 185f.). Vgl. oben S. 47ff.

Digitized by Google

Alles rief nun jubelnd: „Ja, ja, Majestät!“

Und der König sagte: „Ich will nun gar nicht mehr daran gedenken. Ich will alles vergessen!“

Man hörte nun nichts als unvernehmliche Stimmen. Wir traten näher, küßten dem König den Rock, und ein jeder sagte das, was ihm dieser rührende Auftritt zu sagen erlaubte. Der König wollte nun etwas reden. Er war aber selbst so gerührt, daß er schwieg und nur weinte . . .

Se. Majestät wollte nun weg, aber wir ließen ihn noch nicht los. „Es ist gut,“ sagte der König, „nun ist ja alles gut! Kinder, laßt mich zufrieden!“

Der General trat jetzt an Se. Majestät heran und dankte für das Regiment noch besonders.

Da sagte der König: „Da hat Er Seinen Grenadiermarsch wieder!“ und ritt geschwinde weg.

Van Swieten[1]

(23. Juli 1774)

Der König war so gut gelaunt, daß er sich mehr als zwei Stunden über verschiedene Gegenstände unterhielt, und dabei so lustig, wie ich ihn noch nie gesehen habe.

Unter anderem sprach er von Musik und dem großen Organisten Bach[2], der sich gegenwärtig in Berlin aufhält. Durch seine tiefe Kenntnis der Harmonie und die kraftvolle Ausführung übertrifft dieser Künstler alles, was ich bisher gehört habe oder mir vorstellen kann. Trotzdem behaupten die, welche seinen Vater kannten, daß er an ihn nicht heranreiche. Auch der König ist dieser Ansicht, und zum Beweis sang er mir mit lauter Stimme das Thema zu einer chromatischen Fuge vor, das er dem alten Bach[3] gestellt hatte. Der machte sofort eine Fuge mit 4, dann mit 5, schließlich mit 8 obligaten Stimmen daraus.

Der König fragte mich darauf, ob ich noch immer soviel Musik triebe und bisweilen Konzerte bei mir veranstaltete. Ich wagte nicht zu antworten, daß die Musiker zu schlecht seien, sondern ich sagte, es sei zu schwierig, die guten zusammen zu bekommen, da sie von ihm mit Beschlag belegt seien. Er antwortete, daß er nur sehr wenige in seiner Umgebung behielte; in Berlin wären

[1] Freiherr Gottfried van Swieten, österreichischer Diplomat und Gesandter am Berliner Hofe von 1770—1777. Nach seinem Berichte vom 26. Juli 1774 in der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen“, Bd. 35, S. 447 ff. (Weimar 1912).

[2] Wilhelm Friedemann, der Sohn von Johann Sebastian Bach (1685—1750), geboren 1710, starb 1784 in Berlin im Elend. Sein Bruder Karl Philipp Emanuel (1714—1788) war von 1740—1767 Hofcembalist und Begleiter Friedrichs.

[3] Während des Besuches in Potsdam im Mai 1747.

Digitized by Google

noch viele übrig, und er würde ihnen Befehl geben, zu mir zu kommen, so oft ich es wünschte. Ich dankte ihm bestens für diesen Gunstbeweis, und die Herren sind bereits bei mir erschienen, um mir den erhaltenen Befehl mitzuteilen. Ich bin also dazu verurteilt, mich von Leuten ärgern zu lassen, die weder Geschmack noch Seele, dagegen sehr viel Selbstgefühl haben ...

Wir sprachen auch über die deutsche Literatur[1]. Der König fängt an, eine gute Meinung davon zu bekommen, und sieht große Fortschritte voraus. Er zitierte die Fabeln von Gellert[2], die er mit denen von Äsop und La Fontaine verglich. Ich erwähnte Geßner[3], den er nicht kennt. Auch Klopstock[4] passierte Revue, aber der König fand ihn — mit Recht — zu schwülstig, obgleich ich zweifle, daß er ihn gelesen hat. Die Form der Hexameter, die Klopstock angewandt hat, führte uns darauf, die deutsche Sprache zu loben, weil sie feste Versmaße hat. Hierbei erzählte mir der König, Gottsched habe ihm einst, als er ihn in Leipzig sah[5], einen Begriff von jenem Rhythmus geben wollen. Der Pedant hätte ihm mit dröhnender Stimme vordeklamiert: „Der Donner, das Wetter, der Hagel." Dabei suchte er Gottscheds Sprache und Betonung nachzuahmen. Der König sprach so laut, daß ich unwillkürlich lächeln mußte bei dem Gedanken, daß die Leute im Nebenzimmer glauben könnten, er wäre sehr böse, da sie ihn so grimmig fluchen hörten.

Kurz vorher hätten sie ihn miauen hören können, als er mir die Wirkung eines Liebhaberkonzerts veranschaulichen wollte, dessen Mitglieder der verstorbene Marquis d'Argens[6], Graf Rothenburg[7], der Oberstallmeister Schaffgotsch[8] und ein paar andere Liebhaber waren, die er damals zum besten haben wollte. Noch bei der Erzählung lachte er Tränen.

Das Gespräch kam dann auf Aufresne[9]. Der König lobte ihn außerordentlich und sagte, er hätte nie einen Schauspieler gesehen, dessen Spiel so natürlich und wahr sei. Aufresne hat ihn vollkommen bekehrt; denn der König war für die alte, übertriebene Sprechweise sehr eingenommen und von Voltaires Zeiten her nur gewöhnt gewesen, daß die Worte mit rollendem „R" herausgeschmettert, aber nie Verse gesprochen wurden. Die Fleury, die noch hier ist, hielt er für die denkbar beste Schauspielerin; ich vermute, daß seine Bewunderung jetzt nachläßt. Aufresne spielte vor ihm den Coucy in „Adélaïde

[1] Vgl. dazu die Abhandlung des Königs „Über die deutsche Literatur" (Ges. Werke, Bd. VIII, S. 74ff.).
[2] Vgl. unten S. 239ff. das Gespräch mit Gellert vom 18. Dezember 1760.
[3] Salomon Geßner (1730—1788), Verfasser der damals vielgerühmten „Idyllen".
[4] Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803), deutscher Dichter.
[5] Vgl. S. 90 und unten S. 230ff. seine Gespräche mit Gottsched im Oktober 1757.
[6] Vgl. S. 87. [7] Vgl. S. 39.
[8] Graf Johann Nepomuk Gotthard Schaffgotsch (1713—1775).
[9] Der berühmte französische Schauspieler Jean Rival Aufresne (1728—1806) hatte soeben ein Gastspiel in Berlin gegeben.

Digitized by Google

du Gueselin“[1], den „Mithridates“[2], den „Griesgram als Wohltäter“[3] und den „Unbewußten Philosophen“[4]. Das letztere Stück mag der König gar nicht; Aufresne sagte ihm besonders im „Griesgram“ und im „Mithridates“ zu . . .

Anläßlich der Komödie kam der König auch auf Mainz zu sprechen, wo jetzt eine so lächerliche Komödie aufgeführt wird, die für unser Zeitalter nicht mehr angemessen erscheint. Er entsann sich, in Mainz[5] früher Domherren gesehen zu haben, die sich am Morgen in Husarenuniform warfen, um bequemer reiten zu können; am Abend traten sie dann mit der ganzen Überhebung ihres Standes auf. Wie er annimmt, könnten sich einige der Husaren, die er damals sah, sehr wohl unter den großen Helden befinden, die an einem Tage alles zerstört haben, was der verstorbene Kurfürst in so langen Jahren aufgebaut hatte[6].

Ich wandte ein, daß dies wohl mehr das Werk der schwarzen Husaren des heiligen Ignatius sei.

„Übrigens ja,“ sagte er, „sie haben die Jesuiten wieder zugelassen. Sie sehen also, daß ich nicht der einzige bin, der sie behalten will[7].“

Reichardt[8]

(Winter 1775/76)

Es war Abend. Der König lag der Türe gegenüber in seiner gewohnten militärischen Uniform auf einem Sofa, mit einer hellblauen, seidenen Decke bedeckt, den alten großen Hut auf dem Kopfe, nur seitwärts von mehreren hohen Wachslichtern beleuchtet. Als die beiden Gerufenen vor dem Schirme, der die innere Tür des Zimmers umgab, hervortraten, lüftete der König etwas den Hut und hieß sie näher kommen. Aber die kleinen Windspiele,

[1] Drama von Voltaire.

[2] Zu Racines Drama „Mithridates“. [3] Lustspiel von Carlo Goldoni (1707—1793).

[4] Schauspiel von Michel Jean Sedaine (1719—1797).

[5] Der König war 1734 als Kronprinz in Mainz gewesen.

[6] Die von Kurfürst Emmerich Joseph (gest. 1774) begonnene Schulreform wurde unter seinem Nachfolger Friedrich Karl Joseph von den zu neuer Macht gelangten Jesuiten sofort wieder rückgängig gemacht.

[7] Trotz Aufhebung des Jesuitenordens durch das Breve des Papstes Klemens' XIV. hatte König Friedrich die Jesuiten behalten, da er sie als Jugenderzieher nicht entbehren wollte (vgl. S. 142).

[8] Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), Kapellmeister und Komponist. Nach dem Tode von Agricola, dem Kapellmeister der Berliner Oper, hatte er im Herbst 1775 dem Könige eine von ihm nach dem „Muster“ von Hasse und Graun (vgl. S. 154 f.) komponierte Oper: „Le Feste galanti“ eingesandt und sich zugleich um die erledigte Stelle beworben. Darauf wurde er nach Potsdam beschieden, wo er Ende Dezember eintraf. Der Konzertmeister Benda (vgl. S. 153) erhielt Befehl, ihn dem König, der damals schwer gichtleidend war, vorzustellen. Der Bericht nach Reichardts Autobiographie in der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“, 15. Jahrg., S. 609 ff. (Leipzig 1813).

Digitized by Google

die der König um sich hatte, fuhren mit solchem Gebelle auf sie zu, daß Reichardt gleich den Entschluß faßte, mitten im Zimmer stehenzubleiben, bis die Hunde zur Ruhe kämen. Der König gab sich alle Mühe, sie durch Zuruf und Kareſſen zu beschwichtigen; es währte aber eine ganze Weile, eh' es ihm damit gelang. Endlich trat Reichardt dicht vor das Sofa hin; der Konzertmeiſter Benda blieb etwas seitwärts zurück.

Indem der König jenen mit seinen großen, herrlichen, blauen Augen stark anblickte, sagte er: „Wo seid Ihr her?"

„Aus Königsberg in Preußen."

„Wo habt Ihr Musik studiert?"

„In Berlin und Dresden."

„Seid Ihr in Italien gewesen?"

„Nein, Ew. Majestät, aber —" (im Begriff, den König zu bitten, ihn hinzuschicken).

Dieser fiel ihm aber mit großem Eifer ins Wort; die hohle, weiche Stimme stark erhebend und beide fast zugleich ansehend, rief er: „Das ist Sein Glück! Hüt' Er sich für die neuern Italiener: so'n Kerl schreibt Ihm wie 'ne Sau"...

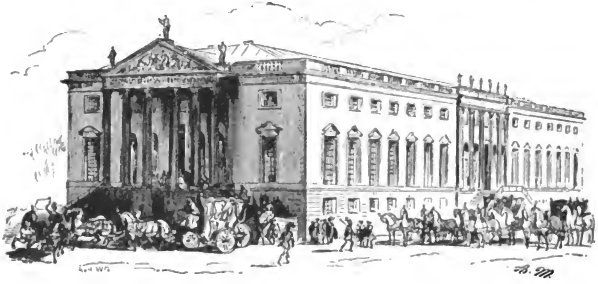
Der König sprach viel über Musik überhaupt, ließ sich in sehr kleine Details, die Komposition betreffend, ein, und man erkannte leicht das Bestreben, seine Kenntnisse darin zeigen zu wollen. Mehrmalen kam er darauf zurück, daß bei ihm allein noch die wahre Musik, wie sie zur schönsten Zeit in Italien geblüht habe, ein Asyl fände, die Italiener gänzlich ausgeartet wären und alle anderen nur das modische italienische Geklingle und Geleiere liebten und trieben[1]. Er ließ sich sehr umständlich über die eigentliche Beschaffenheit der echten großen Oper heraus, und das war denn nichts anderes als eine Zergliederung der alten italienischen Hasseschen und Graunschen Oper: wie jede Hauptperson einige bedeutende Arien von verschiedenem Charakter haben müsse — ein Adagio, das recht cantabile wäre, wobei der Sänger seine Stimme geltend machen und seinen Vortrag zeigen, auch wohl beim Dakapo seine Kunst in verschönernden Variationen bequem anbringen könne; — eine Allegro-Arie mit brillanten Passagen, eine parlante Actions-Arie und ein Duett für den ersten Sänger und die erste Sängerin, worin sie über eine Melodie im Vortrage wetteifern könnten. In allen diesen Stücken müßten die großen Takt-Arten gewählt werden; die kleinern, $^2/_4$, $^3/_8$, blieben für die Nebenpersonen: diese müßten in jeder Oper einige Arien in dem angenehmen Tempo di Minuetto haben. In allen diesen Singstücken müßte mit den Tönen angenehm gewechselt werden, so daß nicht zwei Arien aus einem und demselben Tone aufeinander folgten. Die Molltöne wären aber auf dem Theater zu vermeiden; sie wären zu traurig und zu rührend . . . Die Theatermusik müsse immer angenehm bleiben, selbst in tragischen und pathetischen Situationen.

[1] Vgl. S. 155.

Digitized by Google

In den Rezitativen müsse fein fleißig und mannigfaltig moduliert werden, und jede Oper müsse wenigstens ein großes Rezitativ mit voller Instrumentalbegleitung haben. In dieser wäre sonst am meisten auf Klarheit und Einfachheit zu sehen, damit die Singstimmen nie übertäubt würden und freien Spielraum behielten; in den Ritornells, die gut ausgeführt werden müßten, wären kräftige Unisonosätze, die am besten schlössen, fleißig anzubringen usw.

Als Reichardt vorbrachte, daß dieses die wahre Theorie sei, nach welcher Leonardo Leo und Leonardo Vinci[1] die neue italienische Oper für den ita-



lienischen Geschmack erfunden oder vielmehr festgestellt hätten, daß Hasse und Graun[2] nur die treuen Nachfolger jener beiden Meister gewesen, die unter sich ungefähr dieselbe Verschiedenheit des Charakters hätten als diese beiden deutschen Meister, so fragte der König, ob er Opern von Leo und Vinci hätte oder anschaffen könne; man müsse doch einmal eine solche hören. Reichardt bejahte beides und nannte unter anderen „Artaserse" von Leo und „Semiramis" von Vinci, die er besäße.

Als die Rede noch besonders auf Hasse kam, dessen Feuer und edlen Charakter der König mit richtigem Urteil sehr heraushob, so daß man wohl hörte, wie sehr er ihm den Vorzug vor Graun gab, erwähnte Reichardt auch der letzten Hassischen Oper: „Piramo e Thisbe[3]."

„Das ist keine ordentliche Oper," sagte der König etwas heftig; „das ist man so 'ne kleine Operette; es sind ja fast gar keine rechte, ganze Arien mit ausgeführten Ritornells und Dakapos drin; alles ist klein zugeschnitten, aber hübsch; er singt auch da immer gut und bequem für den Sänger; das ist freilich immer die Hauptsache."

[1] Leo (1694—1746) und Vinci (1690—1731), Komponisten der Neapolitanischen Schule.
[2] Vgl. S. 154f.
[3] 1769 in Wien komponiert.

Digitized by Google

Reichardt sagte, die Hassen sonst ungewöhnliche Form in „Piramo e Thisbe“ käme wohl nicht bloß daher, daß Hasse die Oper zu einer Privat-Hofaufführung für die Erzherzoginnen selbst geschrieben; es läge wohl auch eine Art von Rivalität mit Gluck[1] dabei zum Grunde, der damals, als Hasse zuletzt in Wien lebte, das deklamatorische Operngenre eingeführt und dafür in Wien eine große Partei gefunden. Hassens „Piramo e Thisbe“ habe gewissermaßen die Mitte zwischen dem alten und neueren Operngenre halten sollen.

Der König ließ ihn aber nicht ausreden, sondern fiel mit heftigen Ausdrücken und Schimpfworten sehr hart über Gluck her, der gar keinen Gesang habe und nichts vom großen Operngenre verstände usw. Er duldete darüber auch wenig Widerspruch, und der gute, ängstliche, alte Benda sagte nachher, er habe gezittert, als Reichardt sich nur einigermaßen auf Widerspruch über ein so decidiert ausgesprochenes Urteil des Königs eingelassen. Man hatte die Dummheit begangen, dem Könige zu der Zeit, als Gluck mit seinen Opern „Orfeo“ und „Alceste“[2] in Wien und Italien die große Reform begann, einige Arien aus diesen Opern von italienischen Kastraten, die nur schluchzen und gurgeln konnten, im Konzerte des Königs hören zu lassen. Das hieß denn nicht viel mehr, als ein Stück aus einer herrlichen Theaterdekoration herausschneiden und solches in eine Tabaksdose setzen lassen ...

Zuletzt kam der König in der Unterredung auf seine große Oper in Berlin und schilderte ziemlich genau die Talente der noch vorhandenen Sänger, wobei außer der Mara[3] nur Porporino[4] und Concialini[5] einiges Lob erhielten. Von dem letzten sagte der König: „Er hat eine schöne Stimme, er ist aber ein fauler Hund. Er hat seine Stimme nie recht ausgearbeitet und schleppt immer hintennach. Das war ein ganz ander Ding mit dem Salimbeni[6] (sich zu Benda wendend), der wußt' einem das Wasser in die Augen zu pumpen!“

„Jawohl, jawohl, Ew. Majestät!“ antwortete der gute, weiche Alte mit Schluchzen.

Von dem Zustande seines Orchesters gab der König dem neuen Kapellmeister auch eben nicht den besten Begriff, doch war sein Urteil richtig, und er schloß dann damit: „Nu geh' Er nur nach Berlin, hör' Er noch einige Opern und exerzier' Er dann die alten Musikanten nur recht tüchtig.“ Das war ein gefährliches Wort, das dem jungen feurigen Kapellmeister manchen sauern Tag gebracht hat.

Eben im Begriffe, das gewöhnliche Zeichen zum Abschiede mit Lüftung des Hutes zu geben, sagte der König noch: „Wie heißt Er doch?“

[1] Christoph Wilibald Ritter von Gluck (1714—1787), Opernkomponist.
[2] Geschrieben 1762 und 1767.
[3] Gertrud Elisabeth Mara, geb. Schmeling (vgl. oben S. 153ff.).
[4] Vgl. oben S. 155.
[5] Giovanni Carlo Concialini (1745—1812), seit 1765 in Berlin.
[6] Felice Salimbeni (1712—1751) war von 1743 bis 1750 in Berlin.

Digitized by Google

„Reichardt."

„Ja, sehe Er man, da kann Er nun komponieren, was und wie Er will, von dem deutschen Namen wird's doch keiner glauben, daß da was Rechts dran ist. Er kann sich ja Ricciardetto oder Ricciardini nennen, das klingt gleich ganz anders."

Reichardt erwiderte aber sogleich: „Ew. Majestät, ich bin zu stolz darauf, ein Deutscher und Ihr Untertan zu sein, als daß ich meinen Namen gern italienisierte."

„Na, na!" sagte der König mit verbissenem Lächeln, zu Benda gewandt: „Das hat auch eben keine Eile!"

Rulhière[1]

(September 1776)

Der König hatte von morgens 8½ Uhr bis 11 Uhr zu Pferde gesessen[2], und während seiner ganzen Unterredung mit mir, d. h. von 2¼ bis 4½ Uhr nachmittags stand er ununterbrochen, ohne Stock, ja ohne sich auch nur mit der Hand an einen Tisch zu lehnen, wie es seine Gewohnheit sein soll. Sein Blick war gütig, obwohl etwas trübe, was ich seinen schwachen Augen zuschreibe. Seine Farbe war lebhaft und kräftig, obwohl er nicht erhitzt war; es war vielmehr die Farbe frischer Gesundheit. Auf allen Bildern, die ich von ihm gesehen habe, hat er ein längliches, spitz zulaufendes Kinn; im Gegenteil fand ich den unteren Teil seines Gesichtes sehr voll. Allerdings kann ich nicht sagen, ob es die Folge einer Schwellung war oder ob er bei der Pflege, die er sich seit einigen Monaten gönnt, voller geworden ist. Mitten in der Unterhaltung erhob er den Kopf und nahm die Schultern auffällig zurück. Von da ab hielt er den Kopf viel gerader, als er ihn sonst tragen soll, obwohl er sich nicht die ganze Zeit lang so hielt. Sein Gang ist schwerfällig, langsam und unbeholfen, und während der ganzen Unterredung, die 2¼ Stunden währte, machte er nur wenige Schritte. Aber wenn ich so sagen darf: er machte sie nur zufällig, wenn die Lebhaftigkeit der Unterhaltung ihn fortzureißen schien . . .

[1] Claude Carloman de Rulhière (1735—1791), französischer Historiker. Als Legationssekretär in Petersburg war er 1762 Augenzeuge der Thronbesteigung Katharinas II., die er in seinen „Anecdotes sur la révolution de Russie" schilderte. Außerdem verfaßte er im Auftrage des französischen Hofes die Geschichte der polnischen Wirren, die 1772 zur ersten Teilung Polens führten („Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette République"). Auf einer Studienreise nach Polen begriffen, weilte er 1776 in Berlin. Die Darstellung der Audienz nach Rulhières Bericht vom 15. Oktober 1776 (gedruckt in der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen", Bd. 38, S. 350f.; Berlin 1920).

[2] Vom 20. bis 23. September fanden die Herbstmanöver bei Potsdam statt.

Digitized by Google

Dichtkunſt, Jeſuiten, Theater, Erziehung, literariſche Anekdoten bildeten den Geſprächsſtoff. Die wichtigſten Punkte waren folgende. Er glaubt, daß man in Frankreich die Vertreibung der Jeſuiten bereut[1] und daß man nie einen Erſatz für ihre nützlichen Eigenſchaften finden wird. Ihr Schulunterricht wurde

ſtets im gleichen Geiſt und nach den gleichen Methoden geleitet; jetzt aber wird alles von der Willkür der einzelnen Lehrer abhängen. Er ſelbſt hat ſie in ſeinem Staate behalten, indem er ſie Namen und Tracht wechſeln ließ. Er hat ſie in ſeinen Schulen bewahrt mit der ganzen Stufenfolge der Regenten, Präfekten und Rektoren. In ſeinem Land haben ſie nichts von dem getan, was ihnen wo anders zur Laſt gelegt wurde. Man braucht ſie nur am Zügel zu halten und nicht zu dulden, daß ſie ſich in die Staatsgeſchäfte miſchen. Sie hätten dadurch ihr Glück gemacht, daß ſie keine Biſchofsſitze verlangten, und gerade das hätte ſie gefährlich gemacht, da ſie nichts für ſich begehrten und eben dadurch zu Beichtvätern aller Könige geworden wären. Er freilich beichtete nie.

Mit großer Verachtung ſprach er von den Polen und gab mir eine kleine Anekdote zum beſten, auf die ich ihn ſelbſt brachte. Er hat nämlich ein komiſches Heldengedicht auf ſie verfaßt und ſagte mir, daß er es vor drei Jahren vollendet hätte[2].

[1] Während ſeit 1764 die Jeſuiten aus Frankreich vertrieben waren, hatte König Friedrich ihnen in ſeinen Landen eine Freiſtatt gewährt (vgl. S. 142 und 162).

[2] Der „Konföderiertenkrieg", in den Jahren 1771—72 entſtanden, iſt eine politiſche Satire. Friedrich ſchildert darin die mit dem Tode König Auguſts III. (1763) einſetzenden inneren und

Digitized by Google

Er fragte mich, ob Herr von Maurepas[1] bei seiner großen Arbeitslast stets seinen Frohsinn bewahrte und noch so gesellig wäre wie sonst.

Etwas fiel mir besonders auf: sein unverminderter Groll auf die Marquise von Pompadour. Besonders zur Entladung kam dieser Groll, als er mir einige Anekdoten über den Bruch seines Bündnisses mit Frankreich erzählte[2].

Schließlich sprach er wiederholt von meinem Werk über die Revolution in Rußland[3]. Er schien neugierig darauf, aber anscheinend nicht so sehr, daß er es zu lesen wünschte.

Generalmajor Graf Goertz[4]

(4. Januar 1778)

Friedrich der Große erhielt die Nachricht vom Tode des bayrischen Kurfürsten am 3. Januar[5] in Berlin, wo er sich zu dieser Zeit aufzuhalten pflegte. Am selben Tage fiel seine Wahl auf den Grafen Goertz. Er ließ seinen Bruder, den General, insgeheim nach Potsdam berufen und gab ihm den Befehl, sich zur Nacht nach Berlin ins Schloß zu begeben, um mit ihm zu sprechen.

Der König sagte zu ihm, er habe soeben die Nachricht vom Tode des Kurfürsten von Bayern erhalten und brauchte einen Mann, der unauffällig nach Mannheim und Zweibrücken reiste, um ihm sichere Nachrichten über die

äußeren Wirren in Polen. Von der Zarin Katharina II. auf den Thron erhoben, wird sein Nachfolger Stanislaus II. August Poniatowski zum blinden Werkzeug der im Lande willkürlich schaltenden Russen, und Polen selbst wird zum Schauplatz „fanatischer" Kämpfe zwischen den „Konföderationen" (Adelsbünden), die sich für und gegen Rußland bilden. Das Gedicht schließt mit dem Ausblick auf die Teilung Polens.

[1] Jean Frédéric Phélypeaux, Graf Maurepas (1701—1781), seit 1774 französischer Premierminister.

[2] Wesentlich die Marquise von Pompadour, die Gunstdame König Ludwigs XV., hatte es dahin gebracht, daß das 1741 geschlossene und 1756 ablaufende Bündnis mit Preußen nicht erneuert wurde und Frankreich vielmehr auf die Seite Österreichs trat (vgl. S. 53 Anm. 1).

[3] Vgl. oben S. 166 Anm. 1.

[4] Als am 30. Dezember 1777 Kurfürst Maximilian III. Joseph kinderlos gestorben war, erhob Kaiser Joseph II. sofort Ansprüche auf die bayrische Erbschaft. König Friedrich war entschlossen, ihm entgegenzutreten, da ein solcher Machtzuwachs Österreichs eine Gefahr für Preußen bildete. Um sich den Vorwand zur Einmischung in den Erbstreit zu schaffen, wollte er die Erben, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz und Herzog Karl von Zweibrücken, veranlassen, bei dem Reichstag in Regensburg Verwahrung gegen das Vorgehen des Kaisers einzulegen und die preußische Hilfe anzurufen. Mit dieser Mission betraute er den ehemaligen Oberhofmeister des weimarischen Hofes, Graf Eustachius Goertz (1737—1821), dessen Bruder, Graf Karl Friedrich Adam (1733—1797), als Generalmajor und Flügeladjutant in seinen Diensten stand. So bildet die obige Unterredung Friedrichs mit dem General Goertz, über die sein Bruder in der Schrift: „Mémoire historique, relatif aux négociations qui eurent lieu en 1778 pour la succession de Bavière" (S. 9ff.; Paris 1812) berichtet, die Einleitung der preußischen Aktion gegen Österreich, die zum Bayrischen Erbfolgekrieg führte.

[5] Vielmehr am 4. Januar.

Digitized by Google

Gesinnung der Fürsten dieses Hauses zu verschaffen. Er solle feststellen, ob sie ihre Erbansprüche aufrechterhielten, ob sie sich vielleicht durch Verträge gebunden hätten, über die Se. Majestät einige unglaubwürdige Nachrichten habe, und jedenfalls, ob man nicht den einen oder anderen von ihnen, und wäre es der letzte Prinz des Hauses, dahin bringen könne, gegen jede Verletzung ihrer Rechte Verwahrung einzulegen und die Hilfe des Reiches anzurufen. Er habe die Augen auf seinen Bruder in Weimar geworfen. Da dieser keine Dienststellung mehr bekleide, möchte er, daß er seinem Bruder diesen Vorschlag mache. Ob er nicht glaube, daß jener zur Annahme dieses Auftrages geneigt sei? Er erweise ihm damit einen wesentlichen und wichtigen Dienst, müsse aber unverzüglich abreisen. Ihm läge daran, bald Bescheid zu wissen, um seine Maßregeln zu treffen. Er zweifle nicht, daß der Wiener Hof dies Ereignis benutzen und Bayern ganz oder teilweise besetzen wolle. Dadurch werde das ganze Gleichgewicht in Frage gestellt und die Freiheit und Verfassung des Reiches verletzt. Dem aber würde er sich mit aller Kraft widersetzen. Er sei entschlossen dazu und werde nicht dulden, daß auch nur ein Dorf weggenommen werde, müsse er auch die Gefahren eines Krieges auf sich nehmen, der vielleicht den Untergang des Hauses Österreich oder des seinen zur Folge haben würde.

Der General antwortete, er kenne zwar die Anhänglichkeit seines Bruders an Se. Majestät und dessen Wunsch, sie ihm durch seine Dienste zu beweisen, aber der Sicherheit und Schnelligkeit halber bäte er um die Erlaubnis, seine Befehle selbst an ihn nach Weimar überbringen zu dürfen. Der König billigte diesen Vorschlag und sagte ihm, er werde ihm zu diesem Zwecke seine Gedanken am nächsten Tage zur Mitteilung an seinen Bruder schriftlich zustellen. Sie sollten als Instruktion für diesen gelten[1].

Prinz Karl von Hessen-Kassel[2]

(Oktober 1778)

Eines Tages fragte der König mich bei Tafel in Gegenwart mehrerer Generale, nachdem er viel von dem Siebenjährigen Krieg gesprochen hatte: „Sagen Sie mir, mein lieber Prinz, aber recht aufrichtig, wo finden Sie, daß ich mich in jenem Krieg am besten gehalten habe?“

[1] Die Sendung des Grafen Eustachius Goertz führte bei dem Herzog von Zweibrücken zum Ziele, während der Pfälzer sich durch eine Konvention, die er am 3. Januar 1778 mit dem Kaiser schloß, bereits die Hände gebunden hatte.

[2] Prinz Karl (1744—1836), der zweite Sohn des regierenden Landgrafen Friedrich II., dänischer Generalfeldmarschall, machte im Gefolge des Königs den Bayrischen Erbfolgekrieg mit. Vom 23. Oktober bis Anfang November 1778 war das Hauptquartier in Jägerndorf. Die Darstellung des Prinzen nach den von ihm 1816/17 diktierten „Denkwürdigkeiten“ (übersetzt und herausgegeben von Bernhardi), S. 127 ff. (Kassel 1866).

Digitized by Google

Ich entgegnete: „Wenn Ew. Majestät es befiehlt, so werde ich meine Ansicht offen sagen. Damals, als Ew. Majestät nach der Schlacht bei Hochkirch[1] die Armee, die nach einem nächtlichen Überfall nicht anders als in Verwirrung sein konnte, auf der Anhöhe ganz nahe bei dem Schlachtfeld wieder ordnete, dadurch einen siegreichen Feind aufhielt und dann nach Neiße marschierte, welches im Begriff war, sich zu übergeben, und dort die Österreicher zur Aufhebung der Belagerung zwang, so daß Ew. Majestät die Ehre und den Gewinn des Feldzuges davontrug." Meine Antwort schien dem König Vergnügen zu machen, obgleich ich an den Gesichtern der anderen merkte, daß sie wegen meiner Kühnheit, daß ich es wagte, eine verlorene Schlacht zu erwähnen, sich entsetzt hatten.

Der König antwortete mir: „Das war nicht so schwer, wie Sie glauben. Ich dachte an die Schlacht von Soor[2]. Der Prinz Karl[3] war geschlagen und zog sich zurück. Ein Korps Sachsen von 5—6000 Mann unterstützte seine Stellung, um die Nachhut zu bilden. Meine Kavallerie machte nicht weit von dort Halt; ich eilte hin und rief: ‚Marsch, vorwärts, drauf!' Ich wurde mit Vivat! Victoria! und unaufhörlichem Rufen empfangen. Aber ich rief immer: ‚Marsch!' und niemand wollte marschieren. Ich ärgerte mich, ich prügelte, ich schlug, ich schalt, und ich denke, ich verstehe zu schelten, wenn ich ärgerlich bin; aber ich konnte diese Kavallerie keinen Schritt vorwärts bringen. Sie waren trunken von Freude und hörten mich nicht. Als ich auf den Anhöhen von Hochkirch die Armee wieder ordnete, sagte ich mir: ‚Wenn ich jenes Mal meine Truppen nicht zum Vorrücken bringen konnte, die doch meine Untertanen waren und mir den Eid geleistet hatten, so wird es diesem Schuft von Daun sicherlich nicht besser gehen'; und in der Tat griff er mich nicht in meiner Stellung an. Wenn Sie jemals das Unglück haben, geschlagen zu werden, mein lieber Prinz, was ich gewiß nicht wünsche, denn es ist eine sehr verdrießliche Sache, so rate ich Ihnen, sich alsbald auf die nächsten Anhöhen zu ziehen, zum Beispiel hier, bei Jägerndorf, auf diese Anhöhen. Dadurch macht man den Feind stutzig, der es nicht wagen will, die Schlacht, die er gewonnen hat, wieder zu verlieren." . . .

Er sprach gern von dem Siebenjährigen Krieg, indem er seine Pläne und sowohl die Unfälle als die Erfolge, welche dieselben gehabt hatten, entwickelte. Er beendigte eines Tages seine Betrachtungen, indem er sagte: „Wir waren so daran gewöhnt, beständig die Kanonen zu hören, daß wir uns zuletzt ebensowenig um sechspfündige Kugeln kümmerten, wie" — er hielt einen Augenblick inne — „wie Sie sich um Pistolenkugeln kümmern."

[1] 14. Oktober 1758 (vgl. S. 86ff. und Ges. Werke, Bd. III, S. 142ff.).
[2] 30. September 1745 (vgl. Ges. Werke, Bd. II, S. 235ff.).
[3] Prinz Karl von Lothringen.

Digitized by Google

Neujahrsempfang und Cour[1]

(Januar 1779)

Der König wohnt in einem Hause, das er gekauft hat und in dessen Garten er einen recht hübschen Pavillon errichten ließ . . . Man betritt zunächst ein Zimmer, in dem sich die Garden zu Fuß befinden, dann ein Zimmer für die Offiziere und schließlich die große Galerie, in der sich alle versammeln, die dem König ihre Aufwartung machen wollen. Alles steht am Eingang der Galerie, und an diesem Ende befindet sich der Tisch der Adjutanten, an dem sie mittags speisen, während der König sein Mahl im folgenden Zimmer einnimmt, nur mit dem Unterschied, daß ihre Mahlzeit in einer Stunde beendet ist, während die Tafel Sr. Majestät bisweilen 4 bis 5 Stunden hintereinander dauert.

Beim Eintritt in die Galerie fanden wir schon eine ganze Anzahl von Leuten versammelt. Graf Finck[2] rief uns, den Marquis du Bois de la Motte und mich. Wir drängten uns durch den Schwarm und folgten ihm bis zur Mitte des Raumes. Nachdem wir dem Prinzen von Preußen[3], der sich beim Beginn des Empfanges stets dort befindet, unsere Verbeugung gemacht hatten, gelangten wir zum anderen Ende der Galerie, wo die Tür ist, durch die der König eintritt. Dort warteten wir eine gute halbe Stunde. Wir waren nur unserer drei und standen wie auf dem Theater der ganzen Zuschauermenge am Ende der Galerie gegenüber. Der einzige königliche Prunk drückte sich durch zwei Pagen aus, die vor der Tür des Königs standen.

Endlich geht die Tür auf und der König erscheint. Graf Finck nähert sich mit dem Marquis du Bois de la Motte und stellt vor. Der König sprach mit ihm von seiner Gattin und fragte ihn lachend, ob er schon Kinder habe. Während er mit ihm redete, hielt der König den Blick auf mich geheftet. Sobald ich sah, daß die Unterhaltung ihrem Ende entgegenging, trat ich näher und wurde gleichfalls vom Grafen Finck vorgestellt. Der König fragte mich, wie lange ich schon im Lande sei. Ich antwortete ihm sehr kurz und schnell, es seien schon sechs Jahre. Der König pflegt sehr schnell zu sprechen und von einem Thema aufs andere so rasch überzugehen, daß man kaum Zeit zur Antwort hat. Er fragte mich, ob ich im Heeresdienst sei. Nur insofern, antwortete ich, als ich einen Auftrag für das Regiment des Vicomte de Laval hätte.

„So haben Sie nicht gedient?" fuhr der König fort.

Ich gab ihm ungefähr die gleiche Antwort.

[1] Nach den Aufzeichnungen („Lettres et journal") des französischen Legationssekretärs am Berliner Hofe, Chevalier de Gaussen (Berlin, Geheimes Staatsarchiv). Er befand sich damals im Winterquartier des Königs in Breslau.

[2] Karl Wilhelm Graf Finck von Finckenstein (1714—1800), Etats- und Kabinettsminister.

[3] Vgl. S. 135.

Digitized by Google

„Sie sind nur zu diplomatischen Sendungen verwandt worden? Ist dies die erste?“

Ich bejahte beides. Darauf grüßte er uns und ging nach dem anderen Ende der Galerie, nachdem er dem Gouverneur[1] die Parole gegeben hatte. Dort sprach er mit dem Fürsten Repnin[2], dann mit dem Marquis de Pons und dem Grafen Fontana[3]. Inzwischen schlängelten wir uns an den Wänden entlang, um uns in dem Kreis zu verlieren, in dem der König stand. Er blieb nur zehn Minuten, dann grüßte er die ganze Versammlung und ging auf der Fensterseite ziemlich langsam zurück. An der Tür, deren einen Flügel ein Page öffnete, drehte er sich um, verneigte sich nochmals vor dem ganzen Kreis, und die Tür schloß sich hinter ihm . . .

Am Mittwoch, dem 13., war Cour. Der König erschien um 11 Uhr. Beim Eintreten sprach er mit dem General Tauentzien. Wie ich nachher erfuhr, erzählte er ihm von einem kleinen Erfolge, den seine Truppen in Oberschlesien davon getragen hatten, wo sie ein paar Vorpostenstellungen mit dem Bajonett genommen hatten. Dann näherte Se. Majestät sich dem Kreise und sprach mit dem Fürsten Repnin über seinen Unfall; er hatte sich bei der Abreise aus Petersburg die Rippen gequetscht. Danach fing er an von dem Winter zu sprechen, wandte sich an den Marquis de Pons und äußerte zu mir, die Jahreszeit, obwohl sehr milde, wäre für Paris sehr streng. Darauf ging er zu dem Klima von Südfrankreich über und sagte, die Engländer reisten nach Marseille, um sich vom Spleen zu kurieren. Anläßlich dieser Krankheit erzählte er die Geschichte Domenicos, des berühmten Arlecchino der italienischen Stegreifkomödie, der die anderen zum Lachen brächte, aber selber an Anfällen von Schwermut litte. Ein Arzt, den er konsultierte, verschrieb ihm mehrere Mittel gegen diese Krankheit, aber er sagte, er hätte sie schon umsonst angewandt. Als letztes empfahl er ihm, sich den Arlecchino der italienischen Komödie anzusehen. „Der bin ich selbst,“ entgegnete Domenico, „somit hilft dies Mittel bei mir nichts.“

Nach dieser Anekdote verbeugte sich der König zweimal und ging.

[1] Bogislav Friedrich von Tauentzien (1710—1791), General der Infanterie.

[2] Fürst Nikolaus Repnin, russischer General, war der Führer eines Hilfskorps, das zu den Preußen stoßen sollte.

[3] Der französische und der sardinische Gesandte.

Digitized by Google

Der König auf Reisen[1]

(23. Juli 1779)

Den 23. Julius 1779 geruhten Ihro Majestät der König, nach denen im Rhinluch bei Neustadt an der Dosse neu angelegten Kolonien, die Ihro Majestät auf eigene Kosten aus einem öden Bruch haben urbar machen lassen, und wo anitzt 308 Familien wohnen, eine Reise vorzunehmen. Ihro Majestät reisten des Morgens um 5 Uhr von Potsdam ab... Bis Seelenhorst hatte der Amtsrat Sach zu Königshorst Ihro Majestät vorgeritten; die Reihe traf nun mich. Um 8 Uhr des Morgens kamen Ihro Majestät auf Seelenhorst an, hatten den Herrn General Grafen von Goertz[2] im Wagen bei sich. Ihro Majestät sprachen bei der Umspannung mit den Zietenschen Husaren-Offiziers, die auf den umliegenden Dörfern auf Grasung standen[3], bemerkten mich nicht. Weil die Dämme zu schmal sind, so konnte ich neben dem Wagen nicht reiten. In Dechtow bekamen Ihro Majestät den Herrn Rittmeister von Zieten, dem Dechtow gehört, zu sehn und behielten neben dem Wagen ihn bei sich, bis dahin, wo die Dechtowsche Feldmark zu Ende geht. Hier wurde wieder umgespannt.

Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, welchem das Gut Carwesee zum Teil gehört, befand sich hier mit seiner Familie, ging an den Wagen heran:

[1] Der Oberamtmann Fromme in Fehrbellin und Linum verfaßte obigen Bericht auf Wunsch seines Oheims, des Dichters Gleim, der ihn herausgab unter dem Titel: „Reisegespräch des Königs im Jahr 1779" (Halberstadt 1784).

[2] Vgl. S. 168.

[3] Die Pferde der Kavallerie wurden im Sommer „auf Grasung", d. h. auf die Weide, geschickt.

Digitized by Google

Rathenow. Untertänigster Knecht, Ihro Majestät!

Der König. Wer seid Ihr?

Rathenow. Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Carwesee.

Der König (Die Hände faltend). Mein Gott! lieber Rathenow, lebt Er noch? Ich dacht', Er wäre längst tot. Wie geht es Ihm? Ist Er gesund?

Rathenow. O ja, Ihro Majestät.

Der König. Aber, mein Gott, wie dick ist Er geworden!

Rathenow. Ja, Ihro Majestät, Essen und Trinken schmeckt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort.

Der König. Ja! das geht mir auch so. Ist Er verheiratet?

Rathenow. Ja, Ihro Majestät!

Der König. Ist Seine Frau mit unter den Damen dort?

Rathenow. Ja, Ihro Majestät!

Der König. Laß Er sie doch herkommen! (Sogleich den Hut ab.) Ich find' an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund.

Frau von Rathenow. Sehr viel Gnade für meinen Mann!

Der König. Was sind Sie für eine Geborene?

Frau von Rathenow. Ein Fräulein von Kröcher.

Der König. Haha! Eine Tochter vom General von Kröcher[1]?

Frau von Rathenow. Ja, Ihro Majestät.

Der König. O, den hab' ich recht gut gekannt. Hat Er auch Kinder, Rathenow?

Rathenow. Ja, Ihro Majestät! Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter!

Der König. Na, das freut mich. Leb' Er wohl, mein lieber Rathenow! Leb' Er wohl!

Nun ging der Weg auf Fehrbellin, und ritt der Förster Brand als Forstbedienter mit. Als wir an einen Fleck von Sandschellen kamen, die vor Fehrbellin liegen, riefen Ihro Majestät: Förster, warum sind die Sandschellen nicht besät?

Der Förster. Ihro Majestät, sie gehören nicht zur Königlichen Forst; sie gehören mit zum Acker. Zum Teil besäen die Leute sie mit allerlei Getreide. Hier, rechter Hand, haben sie Kienäpfel gesät!

Der König. Wer hat die gesät?

Der Förster. Hier der Oberamtmann!

Der König (zu mir). Na, sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis[2], daß die Sandschellen besät werden sollen. (Zum Förster). Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesät werden müssen?

Der Förster. O ja, Ihro Majestät!

[1] Generalleutnant von Kröcher (gest. 1748); vgl. oben S. 13 Anm. 2.

[2] Friedrich Gottlieb Michaelis, Direktor der Kurmärkischen Kammer.

Digitized by Google

Der König. Na! wie werden sie gesät, von Morgen gegen Abend oder von Abend gegen Morgen?

Der Förster. Von Abend gegen Morgen.

Der König. Das ist recht, aber warum?

Der Förster. Weil aus dem Abend die meisten Winde kommen.

Der König. Das ist recht!

Nun kamen Ihro Majestät zu Fehrbellin an, sprachen daselbst mit dem Lieutenant Probst vom Zietenschen Husarenregiment und mit dem Fehrbellinischen Postmeister, Hauptmann von Mosch. Als angespannt war, wurde die Reise fortgesetzt, und da Ihro Majestät gleich an meinen Graben, die im Fehrbellinischen Luch auf königliche Kosten gemacht sind, vorbeifuhren, so ritt ich an den Wagen und sagte:

Ihro Majestät, das sind schon zwei neue Graben, die wir durch Ihro Majestät Gnade hier erhalten haben und die das Luch trocken erhalten.

Der König. So, so; das ist mir lieb! Wer seid Ihr?

Fromme. Ihro Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.

Der König. Wie heißt Ihr?

Fromme. Fromme.

Der König. Ha, ha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrat Fromme?

Fromme. Ihro Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrat im Amt Lähme gewesen.

Der König. Amtsrat, Amtsrat! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrat gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen?

Fromme. O ja, Ihro Majestät!

Der König. Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorfahr[1]?

Fromme. Ja, Ihro Majestät! Auf diesem Vorwerk halt' ich 40, auf allen Vorwerken 70 Kühe mehr!

Der König. Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend?

Fromme. Nein, Ihro Majestät!

Der König. Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt?

Fromme. Ja.

Der König. Braucht nur fein fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen.

Fromme. Ja, Ihro Majestät, das brauch' ich auch; aber Küchensalz tut beinah eben die Dienste.

Der König. Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hinhangen, daß es dran lecken kann.

Fromme. Ja, es soll geschehen.

Der König. Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen?

Fromme. O ja, Ihro Majestät. Hier liegt die Kremmensee. Wenn selbige abgegraben würde, so bekämen Ihro Majestät an 1800 Morgen Wiesenwachs,

[1] Vorgänger.

Digitized by Google

wo Kolonisten könnten angesetzt werden, und würde die ganze Gegend hier schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen würde; auch könnte vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin kommen.

Der König. Das glaub' ich! Ihr werdet aber wohl bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruiniert, wenigstens die Gutsherren des Terrains, nicht wahr?

Fromme. Ihro Majestät halten zu Gnaden: das Terrain gehört zum Königlichen Forst und stehen nur Birken drauf.

Der König. O, wenn weiter nichts ist wie Birkenholz, so kann's geschehen. Allein Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne den Wirt machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen.

Fromme. Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen. Denn erstlich können Ihro Majestät sicher drauf rechnen, daß 1800 Morgen von der See gewonnen werden; das wären 36 Kolonisten, jeder zu 50 Morgen. Wird nun ein kleiner, leidlicher Zoll auf das Floßholz gelegt und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passieren, so wird das Kapital sich gut verzinsen.

Der König. Na, sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis! Der Mann versteht's, und ich will Euch raten, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzusetzen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonien, sondern wenn's nur 2 oder 3 Familien sind, so könnt Ihr's immer mit dem Mann abmachen!

Fromme. Es soll geschehen, Ihro Majestät.

Der König. Kann ich hier nicht Wustrow[1] liegen sehn?

Fromme. Ja, Ihro Majestät; hier rechts, das ist's.

Der König. Ist der General zu Hause?

Fromme. Ja.

Der König. Woher wißt Ihr das?

Fromme. Ihro Majestät, der Rittmeister von Lestock liegt in meinem Dorf auf Grasung, und da schickten der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ich's.

Der König. Hat der General von Zieten auch bei der Abgrabung des Luchs gewonnen?

Fromme. O ja, die Meierei hier rechts hat er gebaut und eine Kuh-Molkerei angelegt, welches er nicht gekonnt hätte, wenn das Luch nicht abgegraben wäre.

Der König. Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin?

Fromme. Honig.

Der König. Wie lang ist er da?

Fromme. Seit Trinitatis.

[1] Das Familiengut des Generals Hans Joachim von Zieten.

Digitized by Google

Friedrich der Grosse und Joseph II. in Neisse
Holzschnitt von Menzel

Digitized by Google

Digitized by Google

Der König. Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen?

Fromme. Kanonikus (Domherr).

Der König. Kanonikus, Kanonikus? Wie führt der Teufel zum Beamten den Kanonikus?

Fromme. Ihro Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat und gern die Ehre haben will, Beamter von Ihro Majestät zu sein.

Der König. Warum ist aber der Alte nicht geblieben?

Fromme. Ist gestorben.

Der König. So hätte doch die Witwe das Amt behalten können.

Fromme. Ist in Armut geraten.

Der König. Durch Frauenswirtschaft!

Fromme. Ihro Majestät verzeihen, sie wirtschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zugrunde gerichtet; die können den besten Wirt zurücksetzen. Ich selber habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt und habe keine Remission[1] erhalten; ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen.

Der König. Mein Sohn, heut hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.

Fromme. Das ist schon eben ein Unglück, daß der Geheime Rat Michaelis den Schaden auch hat!

Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück; ich glaubte, Ihro Majestät würden die Antwort ungnädig nehmen.

Der König. Na, Amtmann, vorwärts! Bleibt beim Wagen, aber nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut.

(Diese letzten Worte wiederholten Ihro Majestät wenigstens zehnmal auf der Reise.)

Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da? rechts!

Fromme. Langen.

Der König. Wem gehört's?

Fromme. Ein Drittel Ihro Majestät unter dem Amte Alt-Ruppin; ein Drittel dem Herrn von Hagen; dann hat der Dom zu Berlin auch Untertanen darin.

Der König. Ihr irrt Euch, der Dom zu Magdeburg!

Fromme. Ihro Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin.

Der König. Es ist aber nicht wahr: der Dom zu Berlin hat keine Untertanen.

Fromme. Ihro Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Carwesee 3 Untertanen.

Der König. Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg.

Fromme. Ihro Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind.

[1] Herabsetzung der Pacht.

Digitized by Google

Der König. Ja, dann habt Ihr recht! Sagt mir einmal: hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich aber nicht auf den Namen beſinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen.

Fromme. Buſchow, Rodensleben, Sommerfeld, Beetz, Carwe —

Der König. Recht! Carwe. Wem gehört das Gut?

Fromme. Dem Herrn von Kneſebeck.

Der König. Iſt er in Dienſten geweſen?

Fromme. Ja. Lieutenant oder Fähnrich unter der Garde.

Der König. Unter der Garde? (An den Fingern zählend.) Ihr habt recht, er iſt Lieutenant unter der Garde geweſen! Das freut mich ſehr, daß das Gut noch in Kneſebeckſchen Händen iſt. Na! ſagt mir einmal, der Weg, ſo hier den Berg hinauf geht, geht nach Ruppin, und hier links iſt die große Straße nach Hamburg?

Fromme. Ja, Ihro Majeſtät!

Der König. Wißt Ihr, wie lang es iſt, daß ich nicht bin hier geweſen?

Fromme. Nein.

Der König. Das ſind 43 Jahr! Kann ich Ruppin liegen ſehen?

Fromme. Ja, Ihro Majeſtät! Der Turm, ſo hier rechts über die Tannen herüber ſieht, iſt Ruppin.

Digitized by Google

Der König (mit dem Glas aus dem Wagen lehnend). Ja, ja! Das ist er, ich kenn' ihn noch. Kann ich Dramnitz liegen sehen?

Fromme. Nein, Ihro Majestät. Dramnitz liegt zu weit links, dicht an Kyritz.

Der König. Werden wir's nicht sehen, wenn wir besser hinkommen?

Fromme. Es könnte sein, bei Neustadt, aber ich zweifle.

Der König. Das ist schade! Kann ich Pechlin liegen sehen?

Fromme. Jetzt nicht, Ihro Majestät; es liegt zu sehr im Grunde. Wer weiß, ob es Ihro Majestät gar werden sehen können.

Der König. Na, gebt Achtung, und wenn Ihr's seht, so sagt's! Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?

Fromme. In Protzen beim Vorspann wird er sein.

Der König. Können wir noch nicht Pechlin liegen sehen?

Fromme. Nein.

Der König. Wem gehört's jetzt?

Fromme. Einem gewissen Schönermark.

Der König. Ist er von Adel?

Fromme. Nein.

Der König. Wer hat's vor ihm gehabt?

Fromme. Der Feldjäger Ahrens; der hat's von seinem Vater ererbt. Das Gut ist immer in bürgerlicher Familie gewesen.

Der König. Das weiß ich. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Walchow.

Der König. Wem gehört's?

Fromme. Ihnen, Ihro Majestät, unter dem Amt Alt-Ruppin.

Der König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Protzen.

Der König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Herrn von Kleist.

Der König. Was ist das für ein Kleist?

Fromme. Ein Sohn vom General Kleist.

Der König. Von was für einem General Kleist?

Fromme. Der Bruder von ihm ist Flügeladjutant bei Ihro Majestät gewesen und steht jetzt zu Magdeburg beim Kalckſteinschen Regiment, als Obristlieutenant.

Der König. Ha, ha! Von dem? Die Kleiste kenn' ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät, er ist Fähnrich gewesen unter dem Prinz Ferdinandschen Regiment.

Der König. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?

Fromme. Das weiß ich nicht.

Digitized by Google

Der König. Ihr könnt's mir sagen; ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?

Fromme. Ihro Majestät, ich kann's wirklich nicht sagen.

Nun waren wir an Protzen heran. Ich wurde gewahr, daß der alte General Zieten in Protzen vor dem Edelhof stand. Ich ritt an den Wagen heran und sagte:

Ihro Majestät, der Herr General von Zieten sind auch hier.

Der König. Wo? wo? O, reitet vor und sagt's den Leuten, sie sollen stillhalten; ich will aussteigen.

Nun stiegen Ihro Majestät hier aus und freuten sich außerordentlich über die Anwesenheit des Herrn Generals von Zieten, sprachen mit ihm und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sachen, ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen, ob er die Viehseuche gehabt, und empfahl das Steinsalz gegen die Viehseuche.

Mit einemmal gingen Ihro Majestät beiseite, kamen wieder und riefen:

Amtmann! (dicht am Ohr). Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rock?

Fromme (ich ebenfalls dicht am Ohr). Ihro Majestät, es ist der Landrat von Quast vom Ruppinischen Kreise.

Der König. Schon gut!

Nun gingen Ihro Majestät wieder zum General von Zieten und Herrn von Kleist und sprachen von verschiedenen Sachen. Herr von Kleist präsentierte Seiner Majestät sehr schöne Früchte. Sie bedankten sich; mit einemmal drehten Sie sich um und sagten:

Serviteur, Herr Landrat!

Als nun selbiger auf Ihro Majestät zugehen wollte, sagten Ihro Majestät:

Bleib Er nur da, ich kenn' Ihn, Er ist der Landrat von Quast!

Nun war angespannt. Ihro Majestät nahmen recht zärtlichen Abschied von dem alten General von Zieten, empfahlen sich den übrigen und fuhren fort. Ob nun wohl Ihro Majestät in Protzen die Früchte nicht annahmen, so nahmen doch Dieselben, sowie wir aus Protzen waren, ein Butterbrot für sich und für den Herrn General Grafen von Goertz aus der Wagentasche und aßen während dem Fahren immer Pfirsich. Beim Wegfahren glaubten Ihro Majestät, ich würde zurückbleiben, und riefen aus dem Wagen:

Amtmann, kommt mit! Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?

Fromme. Er wird vermutlich krank sein, sonst wäre er in Protzen beim Vorspann gewesen.

Der König. Na! Sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Protzen seinen Abschied genommen?

Fromme. Nein, Ihro Majestät, ich weiß es wahrhaftig nicht.

Der König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Manker.

Der König. Wem gehört's?

Fromme. Ihnen, Ihro Majestät, unter dem Amt Alt-Ruppin.

Der König. Hört einmal, wie seid Ihr mit der Ernte zufrieden?

Fromme. Sehr gut, Ihro Majestät.

Der König. Sehr gut? Und mir haben sie gesagt, sehr schlecht!

Fromme. Ihro Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren; aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden beim Wintergetreide reichlich ersetzt.

Digitized by Google

Nun sahen Ihro Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel.

Der König. Es ist eine gute Ernte, Ihr habt recht; es steht ja Mandel bei Mandel hier!

Fromme. Ja, Ihro Majestät; und hier setzen die Leute noch dazu Stiege.

Der König. Was ist das, Stiege?

Fromme. Das sind zwanzig Garben zusammengesetzt.

Der König. O, es ist unstreitig eine gute Ernte. Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Protzen seinen Abschied genommen?

Fromme. Ihro Majestät, ich weiß es nicht! Mir deucht, er hat vom Vater müssen die Güter annehmen. Eine andere Ursach' weiß ich nicht.

Der König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Garz.

Der König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Kriegsrat von Quast.

Der König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Kriegsrat von Quast.

Der König. Ei was! Ich will von keinem Kriegsrat was wissen! Wem gehört das Gut?

Fromme. Dem Herrn von Quast.

Der König. Na, das ist recht geantwortet!

Nun kamen Ihro Majestät in Garz an. Die Umspannung besorgte Herr von Lüderitz aus Nackel, als erster Deputierter des ruppinischen Kreises. Dieser hatte einen Hut auf mit einer weißen Feder. Als nun die Anspannung geschehen war, ging die Reise gleich fort.

Der König. Wem gehört das Gut hier links?

Fromme. Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nackel.

Der König. Was ist das für ein Lüderitz?

Fromme. Ihro Majestät, der in Garz beim Vorspann war.

Der König. Haha! Der Herr mit der weißen Feder. Sät Ihr auch Weizen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Wieviel habt Ihr ausgesät?

Fromme. Drei Wispel, zwölf Scheffel.

Der König. Wieviel hat Euer Vorfahr ausgesät?

Fromme. Vier Scheffel.

Der König. Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr sät als Euer Vorfahr?

Fromme. Wie ich schon die Gnade gehabt, Ihro Majestät zu sagen, daß ich 70 Stück Kühe mehr halte wie mein Vorfahr, mithin meinen Acker besser instand durch Dünger setzen und Weizen säen kann.

Der König. Aber warum baut Ihr keinen Hanf?

Fromme. Er gerät hier nicht. In kaltem Klima gerät er besser. Unsre Seiler können den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen und besser, als ich ihn bauen kann.

Der König. Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsätet?

Digitized by Google

Fromme. Weizen.

Der König. Warum baut Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?

Fromme. Er will nicht fort; der Boden ist nicht gut genug.

Der König. Das sagt Ihr nur so: Ihr hättet sollen die Probe machen.

Fromme. Das hab' ich getan; allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich viele Proben nicht machen; denn wenn sie fehlschlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein.

Der König. Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut hinbringen?

Fromme. Weizen.

Der König. Na, so bleibt beim Weizen! Eure Untertanen müssen recht gut im Stande sein?

Fromme. Ja, Ihro Majestät! Ich kann aus dem Hypothekenbuche beweisen, daß sie an 50 000 Taler Kapital haben.

Der König. Das ist gut.

Fromme. Vor drei Jahren starb ein Bauer, der hatte 11 000 Taler in der Bank.

Der König. Wieviel?

Fromme. 11 000 Taler.

Der König. So müßt Ihr sie auch immer erhalten.

Fromme. Ja! Es ist recht gut, Ihro Majestät, daß der Untertan Geld hat; aber er wird auch übermütig, wie die hiesigen Untertanen, welche mich schon siebenmal bei Ihro Majestät verklagt haben, um vom Hofdienst frei zu sein.

Der König. Sie werden auch wohl Ursach' dazu gehabt haben!

Fromme. Sie werden gnädigst verzeihen; es ist eine Untersuchung gewesen und ist befunden, daß ich die Untertanen nicht gedrückt, sondern immer recht gehabt und sie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe. Dennoch bleibt die Sache, wie sie ist: die Bauern werden nicht bestraft; Ihro Majestät geben den Untertanen immer recht, und der arme Beamte muß unrecht haben!

Der König. Ja! Daß Ihr recht bekommt, mein Sohn, das glaub' ich wohl: Ihr werdet Euerm Departementsrat brav viel Butter, Kapaunen und Puters schicken.

Fromme. Nein, Ihro Majestät, das kann man nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andere Sachen nicht einen Groschen Geld einnähme, wovon sollte man die Pacht bezahlen?

Der König. Wohin verkauft Ihr Eure Butter, Kapaunen und Puters?

Fromme. Nach Berlin.

Der König. Warum nicht nach Ruppin?

Fromme. Die mehresten Bürger halten Kühe, so viel als sie zu ihrem Aufwand brauchen. Der Soldat ißt alte Butter; der kann die frische nicht bezahlen.

Digitized by Google

Der König. Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?

Fromme. Vier Groschen für das Pfund. Der ruppinische Soldat aber kauft die alte Butter für zwei das Pfund.

Der König. Aber Eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen?

Fromme. Beim ganzen Regiment sind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel; und die Bürger leben nicht delikat; die danken Gott, wenn sie Schweinefleisch haben.

Der König. Ja, da habt Ihr recht. Die Berliner essen gern was Delikates. Na, macht mit den Untertanen, was Ihr wollt; nur drückt sie nicht!

Fromme. Ihro Majestät, das wird mir nicht einfallen und keinem rechtschaffenen Beamten.

Der König. Sagt mir einmal, wo liegt hier Stölln?

Fromme. Stölln können Ihro Majestät nicht sehen. Die großen Berge dort links sind die Berge bei Stölln, auf welchen Ihro Majestät alle Kolonien übersehen können!

Der König. So? Das ist gut! Dann reitet mit bis dahin.

Nun kamen Ihro Majestät an eine Menge Bauern, die Roggen mähten, zwei Glieder machten, die Sensen strichen und Ihro Majestät so durchfahren ließen.

Der König. Was, Teufel, wollen die Leute? Die wollen wohl gar Geld von mir haben?

Fromme. O nein, Ihro Majestät! Sie sind voll Freuden, daß Sie so gnädig sind und die hiesige Gegend bereisen.

Der König. Ich werd' ihnen auch nichts geben! Wie heißt das Dorf hier vorn?

Fromme. Barsikow.

Der König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Herrn von Mützschefahl.

Der König. Was ist das für ein Mützschefahl?

Fromme. Er ist Major gewesen unter dem Regiment, das Ihro Majestät als Kronprinz gehabt haben.

Der König. Mein Gott! Lebt der noch?

Fromme. Nein, er ist tot, die Tochter hat das Gut.

Nun kamen wir ins Dorf Barsikow, wo der Edelhof eingefallen ist.

Der König. Hört! Ist das der Edelhof?

Fromme. Ja.

Der König. Das sieht ja elend aus.

Nun kam die Mützschefahlische Tochter, die einen mecklenburgischen Edelmann, Herrn von Kriegsheim, geheiratet hat, beim Umspannen an den Wagen. Selbiger kam darum ins Land: der König hat ihnen eine Kolonie von 200 Morgen geschenkt. Als sie an den Wagen kam, überreichte sie Ihro Majestät etliche Früchte. Ihro Majestät bedankten sich dafür, fragten, wer ihr Vater gewesen, wann er gestorben sei usw. Mit einemmal präsentierte sie ihren Mann, bedankte

Digitized by Google

sich für die 200 Morgen, stieg auf den Tritt am Wagen, wollte Seiner Majestät wo nicht die Hand, doch den Rock küssen.

Ihro Majestät setzten sich ganz auf die andere Seite vom Wagen und riefen:

Laß Sie sein, laß Sie sein, meine Tochter! Es ist schon gut! Amtmann, macht, daß wir fortkommen!

Der König. Hört einmal: den Leuten geht's hier wohl nicht gut?

Fromme. Recht schlecht, Ihro Majestät! Es ist die größte Armut.

Der König. Das ist mir leid! Sagt mir doch; es wohnte hier vor diesem ein Landrat. Er hatte viel Kinder: könnt Ihr Euch nicht auf ihn besinnen?

Fromme. Es wird der Landrat von Gorgas zu Ganser gewesen sein.

Der König. Ja, ja! Der ist's gewesen. Ist er schon tot?

Fromme. Ja, Ihro Majestät. Er ist gestorben 1771; und es war besonders: in vierzehn Tagen starb er, seine Frau, die Fräulein und vier Söhne. Die andern vier mußten eben die Krankheit ausstehen, die wie ein hitzig Fieber war, und obwohl die Söhne, weil sie in Diensten waren, in verschiedenen Garnisonen standen und kein Bruder zum andern kam, so bekamen sie alle vier doch dieselbe Krankheit und kamen nur so eben mit dem Leben davon.

Der König. Das ist ein verzweifelter Umstand gewesen. Wo sind die noch lebenden vier Söhne?

Fromme. Einer unter Zieten-Husaren, einer unter den Gensdarmes. Einer ist unter dem Prinz Ferdinandschen Regiment gewesen und wohnt auf dem Gute Derschau. Der vierte ist der Schwiegersohn vom Herrn General von Zieten. Er war Lieutenant beim Zietenschen Regiment; Ihro Majestät haben ihm aber in diesem letzten Kriege wegen seiner Kränklichkeit den Abschied gegeben; nun wohnt er in Ganser.

Der König. So? Ist das schon einer von den Gorgassen? Macht Ihr sonst noch Proben mit ausländischem Getreide?

Fromme. O ja! Dieses Jahr hab' ich spanische Gerste gesät. Allein sie will nicht recht einschlagen; ich gehe wieder ab. Aber den holsteinischen Staudenroggen find' ich gut!

Der König. Was ist das für Roggen?

Fromme. Er wächst im Holsteinischen in der Niederung. Unterm zehnten Korn hab' ich ihn noch nicht gehabt.

Der König. Nu, nu! Nicht gleich das zehnte Korn!

Fromme. Das ist nicht viel. Belieben Ihro Majestät den Herrn General von Goertz zu fragen, die werden Ihnen sagen, daß dies im Holsteinischen nicht viel ist.

Nun sprachen sie in dem Wagen eine Weile von dem Roggen.

Mit einemmal riefen Ihro Majestät aus dem Wagen: Na! So bleibt bei dem holsteinischen Staudenroggen und gebt den Untertanen auch welchen.

Fromme. Ja, Ihro Majestät.

Digitized by Google

Der König. Aber macht mir einmal eine Idee: wie hat das Luch ausgesehen, eh es abgegraben war?

Fromme. Es waren lauter hohe Hüllen, dazwischen setzte sich das Wasser. Bei den trockensten Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, sondern wir mußten's in große Mieten setzen. Im Winter nur, wenn's scharf gefroren hatte, konnten wir's herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, und die Graben, die Ihro Majestät machen lassen, ziehen das Wasser ab. Nun ist das Luch so trocken, wie Ihro Majestät sehen, und wir können unser Heu herausfahren, wann wir wollen.

Der König. Das ist gut! Halten Eure Untertanen auch mehr Vieh wie sonst?

Fromme. Ja.

Der König. Wieviel wohl mehr?

Fromme. Mancher eine Kuh, mancher zwei, nachdem es sein Vermögen gestattet.

Der König. Aber wieviel halten sie wohl sämtlich mehr? Ohngefähr nur!

Fromme. Bis 120 Stück!

Nun mußten Ihro Majestät wohl den Herrn General von Goertz gefragt haben, woher ich ihn kennte, weil ich wegen des holsteinischen Roggens zu Ihro Majestät sagte: Sie möchten nur den Herrn General nach dem Roggen fragen; und hat der Herr General vermutlich, der Wahrheit gemäß, geantwortet: daß er mich im Holsteinischen kennengelernt und daß ich daselbst Pferde gekauft hätte, auch in Potsdam mit Pferden gewesen wäre.

Mit einmal sagten Ihro Majestät:

Hört! Ich weiß, Ihr seid ein Liebhaber von Pferden. Geht aber ab davon und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei finden.

Fromme. Ihro Majestät, ich handle nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe mir nur etliche Füllen alle Jahr.

Der König. Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!

Fromme. O, Ihro Majestät, wenn man sich Mühe gibt, ist kein Schade bei der Pferdezucht. Ich kenne jemand, welcher vor zwei Jahren tausend Taler für einen Hengst von seinem Zuwachs bekam.

Der König. Der ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat!

Fromme. Ihro Majestät, es war ein mecklenburgischer Edelmann.

Der König. Er ist aber doch ein Narr gewesen.

Nun kamen wir auf das Territorium des Amts Neustadt, wo der Amtsrat Klausius, der das Amt in Pacht hat, auf der Grenze hielt und Ihro Majestät vorbeireisen ließ. Weil mir aber das Sprechen schon sehr sauer wurde, Ihro Majestät immer nach den Dörfern fragten, so hier in Menge sind, und ich immer den Gutsbesitzer mit nennen und sagen mußte, welche Söhne hätten im Dienst, so holt' ich den Herrn Amtsrat Klausius an den Wagen heran und sagte:

Ihro Majestät, das ist der Amtsrat Klausius vom Amt Neustadt, unter dessen Jurisdiktion die Kolonien stehen.

Der König. So, so! Das ist mir lieb! Laßt ihn herkommen! Wie heißt Ihr?

Digitized by Google

(Von hier an sprach der König das meiste mit dem Amtsrat Klausius; und ich schreibe nur, was ich selbst gehört habe.)

Der Amtsrat. Klausius!

Der König. Klau—si—us. Na, habt Ihr viel Vieh hier auf den Kolonien?

Der Amtsrat. 1887 Stück Kühe, Ihro Majestät! Es würden weit über 3000 sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre.

Der König. Vermehren sich auch die Menschen gut? Gibt's brav Kinder?

Der Amtsrat. O ja, Ihro Majestät, es sind jetzt 1576 Seelen auf den Kolonien.

Der König. Seid Ihr auch verheiratet?

Der Amtsrat. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Habt Ihr auch Kinder?

Der Amtsrat. Stiefkinder, Ihro Majestät.

Der König. Warum nicht eigene?

Der Amtsrat. Das weiß ich nicht, Ihro Majestät, wie das zugeht.

Der König (zu mir). Hört, ist die mecklenburgische Grenze noch weit von hier?

Fromme. Nur eine kleine Meile. Es sind aber nur etliche Dörfer, die mitten im Brandenburgischen liegen. Sie heißen Netzeband, Rossow usw.

Der König. Ja, ja! Sie sind mir bekannt. Das hätt' ich aber doch nicht geglaubt, daß wir so nah am Mecklenburgischen wären. (Zum Herrn Amtsrat Klausius.)

Wo seid Ihr geboren?

Der Amtsrat. Zu Neustadt an der Dosse.

Der König. Was ist Euer Vater gewesen?

Der Amtsrat. Prediger.

Der König. Sind's noch gute Leute, die Kolonisten? Die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen.

Der Amtsrat. Es geht noch an.

Der König. Wirtschaften sie gut?

Der Amtsrat. O ja, Ihro Majestät! Ihro Exzellenz der Minister von Derschau[1] haben mir auch eine Kolonie von 75 Morgen gegeben, um den andern Kolonisten mit gutem Exempel vorzugehen.

Der König (lächelnd). Haha! Mit gutem Exempel! Aber sagt mir: ich sehe ja hier kein Holz; wo holen die Kolonisten ihr Holz her?

Der Amtsrat. Aus dem Ruppinschen.

Der König. Wie weit ist das?

Der Amtsrat. Drei Meilen.

Der König. Das ist auch sehr weit! da hätte müssen gesorgt werden, daß sie's näher hätten. (Zu mir.) Was ist das für ein Mensch, der da rechts?

[1] Friedrich Wilhelm von Derschau (1723—1779); ihm unterstand die Kurmark.

Digitized by Google

Fromme. Der Bauinspektor Menzelius, der hier die Bauten in Aufsicht gehabt hat.

Der König. Bin ich hier in Rom? Es sind ja lauter lateinische Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt?

Fromme. Es ist das Maultiergestüte[1].

Der König. Wie heißt die Kolonie?

Fromme. Klausiushof.

Der Amtsrat. Ihro Majestät, sie kann auch Klaushof heißen.

Der König. Sie heißt Klau—si—ushof. Wie heißt da die andere Kolonie?

Fromme. Brenkenhof.

Der König. So heißt sie nicht.

Fromme. Ja, Ihro Majestät; ich weiß es nicht anders.

Der König. Sie heißt Brenken—ho—fiushof! Sind das die Stöllnschen Berge, die da vor uns liegen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Muß ich durchs Dorf fahren?

Fromme. Es ist eben nicht nötig; aber der Vorspann steht drin. Wenn Ihro Majestät befehlen, will ich vorreiten und den Vorspann aus dem Dorf herausnehmen und hinter die Berge legen.

Der König. O ja, das tut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit.

Nun besorgte ich den Vorspann, richtete mich aber doch so ein, daß, sobald als Ihro Majestät auf den Bergen waren, ich auch da war. Als Ihro Majestät ausstiegen aus dem Wagen, ließen Sie sich einen Tubum geben und besahen die ganze Gegend und sagten dann:

Das ist wahr, das ist wider meine Erwartung! Das ist schön! Ich muß Euch das sagen, alle, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr seid ehrliche Leute gewesen! (Zu mir.) Sagt mir mal, ist die Elbe weit von hier?

Fromme. Ihro Majestät, sie ist zwei Meilen von hier! Da liegt Würben in der Altenmark, dicht an der Elbe.

Der König. Das kann nicht sein! Gebt mir den Tubum noch einmal her. Ja, ja! Es ist doch wahr! Aber was ist das andere für ein Turm?

Fromme. Ihro Majestät, es ist Havelberg.

Der König. Na! Kommt alle her! (Es waren der Amtsrat Klausius, der Bauinspektor Menzelius und ich.) Hört einmal, der Fleck Bruch, hier links, soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt ebenfalls, so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz drauf?

Fromme. Elsen und Eichen, Ihro Majestät.

Der König. Na! Die Elsen können gerodet werden, und die Eichen, die können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen oder sonst nutzen! Wenn's urbar ist, dann rechne ich so 300 Familien und 500 Stück Kühe; nicht wahr? Nun antwortete keiner; zuletzt fing ich an und sagte:

Ja, Ihro Majestät; vielleicht.

[1] In Neustadt befand sich ein Gestüt des Königs, wo auch Maultiere gezüchtet wurden.

Digitized by Google

Der König. Hört mal, Ihr könnt mir sicher antworten: es werden mehr oder weniger Familien! Das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau sogleich nicht sagen kann. Ich bin nicht dagewesen, kenne das Terrain nicht; sonst versteh' ich's so gut wie Ihr, wieviel Familien angesetzt werden können.

Der Bauinspektor. Ihro Majestät, das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft.

Der König. Das schadet nicht! Man muß eine Vertauschung machen oder ein Äquivalent dafür geben, wie sich's tun läßt am besten. Umsonst verlang' ich's nicht. (Zum Amtsrat Klausius.) Na! Hört mal, Ihr könnt's an meine Kammer schreiben, was ich urbar will gemacht haben; das Geld dazu geb' ich. (Zu mir.) Und Ihr geht nach Berlin und sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben.

Nun setzten Ihro Majestät sich in den Wagen und fuhren den Berg hinunter; es wurde umgespannt. Weil nun Ihro Majestät befohlen hatten, daß ich bis an die Stöllnschen Berge Sie begleiten sollte, so ging ich an den Wagen und fragte:

Befehlen Ihro Majestät, daß ich noch weiter mit soll?

Der König. Nein, mein Sohn, reitet in Gottes Namen nach Hause!

Herr Amtsrat Klausius brachte sodann Ihro Majestät bis nach Rathenow, wo Sie im Posthause logiert haben.

In Rathenow sind Ihro Majestät über Tafel ungemein vergnügt gewesen, haben mit dem Herrn Obristlieutenant von Backhoff[1] von den Karabiniers gespeist, und haben der Herr Obristlieutenant von Backhoff selbst erzählt, daß Ihro Majestät gesagt hätten:

„Mein lieber Backhoff! Ist Er lange nicht in der Gegend von Fehrbellin gewesen, so reise Er hin! Die Gegend hat sich ungemein verbessert. Ich hab' in langer Zeit mit solch einem Vergnügen nicht gereist. Ich nahm die Reise mir vor, weil ich keine Revue hatte, und es hat mir so sehr gefallen, daß ich gewiß wieder künftig solch eine Reise vornehmen werde! — Hör' Er mal: wie ist es Ihm ergangen im letzten Kriege[2]? Vermutlich schlecht! Ihr habt in Sachsen auch nichts ausgerichtet. Das macht, wir haben nicht gegen Menschen, sondern gegen Kanonen gefochten! Ich hätte können was ausrichten; allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wär' ich wert gewesen, daß man mich vor die Fähndel-Wache gelegt und mir einen öffentlichen Produkt gegeben hätte! Die Kriege werden fürchterlich zu führen." ...

Nachher haben Ihro Majestät gesagt: „Von der Schlacht bei Fehrbellin[3] bin ich so orientiert, als wenn ich selbst dabei gewesen wäre! Als ich noch

[1] Karl von Backhoff, Oberstleutnant im Kürassierregiment „Leib-Karabiniers", wurde 1780 Oberst, 1781 Oberhofmeister der beiden ältesten Söhne des Kronprinzen, 1783 Generalmajor und Chef eines Kürassierregiments.

[2] Gemeint ist der Bayrische Erbfolgekrieg 1778—1779. Backhoff war bei der Armee des Prinzen Heinrich, die durch Sachsen nach Böhmen marschierte.

[3] Am 28. Juni 1675.

Digitized by Google

Kronprinz war und in Ruppin ſtand, da war ein alter Bürger, der Mann war ſchon ſehr alt; der wußte die ganze Bataille zu beſchreiben und kannte den Walplatz ſehr gut. Einmal ſetzt' ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, welcher dann mir alles zeigte, ſo genau, daß ich ſehr zufrieden war mit ihm. Als ich nun wieder nach Hauſe reiſte, dacht' ich, du mußt doch deinen Spaß mit dem Alten haben! Da fragt' ich ihn: Vater, wißt Ihr denn nicht, warum die beiden Herren[1] ſich miteinander geſtritten haben? ‚O jo, Ihro Königliche Hoheiten, dat will ick Se wohl ſeggen. As unſe Chorfürſte is jung geweſt, hät he in Utrecht ſtudiert, und da is de König von Schweden as Prinz ohk geweſt. Da hebben nu de beede Herrn ſick vertörnt, hebben ſick in den Haaren gelegen, und dit is nu de Picke davon!'"

Ihro Majeſtät haben wirklich ſo plattdeutſch geſprochen, ſind aber bei Tafel ſo müde geworden, daß Sie eingeſchlafen ſind.

Weiter kann ich von der Reiſe keine Beſchreibung machen. Denn Ihro Majeſtät haben zwar noch viel geſprochen und gefragt; es würd' aber wohl ſchwer ſein, es alles zu Papier zu bringen.

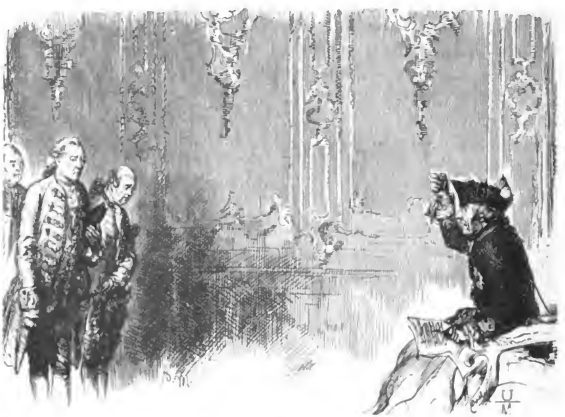
[1] Der Große Kurfürſt Friedrich Wilhelm und König Karl XI. von Schweden.

Digitized by Google

Der Müller Arnoldsche Prozeß[1]

(11. Dezember 1779)

Vor der Türe im Zimmer ſtand ein Schirm, gegen welchen wir uns mit dem Rücken ſtellten. Der König ſaß mitten in der Stube, ſo daß er uns geradezu anſehen konnte, mit dem Rücken gegen den Kamin, worin das Feuer brannte. Er hatte einen ſchlechten Hut auf, welcher nach Form der Prediger-



hüte geformt war, einen Überrock von mordoré Moll oder Sammet, welches ich nicht recht unterſcheiden konnte, ſchwarze Beinkleider und Stiefeln, ſo

[1] Der Waſſermüller Arnold, deſſen Mühle von ſeinem Grundherrn Graf Schmettau wegen rückſtändiger Erbpacht verſteigert war, wurde mit ſeiner Klage von der neumärkiſchen Regierung und dem Küſtriner Gerichtshof abgewieſen, und dieſem Urteil hatte ſich das Kammergericht als oberſte Inſtanz angeſchloſſen. Arnold berief ſich darauf, daß ein von dem Landrat von Gersdorf inſtand geſetzter Karpfenteich oberhalb der Mühle ihm das Waſſer entzogen habe, und wandte ſich an den König, der, nach Unterſuchung des Tatbeſtandes, ſich zu ſeinen Gunſten entſchied und, voll Argwohn, „daß die Gevatterſchaft im Lande mehr gilt als die Juſtiz“, „ein Exempel zu ſtatuieren“ beſchloß. Er berief am 11. Dezember 1779 die Schuldigen vor ſich. Der Großkanzler Freiherr von Fürſt wurde abgeſetzt und die drei Kammergerichtsräte Friedel, Graun und Ransleben, die als Verfaſſer des Urteils ihm bezeichnet waren, in das Gefängnis geführt. Darauf wurde das Urteil kaſſiert, die Teichanlage zerſtört und die Mühle dem Müller zurückgegeben. Die Darſtellung der Verhandlung vor dem König nach einer Aufzeichnung von Ransleben (gedruckt bei J. D. E. Preuß, „Friedrich der Große“, Bd. 3, S. 497 f.; Berlin 1833), das „Protokoll“ nach dem Abdruck in der „Königl. privilegierten Berliniſchen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ vom 14. Dezember 1779.

Digitized by Google

ganz in die Höhe gezogen waren. Er war nicht frisiert. Drei kleine Banken, mit grünem Tuch beschlagen, standen vor ihm, worauf er die Füße zu liegen hatte. Er hatte eine Art von Muffe oder Rouleau vor sich, worin er die eine Hand hatte, an welcher er große Schmerzen zu haben schien. In der andern hatte er die Arnold'sche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl; zur Linken stand ein Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen und zwei goldene Dosen, reich mit Brillanten garniert, aus welchen er von Zeit zu Zeit Tabak nahm.

Außer uns war noch im Zimmer der Geh. Kabinettsrat Stelter[1], der an einem Pulte stand und sich zum Schreiben fertig machte.

Der König sah uns an und sagte: „Tretet näher!" worauf wir noch einen Schritt vorwärts taten, so daß wir nicht zwei Schritt von ihm entfernt waren. Er frug uns drei: „Seid Ihr diejenigen, welche die Arnold'sche Sentenz gemacht haben?" Wir beantworteten dies mit einer Verbeugung, indem wir ja sagten.

Der König wandte sich hierauf an den Kammergerichtsrat Friedel und frug ihn diejenigen Fragen, welche in der Zeitung vom 14. Dezember 1779 aufgeführt sind, und sagte uns alles dasjenige, was das der gedachten Zeitung einverleibte „Protokoll" enthält, und welches der gedachte Geh. Kabinettsrat Stelter nachschrieb. Jedoch ist nicht das ganze Protokoll in unserer Gegenwart abgehalten worden, sondern das Ende desselben muß der König, nachdem wir abgetreten, dem Geh. Kabinettsrat Stelter diktiert haben.

Als der König in dem Protokolle vom 11. Dezember 1779 sagte, das hiesige Tribunal habe die neumärkische Sentenz confirmiert, so wollte ihm der Herr von Fürst einhelfen und sagte zu ihm: „Das Kammergericht", worauf auch der König diktierte „Das Kammergerichts-Tribunal", zugleich aber befahl er ihm in sehr harten Ausdrücken, er solle sich entfernen, er habe seine Stelle schon wieder besetzt, welches dieser auch, ohne ein Wort zu sagen, tat und vor uns drei mit der größten Geschwindigkeit vorbei wegging.

Der König bediente sich noch sehr harter Ausdrücke gegen uns und entließ uns endlich, ohne zu sagen, was er mit uns machen wolle. Kaum hatten wir das Zimmer verlassen, als er hinter uns her kam und uns befahl, zu warten. Kurz darauf kam ein Adjutant, welcher uns in einem Wagen nach dem gemeinen Stadtgefängnisse, dem Kalandshofe, führte.

Das Protokoll.

Auf die allerhöchste Frage: „Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll — kann man das tun?" ist von selbigen mit „Nein" geantwortet.

Ferner: „Kann man einem Müller, der kein Wasser hat und also nicht mahlen

[1] Johann Christian Friedrich Stelter.

Digitized by Google

und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalben nehmen, weil er keine Pacht bezahlet hat — ist das gerecht?" wurde auch mit „Nein" beantwortet.

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in dem Teich zu haben, so lässet er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibet, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen. Und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage und im späten Herbst auch etwa 14 Tage mahlen kann. Dennoch wird praetendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was tut die Küstrinsche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt. Und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbiert solches! Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Sr. Königl. Maj. landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sei vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administriert und einem jeglichen Dero Untertanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll.

Se. Königl. Maj. werden daher in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle in der Neumark abgesprochenen und hier approbierten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuieren, damit sämtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler eben sowohl ein Mensch ist, wie Se. Maj. sind, und dem alle Justiz muß widerfahren werden, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich; und bei solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehn der Person: Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehn der Person und des Standes gerade durch gehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. Königl. Maj. zu tun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande; vor die kann man sich schützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten. Die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritieren eine doppelte Bestrafung.

Übrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Maj. einen neuen Großkanzler ernannt haben; Höchstdieselben werden aber demohnerachtet in allen Provinzien sehr scharf dahinter her sein und befehlen auch hie-

Digitized by Google

mit auf das nachdrücklichste: Erstlich, daß alle Prozesse schleunig geendiget werden. Zweitens, daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeit nicht profaniret wird. Drittens, daß mit einer égalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder ein Bauer; denn da muß alles gleich sein. Wofern aber Se. Königl. Maj. in diesen Stücken einen Fehler finden werden, so können die Justiz-Collegia sich nur im Voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident als die Räte, die eine so üble, mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzien ganz eigentlich zu richten haben.

Fürst Ligne in Potsdam[1]

(11.—13. Juli 1780)

Ich hatte dem König versprechen müssen, nach Berlin zu kommen, und trat die Reise gleich nach dem kleinen Kriege an[2], der nach seinem Wort ein Prozeß war, bei dem er selbst als Gerichtsvollzieher erschien . . . .

Der König empfing mich mit unsäglicher Liebenswürdigkeit. Die soldatische Kälte — er kam von der Wachtparade — wich einem sanften, zuvorkommenden Wesen. Er wunderte sich, daß ich schon einen so großen Sohn hatte[3].

„Er ist sogar schon seit Jahr und Tag verheiratet, Sire," sagte ich.

„Dürfte ich fragen, mit wem?"

(Er brauchte oft diesen Ausdruck, oder auch: „Wenn ich mir gestatten darf, Ihnen zu sagen.")

„Mit einer Polin, einer Massalska."

[1] Vgl. S. 146. [2] Der Bayrische Erbfolgekrieg 1778—1779.

[3] Prinz Karl von Ligne. Er fiel 1792 im Revolutionskrieg gegen Frankreich.

Digitized by Google

„Wie? Mit einer Maſſalska? Wiſſen Sie, was ihre Großmutter getan hat?“

„Nein, Sire,“ ſagte mein Sohn.

„Sie ſtand bei der Belagerung von Danzig[1] mit der Lunte bei den Kanonen. Sie ſchoß und ließ ſchießen und verteidigte ſich noch, als ihre Partei den Kopf verloren hatte und ſchon an nichts mehr dachte als an Übergabe.“

„Die Frauen“, ſagte ich nun, „ſind in der Tat unberechenbar, abwechſelnd ſtark und ſchwach, indiskret und verſtellt, und dabei zu allem fähig.“

„Zweifellos“, verſetzte Herr Delille[2], dem es peinlich war, daß das Wort noch nicht an ihn gerichtet worden. „Zweifellos“, ſagte er mit einer Vertraulichkeit, die notwendig ſchlecht ablaufen mußte. „Man denke nur an die Fürſtin Daſchkow[3].“

„Pfui, mein Herr,“ ſagte der König, „ich ſpreche nur von ſchönen Handlungen.“

Ich führte raſch einige an, z. B. die der Hachette bei der Belagerung von Beauvais[4].

Der König machte einen kleinen Abſtecher nach Rom und Sparta; denn dort weilte er gern. Nach einer kurzen Pauſe ſagte ich aus Rückſicht für Herrn Delille zum König, Voltaire ſei in ſeinen Armen geſtorben[5]. Das führte zu einigen Fragen an ihn. Er antwortete etwas weitſchweifig und ging dann. Karl und ich blieben zur Mittagstafel.

Da bezauberte mich ſeine alles umſpannende Unterhaltung täglich 5 Stunden lang vollends. Kunſt, Krieg, Medizin, Literatur, Religion, Philoſophie, Moral, Geſchichte und Geſetzgebung kamen abwechſelnd aufs Tapet: die ſchönen Zeiten des Auguſtus und Ludwigs XIV., die gute Geſellſchaft der Griechen, Römer und Franzoſen, die Ritterlichkeit Franz' I., der Freimut und die Tapferkeit Heinrichs IV., die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften und die Umwälzung, die ſie ſeit Leo X. erfuhren, Anekdoten über geiſtreiche Leute früherer Zeiten, ihre Fehler, Voltaires Verirrungen, Maupertuis' Herrſchſucht, die eingebildeten Krankheiten von d'Argens, der bisweilen vierundzwanzig Stunden im Bette blieb, wenn der König ihm zum Scherze geſagt hatte, er ſähe ſchlecht aus — kurz, ſo vielerlei, daß ich es vergeſſen habe.

Unerſchöpflich mannigfach und anziehend floß die Rede von ſeinen Lippen, in einem äußerſt ſanften und ziemlich leiſen Tonfall der Stimme, die ebenſo einnehmend war, wie die Bewegung ſeiner Lippen, auf denen eine unausſprechliche Anmut lag. Und wenn ich nicht irre, merkte man gerade deswegen

[1] Durch die Ruſſen im Jahre 1734 (vgl. Geſ. Werke, Bd. I, S. 153).

[2] Delille hatte ſich dem Fürſten und ſeinem Sohn angeſchloſſen.

[3] Fürſtin Katharina Daſchkow (1743—1810), die bei der Erhebung Katharinas II. auf den ruſſiſchen Thron 1762 eine Rolle geſpielt hatte, war ſpäter in Ungnade gefallen.

[4] Jeanne Hachette zeichnete ſich bei der Verteidigung von Beauvais aus, das Herzog Karl der Kühne von Burgund am 27. Juni 1474 im Sturm nehmen wollte.

[5] Voltaire ſtarb am 30. Mai 1778.

Digitized by Google

nicht, daß er — wie die homerischen Helden — etwas geschwätzig, wenn auch erhaben war . . . Gewöhnt, in Gegenwart von vier bis fünf Generalen, die das Französische nicht verstanden, bloß mit dem Marchese Lucchesini[1] zu plaudern, entschädigte er sich im Gespräch für die Stunden der Arbeit, des Lesens, des Nachsinnens und der Einsamkeit in seinem kleinen Garten, in dem seiner Tür gegenüber der junge, schöne Antinous[2] stand.

Nun, dachte ich bei mir, muß ich doch auch ein Wort sagen. Und da er gerade von Virgil gesprochen, versetzte ich: „Welch ein großer Dichter, Sire, aber auch welch ein schlechter Gärtner!"

„Das sagen Sie mir? Wissen Sie, daß ich mit der „Georgica"[3] in der Hand pflanzen, säen, pflügen, graben und hacken wollte? Aber mein Gärtner sagte zu mir: ‚Sie sind nicht gescheit, Herr, und Ihr Buch desgleichen. So geht man nicht zu Werke.' Ach Gott, welch ein Klima! Wollen Sie's glauben, daß Gott oder die Sonne mir alles versagt? Sehen Sie nur meine armen Orangen-, Zitronen- und Olivenbäume: alles verkümmert!"

„So gedeihen bei Eurer Majestät anscheinend nur die Lorbeerbäume."

Der König warf mir einen reizenden Blick zu, und um von dem faden Kompliment durch einen Scherz wegzukommen, setzte ich geschwind hinzu: „Und dann, Sire, gibt es hier zuviel Granatbäume[4], vor denen kann nichts aufkommen."

Der König lachte; denn nur alberne Scherze reizen zum Lachen.

Eines Tages drehte ich meinen Teller um, um nach der Porzellanmarke zu sehen.

„Wofür halten Sie das?"

„Ich dachte, es wäre sächsisch, aber statt zweier Schwerter sehe ich nur eins, das sie wohl aufwiegt."

„Es ist ein Zepter."

„Euer Majestät wollen verzeihen, aber es sieht einem Schwert zum Verwechseln ähnlich." Und in Wirklichkeit trifft dies ja auch in jeder Weise zu. (Bekanntlich ist das Zepter die Berliner Porzellanmarke.) . . .

Eines Tages, als ich bei der Parole zu ihm kam, trat er auf mich zu und sagte: „Ich fürchte mich, Ihnen eine schlimme Nachricht zu bringen. Wie mir eben geschrieben wird, liegt Prinz Karl von Lothringen im Sterben[5]." Er beobachtete die Wirkung seiner Worte auf mich, und da er sah, wie sich ein paar Tränen aus meinen Augen stahlen, lenkte er das Gespräch mit kaum

[1] Vgl. unten S. 215ff.

[2] Es handelt sich um den betenden Knaben von Anten, heute im Berliner Museum; in Sanssouci steht jetzt eine Bronzekopie. Der König hatte ihn 1747 käuflich erworben.

[3] Virgils Lehrgedicht über Ackerbau, Viehzucht und Gartenkunst.

[4] Wortspiel mit „grenadiers" (Granatbäume und Grenadiere).

[5] Prinz Karl, der Bruder des Kaisers Franz I., österreichischer Feldmarschall und Statthalter der österreichischen Niederlande, starb am 4. Juli 1780.

Digitized by Google

merklichem Übergang auf den Krieg und dann auf den Feldmarschall von Lacy[1]. Er erkundigte sich nach ihm und sagte:

„Das ist ein Mann von größten Verdiensten. Montecuculi[2] bei Ihnen und Puységur[3] bei den Franzosen, die verstanden früher was von Märschen und Stellungen. Aus Hygins ‚Lagerkunst'[4] ersieht man, daß die Griechen sich auch viel damit befaßten, aber Ihr Lacy übertraf die Alten, die Neueren und alle noch so berühmten Fachmänner. Ja, wenn ich es Ihnen sagen darf, solange er Ihr Generalquartiermeister war, erlangte ich nicht den mindesten Vorteil. Erinnern Sie sich nur der beiden Feldzüge von 1758 und 1759 — alles gelang Ihnen. ‚Werde ich ihn denn nie loswerden?' fragte ich mich häufig. ‚Man muß ihn doch einmal belohnen.' Das geschah: er wurde Feldzeugmeister und bekam ein Korps, das für bloße Plänkeleien mit mir zu stark war, aber zu schwach, um mir Widerstand zu leisten. Trotzdem entzog er sich mir und allen erdenklichen Schwierigkeiten durch seinen geschickten Feldzug von 1760. Siskovich[5] trat an seine Stelle. ‚Das ist vielleicht kein Schade für mich', sagte ich mir. ‚Vielleicht bietet sich nun eine neue Gelegenheit.' Ich suchte und fand sie bei Torgau[6]. . Hätte Lacy bei Torgau befehligt, so wäre er unangreifbar gewesen. Aber ich sah gleich, daß die Stellung schlecht gewählt war. So reizt einen der gute Ruf einer Stellung bisweilen, sich daran zu versuchen."

Nie ist eine schönere Lobrede gehalten worden. Räumte er damit doch ein, daß Lacy es war, der ihn bei Hochkirch[7] überfiel und überfallen ließ und ihm bei Maxen[8] 20 000 Mann wegnahm und wegnehmen ließ! . . .

Am folgenden Tage kam der König auf mich zu. Sobald er mich erblickte, sagte er mit der gerührtesten Miene zu mir: „Da Sie doch den Verlust eines Mannes erfahren müssen, der Sie liebte und eine Zierde der Menschheit war, so ist es am besten, Sie hören es von einem, dem es so nahe geht wie mir: der arme Prinz Karl ist nicht mehr! Andere können ihn vielleicht in Ihrem Herzen ersetzen, aber wenige Fürsten können durch Seelenadel und alle Tugenden, die er besaß, ihm gleich werden." Bei diesen Worten wurde er sichtlich gerührt.

Ich erwiderte: „Der Schmerz Eurer Majestät ist ein Trost, und Sie haben nicht bis zu seinem Tode gewartet, um Gutes von ihm zu sagen." (In seinem Gedicht: „Die Kriegskunst"[9] stehen schöne Verse über ihn.) Ich wurde unwillkürlich etwas gerührt, dann sagte ich ihm diese Verse her.

[1] Vgl. S. 108 und 147. [2] Vgl. S. 94.

[3] Jacques de Chastenet, Vicomte de Puységur (1602—1682), französischer Feldherr.

[4] Hyginus, römischer Schriftsteller (im 3. Jahrh. n. Chr.), Verfasser der Schrift: „De munitione castrorum."

[5] Freiherr Joseph von Siskovich (1719—1783).

[6] Für die Schlacht bei Torgau am 3. November 1760 vgl. Ges. Werke, Bd. IV, S. 69ff. Die Österreicher wurden von Daun geführt.

[7] Am 14. Oktober 1758. Vgl. S. 86ff. [8] Am 21. November 1759. Vgl. S. 96ff.

[9] Vgl. Ges. Werke, Bd. VI, S. 383ff.; die Verse, in denen Prinz Karls Rheinübergang vom Juli 1744 gerühmt wird, S. 431.

Digitized by Google

„Aber sein Rheinübergang", sagte er, „war auch herrlich. Doch der arme Prinz hing von so vielen Leuten ab, ich immer nur von meinem Kopf, und bisweilen mehr, als mir gut war. Er wurde schlecht beraten und fand wenig Gehorsam; ich vermied das eine, und des anderen war ich stets sicher. Ihr Nadasdy[1] war in meinen Augen ein großer Reiterführer."

Da ich nicht seiner Meinung war, sagte ich nur, er wäre im Feuer sehr tapfer gewesen und hätte seine Husaren so zu begeistern gewußt, daß sie ihm in die Hölle gefolgt wären.

„Was ist denn aus dem braven Kürassierobersten geworden, der bei Roßbach[2] wie ein Löwe focht?"

„Ach, der Marchese Voghera[3], wenn ich nicht irre."

„Ja, ganz recht. Als die Schlacht vorüber war, erkundigte ich mich nach seinem Namen."

„Er ist jetzt General der Kavallerie."

„Weiß Gott," erwiderte der König, „man mußte an dem Tage sehr kampflustig sein, da man so attackierte wie Ihre beiden Kürassierregimenter und, ich glaube, auch Ihre Husaren; denn die Schlacht war verloren, noch ehe sie anfing."

„Ich weiß nicht, ob Eurer Majestät bekannt ist, was Voghera vor der Attacke tat. Er ist ein aufbrausender, ungestümer, unruhiger Mann und gehört in die Ritterzeit. Als er sah, daß sein Regiment nicht schnell genug nachkam, sprengte er vor, bis an den Kommandeur des preußischen Kavallerieregiments, dem die Attacke galt, und salutierte wie beim Exerzieren. Der andere salutierte gleichfalls, dann griffen sich beide wie rasend an."

„Das ist ein sehr hübscher Zug", sagte der König. „Ich möchte den Mann kennenlernen und würde ihm dafür danken"...

„Wissen Sie wohl," sagte der König eines Tages zu mir, „daß ich einmal in Ihren Diensten gewesen bin? Meinen ersten Waffengang habe ich für das Haus Österreich getan[4]. Mein Gott, wie die Zeit vergeht!" Wenn er so „Mein Gott!" sagte und die Hände faltete, war sein Ausdruck überaus gutmütig und sanft. „Wissen Sie, daß ich noch die letzten Strahlen vom Genius des Prinzen Eugen gesehen habe?"

„Vielleicht hat sich der Genius Eurer Majestät daran entflammt?"

„Ach Gott, wer könnte wohl den Prinzen Eugen aufwiegen?"

„Wer mehr wiegt; z. B., wer dreizehn Schlachten gewonnen hat."

Er nahm seine bescheidene Miene an, und das kann man ja leicht, wenn man groß dasteht. Er tat, als verstände er mich nicht, und sagte: „Wenn die Kabale in der Armee, die Prinz Eugen vierzig Jahre lang stets gegen sich hatte, ihm

[1] Vgl. S. 62. [2] Am 5. November 1757.

[3] Marchese August Voghera (um 1700—1781), 1757 Oberst im Kürassierregiment Prettlack.

[4] Während des polnischen Erbfolgekrieges im Sommer 1734 begleitete Friedrich das preußische Hilfskorps, das zur österreichischen Armee unter Prinz Eugen von Savoyen am Rhein stieß. Vgl. Ges. Werke, Bd. I, S. 155f.

Digitized by Google

schaden wollte, so nahm sie die Zeit wahr, wo sein des Morgens noch ziemlich frischer Geist durch die Anstrengungen des Tages geschwächt war. Auf diese Weise bewog man ihn zu dem falschen Marsch auf Mainz[1]."

„Euer Majestät können mir nichts Neues über sich selbst sagen," versetzte ich; „ich weiß alles, was Sie getan, ja selbst, was Sie gesprochen haben. Ich kann Ihnen Ihre Reisen nach Straßburg[2] und Holland erzählen und was auf einem Schiffe geschah[3]. Um auf den Rheinfeldzug zurückzukommen, so erzählte mir einer unserer alten Generale, den ich oft zum Reden bringe, so wie man eine alte Handschrift liest, er sei baß erstaunt gewesen, als ein junger, ihm unbekannter preußischer Offizier zu einem General des verstorbenen Königs sagte, der gerade seinen und des Prinzen Eugen Befehl, nicht zu furagieren, zur Parole schickte: ‚Und ich befehle Ihnen, daß doch furagiert wird, und wenn es auf dem Altar wäre. Unsere Kavallerie hat es nötig, kurz, ich will es.'"

„Sie sehen mich in zu gutem Lichte," versetzte der König. „Fragen Sie nur die Herren hier nach meinen Launen und Grillen; sie werden Ihnen schöne Dinge von mir erzählen"...

Die Unterhaltung wurde nun sehr lustig. Das Gespräch kam auf Anekdoten, die in sehr wenigen Werken verstreut oder besser verborgen sind.

„Wo haben Sie denn all diese schönen Sachen gefunden?" fragte der König. „Dergleichen würde mir des Abends mehr Spaß machen als die Unterhaltung mit meinem Doktor von der Sorbonne[4], den ich hier habe und den ich zu bekehren versuche."

„In einer Bibliothek in Böhmen, in der ich mir zwei Winter hindurch die Langeweile vertrieb."

„Wie? Zwei Winter hindurch in Böhmen? Was zum Teufel trieben Sie denn da? Ist es schon lange her?"

„Nein, Sire, ein bis zwei Jahre. Ich hatte mich dorthin zurückgezogen, um in aller Stille zu lesen."

Der König lächelte und schien mir dankbar, daß ich den kleinen Krieg von 1778 unerwähnt ließ; offenbar sprach er nicht gerne davon. Denn er verstand wohl, daß ich die Winterquartiere meinte. Meine Diskretion in dieser Sache war ihm ebenso lieb wie ein andermal, als er von Berlin und den neuen Gebäuden sprach, die er dort aufgeführt hatte. Er war ein alter Zauberer, der alles erriet und den denkbar feinsten Takt besaß. So merkte er denn, daß ich nicht sagen wollte, ich hätte Berlin gegen früher sehr verändert gefunden. Ich hätte ihm dann nämlich sagen müssen, daß ich im Jahr 1760 unter Lacy in Berlin eingerückt war[5]...

[1] Nach dem Fall von Philippsburg im Sommer 1734. [2] Im August 1740 (vgl. S. 25ff.).
[3] Vgl. die Unterredung mit de Catt im Juni 1755 (S. 50ff.).
[4] Der Abbé Duval du Peyrau, Verfasser mäßiger moralischer Schriften, weilte von 1779 bis 1785 als Vorleser beim König und kehrte 1787 nach Frankreich zurück.
[5] Vom 9.—12. Oktober 1760 hielten die Österreicher und Russen Berlin besetzt.

Digitized by Google

Über den Theologen von der Sorbonne, mit dem er täglich disputierte, sagte er mir eines Tages noch: „Machen Sie doch, daß ich ihn loswerde."

„Ich glaube nicht," entgegnete ich, „daß meine oder Eurer Majestät Empfehlung ihm bei uns dienlich sein könnte."

„O nein," versetzte der König, „ich will den armen Teufel an die Kaiserin von Rußland empfehlen; denn er fängt an, mich zu langweilen. Mein Gott, was sind die jetzigen Jansenisten für Dummköpfe! Man durfte ihren geistigen Mittelpunkt, jenes Port-Royal[1], nicht zerstören, so phantastisch es darin auch aussah. Überhaupt soll man nichts zerstören. Warum tat man ein gleiches mit den Leuten, welche die Grazien von Rom und Athen in Verwahrung hatten, den vortrefflichen Humanisten und vielleicht auch Lehrern der Humanität — den hochwürdigen Patres[2]? Zweifellos wird die Erziehung dadurch verlieren. Aber da meine Brüder, der katholische, der allerchristlichste, der allergetreuste und der apostolische König[3] sie vertrieben haben, nehme ich Ketzer so viel von ihnen auf, als ich kann, und vielleicht wird man mir noch den Hof machen, um welche zu kriegen. Ich sagte mal zu meinen Leuten: einen Rektor wie Euch, mein Vater, kann ich recht gut für 300 Taler verkaufen, Euch, hochehrwürdiger Vater Provinzial, für 600 Taler, und so weiter im Verhältnis. Wenn man nicht reich ist, spekuliert man."

Da mein Gedächtnis versagt und ich keine Gelegenheit hatte, den größten Mann, der je gelebt hat, öfters zu sehen, muß ich hier abbrechen. Alles, was ich von ihm erzähle, ist wirklich wahr; wer ihn gekannt hat, wird seine Art und Weise darin erkennen. Ich will weiter nichts, als ihn denen schildern, die nicht das Glück hatten, ihn zu sehen. Seine Augen waren nicht so hart wie auf seinen Bildern, aber durch die Kabinettsarbeit und die Strapazen des Krieges starr. Sie wurden sanfter, wenn er einen schönen Zug von Seelengröße und Zartgefühl hörte oder erzählte ...

Ich glaube nicht mehr an die Erdbeben und Sonnenfinsternisse beim Tod Cäsars oder Jesu Christi; denn sie blieben aus beim Tode Friedrichs des Großen.

[1] Jansenisten waren die Anhänger des holländischen Theologen Cornelis Jansen (1585 bis 1638), eines strengen Vertreters der Augustinischen Prädestinationslehre, durch die er mit den Jesuiten in Streit geriet. Sein Buch „Augustinus" wurde auf deren Betreiben 1642 verdammt, doch stieß die Verdammungsbulle bei Universitäten und Bischöfen auf erheblichen Widerstand. In Frankreich wurde das Nonnenkloster Port-Royal zur Heimstätte des Jansenismus. Insbesondere schloß sich an Port-Royal der große Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal an, der in seinen „Provinzialbriefen" die laxe Moral der Jesuiten heftig angriff. Port-Royal wurde 1709 aufgehoben und 1710 völlig zerstört. Der Jansenismus siedelte nach Holland über, wo er in der „Utrechter Kirche" fortbestand.

[2] Anspielung auf die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich (vgl. S. 167).

[3] Diese Titel waren den Königen von Spanien, Frankreich, Portugal und dem Kaiser vom Papst verliehen.

Digitized by Google

Cour[1]

(24. Dezember 1780)

Als Se. Majestät mich das erstemal gewahr wurden, redeten Sie mich auf die gnädigste Art an und bezeigten mir förderſamſt unter den empfindungsvollesten Ausdrücken den aufrichtigen Anteil, den Sie an dem betrübten Todesfalle der Kaiserin-Königin genommen hätten[2]. Der rührende

Ton, mit welchem Höchstdieselben ihr Beileid begleiteten, zog aller Anwesenden Aufmerksamkeit auf sich, und Se. Majestät sagten mir unter anderm nachstehende ausdrückliche Worte:

„Ich spreche Ihnen mein lebhaftes Beileid über den erlittenen Verlust aus. Die Kaiserin war eine große Fürstin, die es wohl verdient, in jeder Hinsicht

[1] Nach einem Bericht des österreichischen Gesandten am Berliner Hofe, Freiherrn Karl Edmund Alexander Reviczky von Revisny, vom 30. Dezember 1780 im Haus- und Staatsarchiv zu Wien.

[2] Maria Theresia war am 29. November 1780 gestorben.

Digitized by Google

betrauert zu werden. Sie hat dem Thron und ihrem Geschlecht dauernd Ehre gemacht. Zugleich beglückwünsche ich Sie zur Thronbesteigung ihres würdigen Nachfolgers[1]. Er hat sich bereits einen Namen erworben, indem er den Tugenden einer so ehrwürdigen Mutter nacheiferte."

Nachdem Se. Majestät hierauf ein und anderes von der Treue und Ergebenheit meiner Nation gegen ihre Monarchen berührten, so unterhielten Sie sich noch eine Weile mit mir über den so schnellen und unverhofften Hintritt weiland Sr. Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestät und sprachen sodann verschiedenes mit den übrigen auswärtigen Ministern. Am Ende aber wandten sich Höchstdieselben nochmals zu mir und verlangten meinen Ausspruch über eine kleine Streitfrage, die ich, wie Se. Majestät sich gnädig auszudrücken geruhten, am besten zu entscheiden imstande wäre. Die Frage betraf die Herleitung einiger spanischer Worte, die nach der Meinung des Königs ihren Ursprung von den Sarazenen genommen, welche bekanntlich lange Zeit in Spanien geherrschet hätten.

König und Arzt[2]

(Mai 1781)

Es war 1781, als der König sich zu der Zeit eben unpäßlich befand, wo er zur Revue nach Preußen gehen wollte[3]. Sein Leibarzt riet ihm in Gegenwart des Ministers von Hertzberg, die Reise entweder aufzuschieben oder lieber ganz und gar zu unterlassen.

Der König antwortete: „Doktor, Er treibt Sein Geschäft, ich das meinige; ich will bis zu meinem letzten Augenblick die Pflicht eines Königs erfüllen", wandte sich gegen Hertzberg und rezitierte folgende Verse[4]:

Die Könige alle, denen sich die Welt
Im Staube beugt, das Recht, das sie verlangen,
Die Bräuche gar, daran sie hangen,
Sie sind das Vorbild nicht, das mir gefällt.
Gleich ihnen könnt' ich mit Behagen
In sanftem Nichtstun nach Freuden jagen,
Den Staatsschatz vertun und ihn ohne Bedenken
Ministern, Mätressen, Günstlingen schenken,
Aus dem Potsdamer Schloß meinen Willen diktieren,

[1] Joseph II.

[2] Nach einer Erzählung des Kabinettsministers Ewald Friedrich von Hertzberg (1725—1795) bei K. von Seidl, „Friedrich der Große und seine Gegner", Bd. I, S. 34 (Gotha und Erfurt 1819). Die von dem König rezitierten Verse sollen eine Parodie Voltaireſcher Verse sein.

[3] Am 31. Mai trat der König die Revuereise an.

[4] Frei nach Voltaires Drama „Zaïre" (I, 2).

Digitized by Google

Mein Land im Schoße der Wollust regieren,
Doch nimmer sagte mir Trägheit zu.
Weh jedem, der in lässiger Ruh
Auf dem Throne regiert wird von fremder Hand,
Statt selbst zu herrschen über sein Land!

Rüchel[1]

(1781)

Der König empfängt Rüchel mit den Worten: „Ich habe viel Gutes von Ihm gehört. Ich werde Ihn brauchen. Aber Er muß sich ja nichts darauf einbilden!" Nun ging die Rede über dieses Thema noch eine Zeitlang fort, in unterschiedlichen Variationen. Endlich sagte der König: „Wenn Er kein Geld hat, so wende Er sich an mich. Ich werde Ihm aus der Not helfen — versteht sich, wenn ich selbst was habe." Dann wollte er den neuen Zögling und Schützling mit den Worten entlassen: „Ich werde Ihn bei mir behalten."

„Als Leutnant oder als Kapitän?" fragte Rüchel.

Der König sah ihn groß an. Doch erwiderte er sogleich: „Als Kapitän." Dabei indes blieb es einstweilen für Rüchel beim Leutnantstraktament . . .

Friedrich hatte es in der Art, zwei Offiziere seines Gefolges, ohne Rücksicht auf Rang oder Dienstzeit, zu seinen Adjutanten besonders auszuwählen, die ihn auf allen Revue-Reisen begleiten mußten, und die man par excellence Königsadjutanten zu nennen pflegte. Unserem Helden ward jene ehrende Auszeichnung sogleich zuteil. Oftmals berief ihn nun der König zu sich, wohl einigemal in der Woche, bald bei Tagesanbruch, bald abends spät, bald in irgendeiner anderen unbestimmten Stunde, bisweilen nur eine oder ein paar Fragen an ihn richtend, die aber doch meist immer den Stoff zu längeren Unterhaltungen abgaben. Dann pflegte der König zuerst einiges Dahingehörige aus seinem reichen Heldenleben zu erzählen, nach und nach die Rede unmerklich steigernd, oder er hub auch wohl gleich von vornherein mit großem Eifer an, zu Rüchels Belehrung aus dem Schatze seiner Erfahrung kriegswissenschaftliche Resultate zu schöpfen.

[1] Ernst von Rüchel (1754—1823) wurde, nachdem er 1772 ins preußische Heer eingetreten war, auf Empfehlung seines Inspekteurs, des Generals Friedrich Christoph von Saldern, 1781 vom Könige in sein militärisches Gefolge berufen, um von ihm mit anderen jungen begabten Offizieren, zwölf an der Zahl, theoretisch und praktisch in der Kriegskunst unterrichtet zu werden. Friedrich wollte sie zu Quartiermeistern heranbilden, deren Dienst ungefähr dem der heutigen Generalstabsoffiziere entspricht (vgl. Ges. Werke, Bd. VI, S. 242 u. 257). Bekannt ist, daß Rüchel in den Feldzügen von 1806 und 1807 vollständig versagte und darauf seinen Abschied nahm. Seine Unterredungen mit dem König nach dem Bericht bei Friedrich Baron de la Motte Fouqué, „Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel", Bd. I, S. 29ff. (Berlin 1828).

Digitized by Google

Das erste Buch, welches der Königliche Meister seinem Schüler übergab, war des großen Condé Leben[1]. Doch ging dabei die seltsame Frage voraus: „Kann Er auch lesen?"

Rüchel verbeugt sich stumm.

Da setzte der Meister hinzu: „Sieht Er wohl, das nenn' ich nicht lesen!" und damit beugte er den Kopf über ein Buch und drehte ihn von einer Seite zur andern, unverständlich vor sich hinmurmelnd wie ein Kind. „Lesen heißt Denken", fuhr er dann fort. „Da, lese Er den Condé, und kritisiere Er ihn! .. Glaub' Er nur nicht etwa, daß wir sogenannten großen Männer keine Fehler machen. Sieht Er wohl, der Unterschied ist der: wir machen Fehler; wir wissen sie aber wieder gutzumachen. Ein Schafskopf aber macht Sottisen, Bevues, Böcke, Eselsstreiche!" Und während er im gesteigerten Eifer einen von Rüchels Rockknöpfen ergriff und aufs heftigste daran riß, fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „Versteht Er mich, Eselsstreiche!"

Dann entließ er den Schüler mit gewohnter Freundlichkeit ...

Als Rüchel seine Arbeit über die Feldzüge Condés dem Könige dargebracht hatte, gab ihm der Heros seine Zufriedenheit darüber zu erkennen, setzte aber alsbald, ohne sonst eben bestimmte äußere Veranlassung hinzu: „Weiß Er auch, was ein Verhack ist?"

Rüchel bejahte durch eine stumme Verbeugung diese mehr an einen gänzlichen Neuling in der Kriegskunst als an einen Lehrling derselben gerichtet scheinende Frage. Doch schien der König darauf nicht im mindesten Rücksicht zu nehmen. Vielmehr ließ er sich in die genauesten Unterscheidungen eines sogenannt gefällten oder geschleppten Verhaues ein, wobei er die Vorteile und Nachteile jeder Art dieser Verschanzungsgattung entwickelte; ja gleichsam mit Bestimmtheit vorausseh end, Rüchel habe ihn dessenungeachtet noch immer nicht verstanden, ließ er sich dessen Schreibtafel geben und zeichnete ihm die erläuternden Figuren hinein ...

Einige Zeit nachher fragte der König ihn, ob er etwas über den Siebenjährigen Krieg gelesen habe. Rüchel bejahte es.

„Nun, was hat Er denn gelesen?"

Rüchel nannte Tempelhoff[2] und einige andere damals bekannte Werke.

Der König übernahm eine kurze Kritik der erwähnten Bücher, wobei er Tempelhoffs Arbeit mit besonderer Vorliebe und Achtsamkeit behandelte. Nach einer Weile, worin er etwas bei sich zu erwägen schien, setzte er hinzu: „Sieht Er wohl, — ich habe auch über den Siebenjährigen Krieg geschrieben[3]."

[1] Prinz Ludwig II. Condé (vgl. S. 148). Seine erste Lebensbeschreibung stammt von Pierre LaCoste (Amsterdam 1693), weitere von Desormeaux (Paris 1766—68) und Turpin (Paris 1767).

[2] Georg Friedrich von Tempelhoff, „Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland", 6 Bände (Berlin 1783—1801).

[3] Vgl. „Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges" (Ges. Werke, Bd. III und IV).

Digitized by Google

Voll jugendlicher Begeisterung rief der etwas voreilige Schüler freudig aus: „Eure Majestät, nun erlauben Sie mir, all meine Bücher wegzuwerfen; denn ein solches Werk macht sie überflüssig!“

Ernst und strenge sah der König aus seinem Sessel mit den durchbohrenden Augen zu dem vor ihm Stehenden empor, und der überraschende Ausspruch: „Bah — ich bin Sein Diener!“ gab dem Bestürzten das Zeichen zum Aufbruch ...

Bald ließ der König seinen Schüler abermals zu sich bescheiden. Der Empfang war huldreich und harmlos, als sei eben gar nichts vorgefallen; das Gespräch wandte sich nach einer für jene frühere Hinsicht ganz beziehungslosen Richtung.

Plötzlich, am Schlusse desselben, fragte der Monarch: „A propos! Will Er lesen, was ich über den Siebenjährigen Krieg geschrieben habe?“

Rüchel, nach seinem eigenen Geständnis etwas kopfscheu geworden, erwiderte: er befürchte, das Mißfallen Seiner Majestät zu erregen.

Aber der König unterbrach die etwas unsicher lautende Rede mit den Worten: „Na, hör' Er mal, ich werd' es Ihm geben, und Er kann es lesen; aber hier. Er möchte sich sonst was davon ausschreiben.“

Digitized by Google

Der wieder emporglühende junge Mann erwiderte voll edlen Unwillens: „Wenn Euer Majestät ein solches Mißtrauen wider mich hegen, will ich lieber Verzicht auf jene mir dargebotene Ehre leisten."

Da erwiderte der alte Held: „Ne, ne, ganz und gar nicht! Aber sieht Er wohl: es ist doch so besser."

Und die Sache war natürlich ohne weitere Einwendung abgemacht. Der König bestimmte die Stunden, wo Rüchel in einem unmittelbar anstoßenden Gemach seinen Blick in jenes kriegerische Heiligtum werfen durfte. Dabei blieben die Türen geöffnet; öfters trat der König hinein und rief dann auch wohl den Lesenden zu sich, fragend, bis wieweit er gekommen sei, und eins oder das andere mündlich erläuternd. Bisweilen aber auch . . . erschien er ganz leise in der Tür und verschwand ebenso leise wieder, erfreut, wie es schien, daß er ungesehen beobachtet habe. Das geschah jedoch wohl nie; denn der Schüler, am Marmortische vor einem großen Spiegel sitzend, konnte jedesmal die Erscheinung des großen Meisters genau beobachten. Ja, die voraushüpfenden Lieblingswindspiele, die bei dem Aufstehen des geliebten Herrn vermeinten, es gehe nun etwa in den Garten, meldeten die feierliche Gestalt schon immer um einige Sekunden früher an . . .

Während jener Lehrstunden rief der Meister einstmalen von seinem gemächlichen Sitze dem Schüler zu: „Denke Er nicht, ich habe immer so gesessen und gerufen: Ehre, komm her! Hier liegt der König von Preußen! Ne, sieht Er wohl, ich habe mir den Wind um die Nase wehen lassen."

Ein andermal kam die Rede auf das Treffen bei Moys, und der König sagte: „Da blieb Winterfeldt[1]. Er war ein guter Mensch, — ein Seelenmensch, — er war mein Freund!" Und seine großen, feuchtwerdenden Augen gegen das Fenster wendend, öffnete er es und blieb lange davor stehen, bis er, sich wieder umwendend, mit sichtbarer Erweichung sprach: „Gute Nacht! Ich bin Sein Diener!"

Als nach und nach das Verhältnis zwischen dem König und seinem Schüler sich immer freundlicher gestaltete, fragte jener ihn einst nach seinen näheren Familienverhältnissen, und auf den Bericht, seine drei älteren Brüder seien allzumal im Siebenjährigen Kriege geblieben, sah er ihn mit ernstem Sinnen an. „Wo?" fragte er darauf, und es war schmerzlich für Rüchel, drei verlorene Schlachten des Königs nennen zu müssen.

Beim Namen: Kolin[2] wiederholte der alte Held mit großer Lebhaftigkeit: „Kolin! Gewann ich die Schlacht bei Kolin —." Er hieb in die Luft, ein Schnippchen mit den Fingern schlagend, und drehte sich zugleich auf dem

[1] Am 8. September 1757 starb der Generalleutnant Hans Karl von Winterfeldt an der tags zuvor bei Moys erhaltenen tödlichen Wunde (vgl. Ges. Werke, Bd. III, S. 88f.).

[2] Für die Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757 vgl. Ges. Werke, Bd. III, S. 78ff.

Digitized by Google

Absatz herum, leise vor sich hinpfeifend. Darauf setzte er hinzu: „Dann unterzeichnete ich den Frieden auf den Wällen von Wien!“

Einstmals kam die Rede auf den Charakter und die Tauglichkeit der unterschiedlichen Regimenter des preußischen Heeres. Da sagte der Königsheld: „Das glaube Er mir, — setze ich mich vor meine Pommern und Märker und habe schon die Hälfte meiner Monarchie verloren und verliere nur selbst den Kopf nicht, — quod bene notandum, — so jage ich den Teufel aus der Hölle!“

Das Papier darf nicht alle Zornausdrücke des feurigen Greises aufnehmen. Als er bei dieser Gelegenheit das Zurückweichen einiger Scharen in einer übrigens sieghaften Schlacht geschildert hatte, setzte er hinzu: „Dann heißt es: Der alte König ist hitzig! Der alte König ist hart! Ach ne! Der alte König ist nicht hitzig! Der alte König ist nicht hart! Sie machen's aber auch danach!“

Mit besonderem Schmerz gedachte er des Unfalles bei Maxen[1] und fragte seinen Zögling, was er an des Generals Finck Stelle getan haben würde. Rüchel äußerte: er würde sich nach Böhmen hineingeworfen haben.

Da erwiderte der alte Held freudig rasch: „Das eben hätte Finck tun müssen! Dem Fouqué ging es auch schlecht, aber er verlor den Kopf nicht und benahm sich wie ein braver Kerl[2].“ ...

Wie hoch sich indessen die Gespräche des Meisters und Schülers oft über das Gewöhnliche erhoben, mag folgende Äußerung des alten Helden zeigen, als bei einer Unterredung in Sanssouci einst seine Blicke die Büste Kaiser Josephs[3], auf einem Marmortisch unter einem Spiegel stehend, trafen.

„Den“, sagte er, „stelle ich mir unter die Augen. Das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf; er könnte viel ausrichten. Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt tut, ehe er den ersten getan hat!“ ...

Eine wichtige Fahrt hatte Rüchel im Jahre 1782 anzutreten. Anfangs zwar schien der Zweck nur ein kriegerisch-wissenschaftlicher, indem der König gegen Frühlingsanfang einst zu ihm sagte: „Hör' Er mal, Er wird diesen Sommer das Theater des Siebenjährigen Krieges bereisen. Entwerf' Er sich einen Reiseplan und zeig' Er mir ihn. Er muß alles kritisch untersuchen; versteht Er mich wohl: Er muß mich nicht schonen, sondern ein mémoire raisonné über alle meine Operationen und Schlachten schreiben. Ich habe manche Fehler begangen. Ich bin ein Mensch, und alle Menschen — auch die klügsten — machen Fehler.“ ... Kurz vor Rüchels Abreise eröffnete ihm der König, sein Auftrag erstrecke sich auch auf möglichst genaue Berichterstattung über die Rüstungen, welche man in Österreich bemerke, und die auf eine feindliche Gesinnung des Kaisers Joseph hinzudeuten schienen. „Sieht Er wohl,“ setzte er hinzu, „ich

[1] Vgl. S. 96ff.

[2] Bei Landeshut wurde Fouqué am 23. Juni 1760 besiegt und fiel verwundet in Feindes Hand (vgl. Ges. Werke, Bd. IV, S. 39f.).

[3] Vgl. S. 140ff.

Digitized by Google

bin alt und wünsche keinen Krieg; aber ich werde nicht leiden, daß der junge Mensch mir auf der Nase spielt. Ein Wort von dem — und ich marschiere mit meiner ganzen Armee. Aber bedenke Er wohl —." Und er machte mit der Hand eine Bewegung, die den Hals zu bedrohen schien.

Rüchel lächelte ruhig vor sich hin. Der König fragte ihn verwundert, was er denke. Treuherzig erwiderte Rüchel: „Ich denke, wenn ich keinen Kopf mehr hätte, würde ich auch Eurer Majestät nicht ferner dienen können." Laut auflachend erwiderte Friedrich: „Das ist wohl wahr!"

Nun kamen noch einige friedliche, aber gleichfalls von dem ehrenden Vertrauen des Monarchen zeugende Aufträge nach. Unter anderem sollte der Reisende ermitteln, weshalb die Ausfuhr der Leinwand — und namentlich nach Spanien und Amerika — sich verringert habe, und was für Mittel — ob etwa Vorschüsse von seiten des Königs — man anwenden könne, um diesen Handel wieder in Gang zu bringen ...

Freudig kam er zurück, meldete sich bei dem alten Helden in Sanssouci und überreichte ihm das befohlene mémoire raisonné. Gleichgültig nahm es der König mit den Worten an: „Gebe Er her. Ich will sehen, was Er für dummes Zeug geschrieben hat." Damit war der Hauptmann entlassen ...

Einige Wochen vergingen für Rüchel in dieser herben Prüfung. Da erschien endlich ein königlicher Livreejäger, ihn nach Sanssouci zu berufen. Wie auf Sturmesflügeln sprengte Rüchel hinaus. Der König ließ ihn sogleich vor und sagte freundlich: „Er ist sehr präzis. Ich habe das gern." Doch gleich wieder legte sich ein strenger Ernst über sein Angesicht, indem er fragte: „Versteht Er die Fortifikation?"

„Etwas, Eure Majestät", entgegnete Rüchel.

„Entwerfe Er in der Trassierung[1] ein verschanztes Lager auf den Höhen bei Nedlitz[2], mit der Front gegen die Nedlitzer Höhen. Jetzt kann Er gehen" ...

Bald war er imstande, den Plan einzureichen. Friedrich nahm den Entwurf der Trassierung in Augenschein, und da Rüchel einige Werke von damals noch nicht gewöhnlicher Form angebracht hatte, mußte er dem Könige den Zweck und die Konstruktion derselben erklären.

„Das ist sehr gut!" äußerte sich Friedrich. „Das ist sehr vernünftig! Ein gescheiter Mensch bindet sich nicht immer streng an die Regel, sondern folgt seiner Vernunft, wo sie ihn etwas Besseres lehrt!" Dann plötzlich sehr ernst werdend, hub er wiederum mit Rüchel eine Art von Schülerexamen an; ja, es scheint sogar, als sei die früherhin zu ähnlichem Zweck beliebte Aufgabe wegen des Verhackes abermals zur Sprache gekommen. Rüchel mußte den empfangenen Schulunterricht Wort vor Wort wiederholen. Dann sagte der Meister sehr ernsthaft: „Hör' Er, ich will Ihm was sagen. Heut geb' ich Ihm eine Armee

[1] Die zu errichtenden Werke sollten nur im Grundriß mit dem Spaten abgestochen werden.
[2] Bei Potsdam.

Digitized by Google

zu kommandieren, und morgen laß ich Ihn eine Schanze aufwerfen. Und wenn Er mir das letztere nicht mit ebensoviel Eifer und Accuratesse ausrichtet als das erstere, so sind wir geschiedene Leute. Hat Er mich verstanden?"

„Ja, Eure Majestät."

„Ich bin Sein Diener", sagte der König und ging in sein Kabinett . . .

Acht Tage darauf ward Rüchel abermals zum Könige berufen. Diesmal kam ihm der alte Held mit großer Freundlichkeit entgegen. „Ich habe Sein mémoire gelesen, mein lieber Rüchel!" sagte er. „Ich danke Ihm für den bewiesenen Fleiß und für die Accuratesse, mit der Er gearbeitet hat. Seine Bemerkungen sind richtig und scharf gefaßt Bleibe Er bei diesem Eifer; Er wird einst ein guter General werden." Nun fand ein ernstes und offenes Wechselgespräch über den Siebenjährigen Krieg statt . . .

[Bald darauf verlobte sich Rüchel mit Friedrichs Einwilligung.]

Noch vor der Verbindung ließ ihn der König zu sich rufen. Rüchel trat voll innigen Gefühls dem Monarchen entgegen, nach damals üblicher Sitte ihm den Rockschoß küssend, für die huldreiche Einwilligung dankend und beteuernd, der königliche Dienst solle nie unter seinem künftigen Verhältnis leiden, vielmehr werde diese neue Gnade des Monarchen ihm auch ein neuer Sporn zu desto strengerer Pflichterfüllung sein.

Friedrich lächelte ihn freundlich an und sprach: „Ich gratuliere Ihm. Sei Er recht glücklich! Glaub' Er mir: ich habe auch ein Herz im Leibe, so gut wie Er. Aber wir Könige dürfen es uns nicht merken lassen. Sonst mengt sich das Weib in die Regierung, und das bringt für den Staat kein Glück."

Digitized by Google

Der König in Mährisch Neustadt.
Holzschnitt von Menzel

Digitized by Google

Digitized by Google

Graf Esterno[1]

(23. Oktober 1782)

Ich fand den König wohlauf. Er hielt einen Krückstock in der Hand, spielte aber nur damit und bewegte sich frei, war also nicht gichtleidend. Die Audienz währte über eine Viertelstunde ...

Ich machte ihm das kurze übliche Kompliment. Darauf antwortete er: „Ich hege die gleiche Gesinnung für Seine Allerchristlichste Majestät[2]. Wie ich dem König schon sagen ließ, kann er bei allen Gelegenheiten auf meine beständige Freundschaft rechnen. Ich werde ihm Beweise dafür geben."

Dann stellte mir der König eine Menge Fragen über meine Familie, meinen Militärdienst, ob ich schon bei Unterhandlungen mitgewirkt, einen Krieg mitgemacht hätte und unter wem ...

Nun sagte der König in verändertem Tone: „Es freut mich sehr, Sie hier zu sehen; denn ich weiß, daß Sie ein Freund des Herrn von Vergennes[3] sind. Mit Ihnen kann man geschäftlich verhandeln, aber mit den anderen —."

Ich glaubte entgegnen zu müssen, daß meine Vorgänger sicherlich das Vertrauen des Königs besessen hätten.

[1] Antoine Joseph Philippe Régis, Graf Esterno († 1790), französischer Diplomat, 1782 als Gesandter nach Berlin geschickt. Nach dem Bericht vom 26. Oktober 1782 über seine Antrittsaudienz am 23. im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen in Paris.

[2] König Ludwig XVI.

[3] Charles Gravier Graf Vergennes (1717—1787), seit 1774 französischer Staatssekretär des Auswärtigen.

Digitized by Google

Da schüttelte er den Kopf, lächelte und sagte: „Genug, genug." Dann setzte er hinzu: „Es handelt sich um wichtige Dinge." Ich tat erstaunt, und er fuhr fort: „Wie, wissen Sie nichts?"

„Nein, Sire."

„Nun also, die Kaiserin von Rußland hat ihrem Enkel den Namen Konstantin gegeben, und der ganze Plan Katharinas II., das griechische Kaiserreich wieder aufzurichten, geht seiner Verwirklichung entgegen[1]. Doch das ist eine Nachricht, von der ich nicht weiter rede, weil ich sie nicht aus sicherer Quelle habe. Rußland hat 20 000 Mann in die Krim geschickt. Es ist zum Kampf mit den Tataren gekommen, wobei ein Bruder Schahin Gerays mit 4000 Mann gefallen ist, und die Russen haben Oczakow besetzt. Es sind vielleicht 16 000 Tataren im Lande, mit denen die Russen leicht fertig werden. Da die Krim durch Verträge für unabhängig erklärt worden ist, haben weder die Türken noch die Russen ein Recht, einzurücken[2]."

Ich sagte nun wahrheitsgemäß, daß ich keine Instruktion über diesen wichtigen Punkt hätte.

Er schien überrascht und sagte: „Ich habe ihnen aber doch sagen lassen —." Dann ging er wieder auf den Plan der Vertreibung der Türken aus Europa ein.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, die Handelsmächte würden die Ausführung dieses Planes nicht dulden.

„Ja," sagte er, „das glaube ich, aber die Handelsmächte liegen sich gegenwärtig in den Haaren[3]."

Ich fragte ihn nun, ob er glaube, daß Katharinas Plan leicht ausführbar sei und in ein bis zwei Feldzügen gelingen könne.

„Im Gegenteil," erwiderte er, „ich halte ihn für sehr schwierig."

„Nun, bis dahin werden die Handelsmächte sich wieder vertragen haben und können ihren Einfluß geltend machen."

„Das ist richtig", entgegnete der König. „Aber es wird dahin kommen, daß Vermittler sich einstellen; denn das Vermitteln ist jetzt Mode[4]." Damit hielt er inne.

[1] Katharina II. wollte das alte griechische Kaiserreich mit der Hauptstadt Konstantinopel als russische Sekundogenitur unter Konstantin, dem zweiten, 1779 geborenen Sohne des Großfürsten Paul, begründen. Im September 1782 begann sie, mit Joseph II. über die Aufteilung der Türkei zu verhandeln.

[2] Das Ziel Katharinas II. war die Einverleibung der Krim, der erste Schritt dazu die Unabhängigkeit der Tataren, welche die Türken in den Friedensschlüssen von Kutschuk-Kainardsche (1774) und Ainali Kawak (1779) zugestehen mußten. Als im Mai 1782 ein Aufstand gegen den ihr ergebenen Khan Schahin Geray ausbrach, ließ sie Truppen einrücken, und in dem zweiten Vertrage von Ainali Kawak (1784) erfolgte die Abtretung der Krim an Rußland.

[3] Seit 1775 lag England im Krieg mit seinen amerikanischen Kolonien, die sich 1778 mit Frankreich, 1779 auch mit Spanien verbündet hatten. Erst der Friede von Versailles setzte 1783 den Kämpfen ein Ende. Ein Jahr später folgte der Friedensschluß mit Holland, dem England 1780 den Krieg erklärt hatte.

[4] Anspielung auf den Frieden von Teschen, der 1779 unter der Vermittlung von Rußland und Frankreich zwischen Preußen und Österreich geschlossen war.

Digitized by Google

Ich merkte, daß er hoffte, ich würde nun das Wort ergreifen, aber ich hütete mich, darauf einzugehen, um den Wiener Hof nicht hereinzuziehen. Der König bemerkte mein Schweigen und fuhr fort:

„Ich bin mit Rußland verbündet und habe keinen Vertrag mit der Türkei; ich werde alles ruhig mit ansehen." Dann setzte er hinzu: „Die Russen haben

den Augenblick verpaßt. Sie hätten im Schwarzen Meer eine starke Flotte haben müssen, viele Transportschiffe; sie hätten große Truppenmassen an die Donau schicken sollen, um alle Streitkräfte der Türken dorthin abzuziehen. Diese wären von der russischen Armee in Schach gehalten worden, und inzwischen hätte die Flottenmacht vom Schwarzen Meer aus gegen Konstantinopel vorstoßen können."

„Sicherlich", sagte ich. „Wollen Euer Majestät diesen Plan nicht Katharina II. mitteilen?"

„Gewiß nicht. Außerdem weiß ich ja, daß sie keine Flotte im Schwarzen Meer besitzt noch irgendwelche Zurüstungen getroffen hat. Aber außer den 20 000 Mann, die in die Krim eingerückt sind, sind noch 50 000 in Marsch, und 70 000 Mann werden neu ausgehoben, um die Verluste wettzumachen. Die Türken sind im kläglichsten Zustand und kommen vor Furcht um. Offiziere von mir, die Pferde in der Walachei gekauft hatten, sprachen den Pascha von Chozim und mehrere türkische Offiziere, die bei der Kunde von dem bevorstehenden Kriege mit Rußland tief aufseufzten und ‚Ach Gott!' riefen. Ich mag keine Soldaten, die ‚Ach Gott!' rufen. Der Kaiser wird sich als Vermittler anbieten, und Rußland wird die Krim behalten."

Ich schwieg abermals. Der König wartete vergebens auf eine Antwort und fuhr dann fort: „Die Türken sind wunderlich. Die Regierung weiß wohl, daß Frankreich auf ihrer Seite ist, aber die große Masse des Volkes glaubt, daß alle Christen wie ein Mann gegen sie zusammenstehen und ihren Untergang wollen, und wenn man ihnen ein paar heilsame Winke gibt, sagen sie —."

Der König sprach zwei türkische Worte und machte eine seltsame Gebärde wie ein langbärtiger Mann, der seinen Kopf schüttelt. Dann kam er auf Rußland zurück und sagte — sei es aus Haß oder Furcht — viel Ungünstiges über

Digitized by Google

dies Volk. Zar Peter I. hätte 1718 seinem Kanzler befohlen, der Herzogin von Orléans zu sagen: „Sagen Sie der Herzogin, daß ihr Tiere seid, die ich auf den Hinterbeinen gehen lehre. Sagen Sie ihr, daß ich die anderen bändige und mich selbst nicht bändigen kann." Kurz, das Gespräch zog sich sehr lang hin. Der König sagte mir noch, er hätte den Zaren mit seiner Gattin, der späteren Katharina I., in Berlin gesehen[1], und erzählte mir zum Schluß Anekdoten über ihren Berliner Aufenthalt.

Massenbach[2]

(4. November 1782)

Der König trat in den Saal und ging auf mich zu. Er hatte keinen Hut auf; ich konnte also die ganze Physiognomie sehen ... Über das ganze Gesicht des Königs war Anmut verbreitet.

Der König (mit einer äußerst angenehmen Stimme). Ich bin zufrieden mit dem, was Er mir geschickt hat. Pfau und d'Heinze haben Ihm auch ein gutes Zeugnis gegeben. Er weiß viel von der Trigonometrie; das ist eine Hauptwissenschaft, um Geländeaufnahmen zu machen ... Was für Bücher über die Kriegskunst hat Er gelesen?

Ich. Puységurs Entwurf eines Krieges an der Seine[3] und Turpins Werk „Sur l'art de la guerre"[4].

Der König. Das erste passiert; aber das letzte, da hat Er etwas Dummes gelesen. Des Turpins Märsche taugen alle nichts.

Und nun zergliederte der König Turpins Marschdispositionen und sprach dagegen mit einer Art von leidenschaftlicher Heftigkeit. Mir wurde bange, weil das Wort: dumm sehr oft vorkam und der König wirklich ungnädig aussah;

[1] Im Jahre 1717. Vgl. S. 286.

[2] Christian von Massenbach (1758—1827), auf der Karlsschule erzogen und württembergischer Offizier, übersandte dem König 1782 eine kleine militärische Schrift und bat ihn bei einem Besuch in Potsdam um Anstellung in preußischem Dienst. Sie erfolgte nach Ablegung eines Examens vor dem Obersten und Flügeladjutanten Theodor Philipp von Pfau und dem Oberstleutnant im Ingenieurkorps Magdelaine Touros d'Heinze. Darauf beschied ihn der König zur Audienz und nahm ihn, gleichwie Rüchel (vgl. S. 202), in sein militärisches Gefolge und in seinen Unterricht auf. Doch, ebenso wie Rüchel, enttäuschte auch Massenbach später die von Friedrich auf ihn gesetzten Hoffnungen durch den unheilvollen Einfluß, den er 1806 auf die Oberste Heeresleitung und den Gang der Operationen ausübte. Der Bericht über seine Audienz nach seinen „Rückerinnerungen an große Männer", Bd. II, S. 121 ff. (Amsterdam 1808).

[3] Gemeint sind jedenfalls die von Du Chesne 1690 herausgegebenen Memoiren Puységurs (vgl. S. 196), welche die Zeit von 1617—1658 umfassen.

[4] Graf Lancelot Turpin de Crissé (1713—1795), Verfasser des „Essai sur l'art de la guerre" (Paris 1754).

Digitized by Google

sein Blick verriet einen hohen Grad von Unwillen. Ich dachte an das tremekeit Olympum[1].

Der König. Hat Er die Campagnes du maréchal de Luxembourg[2] gelesen?

Ich. Ich habe angefangen, sie zu studieren, da ich gehört, daß Ew. Königl. Majestät sie allen Ihren Offizieren empfohlen haben.

Der König (sehr freundlich). Das ist recht. Da kann sich ein Offizier brauchbar machen. Lebt Sein Vater noch?

Ich. Ja, Ew. Königl. Majestät, auf einem Landgute bei Heilbronn am Neckar.

Der König. Hat er gedient?

Ich. Ja, Ew. Königl. Majestät, bei den Hessen in den Feldzügen in Flandern, anfänglich im Militär, und nachher als Oberforstmeister in Schmalkalden.

Der König. Nicht mehr im Siebenjährigen Kriege?

Ich. Nein, Ew. Königl. Majestät. Ein Vatersbruder aber hat das Glück gehabt, für Ew. Königl. Majestät zu fechten und verwundet zu werden.

Bei diesen Worten funkelte das Auge des Königs. Er sah äußerst freundlich aus und fragte heftig: Wo?

Ich. In der Schlacht bei Bergen[3].

Der König. Oh! Schlacht! Nicht doch! Affaire bei Bergen.

Das Gesicht des Königs war ganz finster geworden. Ich hatte noch nie einen Menschen gesehen, auf dessen Gesicht alle Gedanken der Seele sich ebenso schnell ausdrückten, als Gedanken aufeinander folgen. Das war eine Mobilität, die mich in Erstaunen setzte. Dieser königliche Ernst und dann urplötzlich wieder diese königliche Milde! Den Ausdruck, der in dem Auge dieses Königs lag, hat kein Maler erreicht; er war unerreichbar.

Der König schwieg einige Augenblicke, nahm Tabak, und nun sagte er: Seine Mutter ist eine Schwester meines Edelsheims[4]. (In dem Worte „meines" lag eine unsägliche Milde.) Und Seine Großmutter?

Ich. Eine Gemmingen.

Der König. Ist Er mit den Gemmingen verwandt?

Ich. Meine Familie hat mit der Gemmingischen einerlei Wappen.

Der König. Ich habe auch Massenbachs in Preußen... Seine Urgroßmutter ist eine Lehwald. (Das sagte der König in einem Tone, als wenn er bei der Hochzeit gewesen wäre.)

[1] Zitat aus Virgils „Aeneis" (Buch X, Vers 115): Zeus ließ den ganzen Olymp erzittern.

[2] Gemeint ist wohl: Beaurain, „Histoire militaire du duc et maréchal de Luxembourg", 6 Bde. (Paris 1756). Vgl. S. 94 Anm. 3.

[3] Am 13. April 1759.

[4] Freiherr Georg Ludwig von Edelsheim war von 1760—1773 von dem Könige im diplomatischen Dienste, zuletzt als Gesandter in Wien, verwandt worden. Er trat 1784 in badische Dienste.

Digitized by Google

Ich. Eine Neipperg, Ew. Königl. Majestät, eine Verwandtin des Feldmarschalls Neipperg[1], der berühmt geworden ist, weil Ew. Königl. Majestät ihn bei Mollwitz geschlagen haben[2].

Der König lächelte; es war ein etwas verhaltenes Lächeln.

Der König. Hat Er die Geschichte dieser Schlacht gelesen?

Ich. Ich habe die Geschichte aller Kriege Eurer Königl. Majestät mit Anstrengung aller meiner Aufmerksamkeit studiert; es ist unglücklich für einen fremden Offizier, nicht die besten Quellen benutzen zu können.

Der König. Was für Bücher hat Er gelesen?

Ich nannte die bekannten Werke.

Der König. Sie taugen alle nichts. Hat Er sich die Lage recht imprimirt, in welcher ich mich mit meiner Armee vor der Schlacht bei Mollwitz befunden habe?

Ich. Ich glaubte, ohne Vorliebe für meinen Vetter Neipperg, den Marsch bewundern zu müssen, den er von Neiße nach Ohlau machte.

Hier sah mich der König mit einem durchdringenden Blick an; es war, als wollte mich sein Auge durchbohren. Der König war sehr ernst und forschend, ich ganz ruhig und erwartend.

Der König (freundlich). Ist Ihm dieser Marsch aufgefallen? (Auf dem „Ihm" lag der Akzent). Ich werde Ihn bei mich nehmen. Sehe Er, damals war ich noch jung und verstand den Krieg noch nicht . . . Ich hatte die Festung Neiße noch nicht, und auch nicht Brieg, und war über die Neiße gegangen. Das war sehr fehlerhaft! Ich verdiente bestraft zu werden. Ich werde Ihn bei mich nehmen; Er muß das alles selbst sehen, an Ort und Stelle.

Ich küßte dem Könige den Rock; ich hätte seine Knie umfassen, ich hätte hinsinken, ich hätte ihn anbeten mögen.

[1] Graf Wilhelm Reinhard Neipperg (1684—1774), österreichischer Feldmarschall, seit 1755 Präsident des Hofkriegsrats.

[2] Für die Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741) und die Lage des Königs vor der Schlacht vgl. Ges. Werke, Bd. II, S. 71 ff.

Digitized by Google

Marchese Luccheſini[1]

(Mai 1780 bis Juni 1782)

8. Mai 1780.

Prophezeiung über die katholiſche Religion. Binnen 1000 Jahren würde ein ehrgeiziger Fürſt den Sitz des Reiches nach Rom verlegen, dem Papſte ſeine weltliche Macht rauben und ihn zum Patriarchen machen. Dann würden die anderen Völker, da ſie den Papſt und alles verlören, was er an

[1] Marcheſe Girolamo Luccheſini (1751—1825), aus Lucca, unternahm 1779 eine Reiſe durch Deutſchland und Frankreich. Er wurde dem Könige vorgeſtellt, von ihm Anfang Mai 1780 zum Kammerherrn ernannt und als ſein ſtändiger Geſellſchafter in ſeine Umgebung berufen. Nach Friedrichs Tod ſchlug er die diplomatiſche Laufbahn ein. Über die Geſpräche an der Tafel des Königs hat er Tagebuch geführt. Der oben mitgeteilten Auslese iſt die Handſchrift im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin zugrunde gelegt.

Digitized by Google

Ansehen besitzt, leicht Kirchenspaltungen herbeiführen, und so würde die christliche Religion zwar ihre Grundlage behalten, aber ihre Disziplin und ihre Grundsätze ändern.

Der König verachtet alle, die nichts weiter als reich und adlig sind; allein das Verdienst soll die Empfehlung eines jeden bilden.

11. Mai 1780.

Er sagte, Cobenzl[1], der Vizekanzler in Wien, beginne außer Mode zu kommen. Wie er glaubt, wird entweder Rosenberg oder Starhemberg[2] Nachfolger von Kaunitz werden. Doch glaubt er, daß dieser sich nicht wird ersetzen lassen. Seine Fehler deutete er an: Hochmut, Eitelkeit, Faulheit, Gleichgültigkeit; dafür aber, daß er so viele Herrscherhäuser gegen ihn aufgestachelt hat[3], lobte er ihn. Er hat ihn 1730 im Lager des Königs von Polen bei Leipzig[4] kennengelernt. Damals war Kaunitz Student an der Universität.

12. Mai 1780.

Es ist ein Grundsatz des Königs bei Begründung neuer Gesellschaften oder Manufakturen, Fremde aus den Ländern, wo diese Manufaktur oder dieser Handel bereits blüht, daran zu beteiligen. Derart werden die fremden Industrien in sein Land übertragen, und wenn er auch einmal von einem Betrüger hintergangen wird, so verdrießt und entmutigt ihn das nicht.

Wie er sagte, hat der Dreißigjährige Krieg in Deutschland so viele und große Verheerungen angerichtet, daß sie noch jetzt nicht ganz gutgemacht sind.

13. Mai 1780.

Er sprach weise über die Tugenden und Laster und bezeichnete sie als Begriffe, die nur für die menschliche Gesellschaft Geltung haben, die Gottheit aber sowenig ehren wie verletzen können. Von der Unsterblichkeit der Seele sprach er mit philosophischer Freiheit. Von der Philosophie Platos sagte er, sie hätte viele Träumereien in die Religion hineingebracht.

14. Mai 1780.

Er lobte Ludwig XIV. wegen der Festigkeit, mit der er an seinen Entschlüssen festhielt. Er erinnerte an die Erziehung des Königs in den Mitren der Liga. Damit rechtfertigt er die wenig gewählte Erziehung, die er den Söhnen des Prinzen von Preußen zuteil werden läßt.

Er sprach vom Selbstmord und legte dar, daß es Fälle gibt, wo ein Mensch das Recht hat, sein Leben zu enden. Er sagte, wenn im Kriege von 1756 in einem gewissen Augenblick alles mißlungen wäre, so hätte er den Tod gesucht

[1] Graf Philipp Cobenzl.
[2] Graf Franz Rosenberg und Fürst Georg Starhemberg, Mitglieder des Staatsrats.
[3] Vgl. S. 53 Anm. 1 und S. 107.
[4] Vgl. S. 9 Anm. 6.

Digitized by Google

oder sich selbst den Tod gegeben[1]. So suchte Cäsar in Spanien den Tod, als er im Kampfe mit den Söhnen des Pompejus stand und einen Augenblick Gefahr lief, die Schlacht zu verlieren[2].

Auf die moderne Musik schalt er[3]. Er gab zu, daß er sogar Arien komponiert habe ...

Als die Rede auf die Schlacht von Pavia (1525) und die Kriege jener Zeit kam, war ihm unter vielen Namen, die er anführte, der Name des Don Antonio di Leyva entfallen. Nach Verlassen der Tafel und nachdem er sich von allen verabschiedet hatte, kam er wieder heraus und nannte den Namen, der ihm inzwischen eingefallen war.

Eine eigenartige Bemerkung machte der König über die Reisen des Kaisers. Die erste nach Italien (1769) zeigte ihm den Sitz seines Reiches, der nicht mehr in seinen Händen ist, und das ihm entrissene Königreich Neapel. Die zweite nach der Lausitz (1766) und die dritte nach Schlesien (1769)[4] zeigten ihm zwei Provinzen, die ihm einst gehörten. Auf der vierten ging er nach Lothringen (1777) und sah das verlorene Erbe seiner Vorfahren. Auf der fünften nach Frankreich (1777) sah er das verlorene Elsaß. Nun braucht er nur noch nach dem französischen Flandern zu reisen.

Es ist nicht des Königs Grundsatz, Geld auszugeben, um Personen an den fremden Höfen zu bestechen. Dieser Grundsatz hat in manchem sein Gutes. Frankreich und das Haus Österreich z. B. verschwenden Jahresgehälter und Geschenke, um sich im Ausland Parteigänger zu gewinnen, und in dem Augenblick, wo sie es nützen könnten, fehlt es ihnen an Geld. Dies Geld will der König, wie er sagt, lieber für einen Feldzug brauchen. Aber est modus in rebus[5]. Manchmal würden ein paar Groschen zur rechten Zeit ihren Zweck erfüllen.

24. Mai 1780.

Die Rede kam auf die französische Sprache, die gegenwärtig Weltsprache ist und von der Akademie der Vierzig festgesetzt wurde. Die italienische hat verschiedene Sekten. Die Crusca[6] nannte ich den Papst mit den Kardinälen; die Lombardei hat ihre Luther, Neapel seine Calvine. Das Gespräch kam darauf, daß es erlaubt sei, die Sprache durch neue Worte zu bereichern, wenn solche fehlen und die neuen Entdeckungen in Künsten und Wissenschaften sie fordern. Er nannte das eine Art Eroberung, aber sie verlange einen Kolumbus, um sie gut und am rechten Ort zu machen.

Er sprach von dem Brauch, viele Sprachen zu lernen. Wer nicht, sagte er, Gelehrter von Beruf sei, solle sich lieber in die Sache vertiefen als mehrere Sprachen lernen. Es sei besser, ein Werk in guter Übersetzung zu lesen, als es

[1] Vgl. S. 87ff. und 102. [2] Die Schlacht bei Munda im Jahre 45 v. Chr.
[3] Vgl. S. 155 und 163ff. [4] Vgl. S. 140ff. [5] Alles mit Maß.
[6] Die florentinische Sprachakademie.

Digitized by Google

im Urtext nur mäßig zu verstehen. Denn man müsse doch annehmen, sagte er, daß einer, der einen Teil seines Lebens auf die Übersetzung verwandt hat, den Schriftsteller besser verstehen wird, als einer, der ihn zum erstenmal liest.

Von der deutschen Literatur sprach er mit Verachtung und sagte, solange sie keine klassischen Schriftsteller besäße, die die Sprache veredelten, würde sie wenig Fortschritte machen. Er gibt aber zu, daß der Anfang gemacht ist. Er schätzt den Dichter Canitz[1], der zur Zeit seiner Großmutter[2], einer feingebildeten Frau, lebte.

Vom Grafen Algarotti[3] sagt er, er habe sein ganzes literarisches Vermögen in barer Münze bei sich getragen und im Gedächtnis bereit gehabt, sobald er es brauchte. Von dem vielen, was er gelesen, habe er das beste behalten: ein sehr richtiges Urteil.

30. Mai 1780.

Vierstündige Mittagstafel. Durch große Betriebsamkeit, Begründung von Manufakturen und Entdeckung von Metallen in seinem Lande hat der König die Einfuhr um 2 Millionen im Jahre verringert. Die Entdeckung von Kobalt in Schlesien ist vor allem deshalb nützlich, weil er die himmelblaue Farbe für die Leinwand liefert, für die jährlich 72 000 Taler ausgegeben werden.

Obwohl mit d'Alembert[4] befreundet, billigt der König doch nicht alles, was dieser schreibt. Von seinen literarischen Werken, über die er allein ein Urteil hat, hält er nur die Einleitung zur „Enzyklopädie“[5] für wirklich wert, auf die Nachwelt zu kommen ...

Der König predigte den Frohsinn und behauptete, er habe sich auch in den schlimmsten Lebenslagen zu erheitern gesucht.

Seinen Pferden gibt er die Namen von berühmten Feldherren des Altertums, lebenden Ministern, Fürsten usw. Ein Schinder, den er hat, heißt Theodor nach dem jetzigen Kurfürsten von Bayern[6]. Fürst Kaunitz ist ein gutes Pferd, aber faul und launenhaft usw.

31. Mai 1780.

Ich war wie gewöhnlich bei der Mittagstafel, hatte aber keine Gelegenheit, die Früchte der Unterhaltung rechtzeitig zu bergen. Ich erinnere mich nur, daß von den Spaniern die Rede war, und daß der König Hochachtung für dieses Volk zeigte. Es sei gewiß hochherzig und voller Ehrgefühl, von lebhafter Einbildungskraft und auch begabt für die Wissenschaften, doch hemme der Aberglaube ihre Fortschritte. Diese hohe Meinung von den Spaniern stammt

[1] Freiherr Friedrich Rudolf von Canitz (1654—1699). Seine Poesien erschienen 1700 unter dem Titel „Nebenstunden unterschiedener Gedichte“.
[2] Königin Sophie Charlotte. [3] Vgl. S. 25.
[4] Vgl. S. 126ff.
[5] Vgl. S. 266 Anm. 8.
[6] Karl Theodor (1724—1799), Kurfürst von der Pfalz, seit 1778 auch von Bayern.

Digitized by Google

zum Teil wohl vom Lord-Marschall, der dies Volk nach der unglücklichen Unternehmung gegen Schottland im Jahre 1715 liebgewonnen hat[1].

19. Juni 1780.

Er gab uns einen Begriff von dem Stammbaum der Manufakturen. Sie kamen zur Zeit der Maria und Katharina von Medici[2] aus Italien und begannen sich in Frankreich und in den benachbarten Niederlanden zu entwickeln. Der Religionskrieg, der die Republik Holland begründete, bewog viele Antwerpener auszuwandern. England einerseits und Sachsen andrerseits nahmen sie auf und erhielten so die ersten Wollspinnereien. Die Nachbarschaft (Sachsens) brachte den Einwohnern der Mark Anregung, noch mehr die Ankunft der Refugiés[3]. Der Spanische Erbfolgekrieg und der Krieg in Italien im Jahre 1706 führten viele Preußen und Brandenburger in kultiviertere und industriereiche Länder, und sie brachten neue Begriffe mit nach Hause.

Im allgemeinen spricht der König von seinem Vater mit großer Verehrung und erkennt ihm einen großen Anteil an der Bildung seines Staates zu.

20. Juni 1780.

Das Gespräch kam auf Physik. Der König versteht nichts davon und würdigt darum auch die Bemühungen anderer nicht. Vom Weltsystem hat er nur oberflächliche Begriffe. Seine Vorstellungen über den Haushalt der Natur sind mehr poetisch als sonst etwas. Überall blickt das Genie durch, aber sein Wissen in diesen Dingen ist sehr lückenhaft. Er glaubt wohl, daß es eine erste Ursache gibt, aber keine einheitliche Materie, sondern verschiedene Elemente, aus denen die Dinge sich zusammensetzen.

Er sprach verächtlich von La Mettrie[4]; dagegen hat Maupertuis[5] in diesem Lande sein Glück gemacht.

21. Juni 1780.

Der König bewies seine Beredsamkeit durch die erfundene Rede eines katholischen Beichtvaters, der einen Fürsten zur Unduldsamkeit bestimmen will. Er ist wirklich sehr beredt ...

Die Rede kam auf die Musik von Gluck, auf die der König schlecht zu sprechen ist[6]. Er ließ einmal einen Akt des „Orpheus" mit zwei Geigen und einem Cello im Zimmer spielen, und nach dieser Probe urteilt er über die Gluckſche Oper.

Auch auf Horaz kam das Gespräch. Da er fast gar kein Latein versteht, kann er die Schönheiten des Dichters nur insoweit beurteilen, als die Übersetzung

[1] Der Lord-Marschall Georg Keith (vgl. S. 127 Anm. 2) hatte 1715 die Erhebung des Prätendenten Jakob Eduard Stuart, des Vaters von Karl Eduard (vgl. S. 39 Anm. 1), mitgemacht und war, bevor er nach Preußen übersiedelte, in das spanische Heer eingetreten.

[2] Katharina, Gemahlin Heinrichs II., und Maria, Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich.

[3] Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685).

[4] Vgl. S. 42. [5] Vgl. S. 64. [6] Vgl. S. 165 und 217.

Digitized by Google

ſie wiedergibt. Infolgedeſſen tut er vielen ſchönen Oden unrecht, deren Hauptwert im Stil liegt. Die Ars poetica liebt er nicht, weil ſie zu wenig Zuſammenhang hat. Mehr als alles übrige ſchätzt er die Satiren.

3. Juli 1780.

Eine Mahlzeit von über vier Stunden. Erwähnenswert iſt die Bemerkung über den Urſprung der Freiheit vieler europäiſcher, insbeſondere deutſcher Städte zur Zeit der Kreuzzüge. Alles befand ſich unter dem Joche des Adels.

Um Geld zu bekommen, verkaufte der Adel den Städten die Freiheit: das war der erſte Zuſammenbruch des Feudalſyſtems.

Die Freimaurer ſtammen aus England. Jetzt möchten ſie Komtureien erwerben und ein Orden werden. Der Aberglaube an Geiſtererſcheinungen miſcht ſich hinein, andere hegen den geheimen Wunſch, Gold zu machen, andere, wie der Herzog von Södermanland, nähren den Geiſt der Empörung[1].

[1] Am 10. Auguſt 1780 ſchreibt Lucheſini: „Bei der Nachricht von der ſchlechten Geſundheit des Königs von Schweden (Guſtav III., vgl. S. 38 Anm. 3) ſagte der König, er fürchte, der Herzog von Södermanland, des Königs Bruder, werde ſich an die Spitze der Oppoſition ſtellen und den Sohn des Königs als Baſtard erklären laſſen.“ In der Tat beſtieg Herzog Karl (1748 bis 1818) nach der Ermordung von Guſtav III. (1792) und dem Sturz von deſſen Sohn, König Guſtav IV. Adolf, als Karl XIII. 1809 den ſchwediſchen Thron.

Digitized by Google

4. Juli 1780.

Im Gespräch über Karl XII. ließ er erkennen, daß er ihn als kühnen, freimütigen, unternehmenden Mann schätzt, aber seine Feldzugspläne hätten nur wenig getaugt. Er sagte, da Karl stets mit den Russen gekämpft habe, die noch nicht kriegstüchtig waren, und mit den Sachsen, die allein stets wenig geleistet haben, so lasse sich über das Maß seiner Fähigkeiten kein Urteil fällen[1].

7. Juli 1780.

Fünfstündige Mittagstafel und Unterhaltung. Streiterei wegen seiner Geringschätzung der Mathematiker. Den Kanzler Bacon[2] schätzt er wegen seines Novum scientiarum organum sehr hoch und zieht ihn dem Plato und anderen antiken Philosophen vor ...

10. Juli 1780.

Die Mittagstafel war sehr lehrreich. Unter anderem sprach er über die großen Kriegshelden und ging die berühmtesten durch. Unter den Römern waren es drei, denen er den ersten Rang anwies: Scipio Africanus, der Besieger Karthagos, Ämilius Paullus[3] und Julius Cäsar. Den Lukullus verwies er auf den zweiten Platz, ebenso Gustav Adolf, Mercy[4], Turenne und Condé[5]. Luxemburg[6] und der Marschall von Sachsen[7] gehören vielleicht noch unter die Zahl der ersteren, ganz gewiß aber Prinz Eugen. Diese Untersuchung verdiente gedruckt zu werden. Ein Mann, der elf Schlachten gewonnen hat und Beredsamkeit und Adel im Ausdruck besitzt, kann die größten Feldherren als seinesgleichen beurteilen.

11. Juli 1780.

Zur Mittagstafel wurden der Fürst von Ligne und sein Sohn zugezogen[8]. Der König übertraf sich tatsächlich selbst. Voll Bewunderung schieden beide Prinzen von Sanssouci. Das Gespräch umfaßte die ganze Welt.

19. Juli 1780.

Er lobte die österreichische Reiterei im Jahre 1740 und sagte, sie wäre seine Lehrmeisterin gewesen. Er hätte ihr aber das Lehrgeld binnen kurzem heimgezahlt[9].

25. Juli 1780.

Der König sprach die denkwürdigen Worte: „Jeder hat seine Fehler. Ich habe die meinigen, die ihr mir verzeihen müßt, und ich verzeihe die euren sehr gern."

[1] Vgl. S. 97. [2] Vgl. S. 70.
[3] Der Sieger von Pydna (168 v. Chr.).
[4] Freiherr Franz von Mercy († 1645), kaiserlicher Feldherr.
[5] Vgl. S. 148 Anm. 2. [6] Vgl. S. 94 Anm. 3.
[7] Vgl. S. 152 Anm. 3. [8] Vgl. S. 193.
[9] Noch bei Mollwitz war die preußische Kavallerie von den Österreichern geworfen worden. In dem Lager bei Strehlen, das er im Sommer 1741 bezog, hat Friedrich sie systematisch geschult, so daß sie bei Soor und Hohenfriedberg unvergänglichen Ruhm erwerben konnte. Vgl. seine Urteile in den Gef. Werken, Bd. I, S. 186f., Bd. II, S. 78 und 213.

Digitized by Google

11. August 1780.

Ich hörte den König mit Vergnügen erzählen, er habe im (Ersten) Schlesischen Kriege den Erlanger Zeitungsschreiber, der sehr schlecht über ihn gesprochen, durchprügeln lassen[1]. Bei dieser Gelegenheit sagte er, er hätte die Sache später bereut und betrachtete sie als einen Jugendstreich. Er hätte aber, sagte er, zeigen wollen, daß der Arm des Königs weit reicht.

13. August 1780.

Heute sprach der König vom Stoff zu einem Heldengedicht aus der Geschichte des Königs Gustav Wasa von Schweden. Er ließ dabei erkennen, wie glücklich seine Einbildungskraft in diesen Dingen ist. Am selben Tage sprach er von Forster, der mit dem verstorbenen Kapitän Cook auf der Insel Tahiti war[2]; dabei zeigte er, daß er von der Naturgeschichte falsche und beschränkte Begriffe hat. Die Erfahrungswissenschaften sind dem König unbekannt. Das ist seine wissenschaftliche Achillesferse.

4. September 1780.

Ich bin bei der Mittagstafel gewesen. Der König befindet sich sehr wohl. Es wurde viel von der Reise nach Schlesien gesprochen[3] . . . Wie er sagte, bedient er sich, um neue Manufakturen zu begründen, der Akzisenliste, aus der er ersieht, was aus dem Ausland bezogen wird, wo es gebraucht wird und in welcher Menge. Danach errichtet er die Manufakturen in seinem Lande.

Die Rede kam auf die Reise des Kaisers nach Rußland[4]. Er sagte, der Kaiser habe Karl V. auf seiner Reise nach England (1520) nachahmen wollen, um den russischen Wolsey zu gewinnen[5], das sei ihm aber nicht geglückt. Die päpstliche Würde konnte er ihm nicht versprechen. Wie er erkennen ließ, verläßt er sich gar nicht auf die Lobsprüche, die der Kaiser ihm gespendet hat: in Petersburg, in Riga einem Offizier gegenüber, in Polen einem anderen und bei Troppau dem Prinzen Eugen von Württemberg[6].

5. September 1780.

Der König hat falsche Vorstellungen über Italien, Charakter, Anlagen und Tapferkeit der Italiener. Es wurde viel von einem unabhängigen Königreich Italien unter einem einzigen Herrscher gesprochen.

[1] Es handelt sich vielmehr um den Herausgeber der „Gazette de Cologne" in Köln, namens Rodérique.

[2] Johann Reinhold Forster (1729—1798) begleitete James Cook auf seiner zweiten Weltreise (1772—1775).

[3] Am Vorabend war der König von der Revuereise heimgekehrt.

[4] Der Besuch, den Joseph II. im Sommer 1780 am russischen Hofe abstattete, führte zu einer Defensivallianz mit Katharina II.

[5] Karl V. machte dem Erzbischof und Kardinal Thomas Wolsey Aussicht auf den Päpstlichen Stuhl; der „russische Wolsey" ist der Günstling Katharinas II., Fürst Gregor Alexandrowitsch Potemkin. [6] Sohn des Prinzen Friedrich Eugen (vgl. S. 84 Anm. 3).

Digitized by Google

6. September 1780.

Den Plato liebt der König nicht, und er vergibt es dem Cicero nicht, daß er ihn so hochgeschätzt hat. Das ist ganz natürlich; denn die Schönheit des Stils geht in den französischen Übersetzungen verloren, und gerade darin liegt einer der größten Vorzüge Platos. Die Poetik des Aristoteles schätzt er sehr ...

Von der Materialität der Seele wurde so gesprochen, wie es sich an der Tafel eines philosophischen Königs gebührt.

12. September 1780.

Der König kam nachmittags von Berlin zurück ... Er betrachtete es als ein Glück, daß er vom diplomatischen Korps verschont geblieben ist, und sagte, es sei sehr schwer, mit ihm zu sprechen, ohne etwas zu sagen[1].

17. September 1780.

Über Karl XII. sprach der König das Urteil aus, er sei ein verwegener Narr oder ein tragischer Hanswurst gewesen. Von Peter I. sagte er, daß er große Geisteskraft besaß, aber roh, grob und bäurisch war. Er selbst sagte in Paris zur Mutter des Regenten sehr richtig: „Madame, ich habe es verstanden, mein Volk etwas zu bessern, mich selbst aber nicht[2]."

28. September 1780.

Ziemlich langes Gespräch über die Knabenerziehung, wobei er auf die Erziehung, die er den Söhnen des Kronprinzen geben ließ, ziemlich ausführlich eingeht. Wie er sagt, ist alles, was man bis zum achtzehnten Jahre lernt, sozusagen verloren, und man erwirbt sich seine Bildung zwischen dem achtzehnten und dem achtundzwanzigsten Lebensjahr.

2. Oktober 1780.

Es wurde ziemlich viel von Literatur gesprochen, von der Dürftigkeit des deutschen Theaters, den wenigen guten italienischen Trauerspielen, dem Fehlen aller guten englischen, dem geringen Eindruck, den die Lektüre der griechischen Tragödien gemacht hat, dem schlechten Geschmack der lateinischen Tragödien und der Vollendung des französischen Theaters.

Die Rede kam auf den (geistigen) Klimawechsel, der im Norden einzutreten scheint. Ich sagte, eines Tages würden die Lappländer ihre Virgile und Catulle, eine Peterskirche und ein Louvre haben. Der König schloß das Gespräch mit den Worten, er sei mit den Meisterwerken der italienischen und französischen Literatur und einigen schönen englischen Werken zufrieden[3].

[1] Vgl. S. 172.

[2] Vgl. S. 212.

[3] Der König arbeitete damals an seiner Abhandlung „Über die deutsche Literatur" (vgl. Ges. Werke, Bd. VIII, S. 74ff.), die dann ebenso, wie zahlreiche andere Werke Friedrichs, im kleinen Kreise zur Verlesung gelangte. Lucchesinis Tagebuch enthält denn auch viele Inhaltsangaben und Kritiken der vorgelesenen Werke.

Digitized by Google

4. Oktober 1780.

Er bemerkte, daß Rußland in seinem Werdegang den Gesetzen anderer aufsteigender Reiche nicht gefolgt ist. Denn das Mannesalter hat sich bei ihm durch nichts bekundet, vielmehr ist es aus der Dunkelheit gleich zum Luxus und zur Verweichlichung des vorgerückten Alters übergegangen.

Eine sehr gute Bemerkung machte er über die große Zahl berühmter Männer, die Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. hervorgebracht hat. Die Bürgerkriege sind Stürme, die das Meer aufwühlen und das an die Oberfläche bringen, was sich auf dem Grunde verbirgt. Wenn etwas Gutes und Großes vorhanden ist, ringt es sich aus der Dunkelheit empor, zeigt sich der Welt und vervollkommnet sich. Er sagte, der Kardinal Mazarin[1] habe Frankreich mehr Gutes als Böses getan und sicherlich für Philipp V. den spanischen Thron bereitet[2].

Das Gespräch kam mit gewohnter Kraft und philosophischer Freiheit auf die Religion, die Ewigkeit der Welt, die Materialität der Seele, die Vorsehung usw. Der König zeigt, daß er an Endzwecke der Vorsehung glaubt, aber den völligen Fatalismus liebt er nicht.

6. Oktober 1780.

Schöne Kritik der Geburt, des Lebens und Todes Christi, würdig des freiesten Philosophen und des philosophischsten Königs. Kein künftiges Leben, kein persönlicher Gott, nur eine erste Ursache, vielleicht nötig und sicher dem Menschen verborgen.

9. Oktober 1780.

Durch all seine wirtschaftlichen Gespräche zieht sich der Grundsatz, daß ein Staat sich wie ein Privathaushalt leiten läßt, indem jeder Posten im Soll und Haben vom Hausherrn abhängen muß.

24. November 1780.

Mittagstafel. „Die Mannigfaltigkeit der Kulte," sagt der König scherzend, „spricht für die gute Absicht der Menschen bei der Verehrung der Gottheit. Sie beweist, daß die Menschen von Natur schlecht sind und, sich selbst überlassen, tausend Schändlichkeiten begehen."

1. Dezember 1780.

Der König sprach ein denkwürdiges Wort: „Habe ich ein Pferd, das stolpert, sonst aber gut ist, so behalte ich es lieber, als daß ich ein neues nehme, dessen Fehler ich nicht kenne. Ein gleiches gilt von den Ministern, mit denen man so wenig wie möglich wechseln soll."

[1] Giulio Mazarin (1602—1661), Kardinal und Premierminister Frankreichs.

[2] Philipp, Herzog von Anjou, ein Enkel Ludwigs XIV., bestieg als Erbe des kinderlosen Königs Karl II. 1700 den spanischen Thron, der ihm von Erzherzog Karl, dem nachmaligen Kaiser Karl VI., streitig gemacht wurde.

Digitized by Google

4. Dezember 1780.

Ursprung der Feindschaft zwischen Voltaire und Maupertuis. Voltaire war eines Tages an der Abendtafel des Königs geistreicher als sonst. Beim Verlassen der Tafel machte ihm Algarotti ein Kompliment darüber. In seiner Selbstgefälligkeit verlangte Voltaire von Maupertuis eine Bestätigung. Der mürrische Mathematiker antwortete: „Sie haben mich tödlich gelangweilt." Das war der Kampfruf. Die Schmähschriften fingen an[1]; auch konnte der König nicht durchsetzen, daß Voltaire den Maupertuis nicht beleidigte. Voltaire erwiderte dem König, in der Republik der Wissenschaften herrsche Freiheit. Er habe zwar Fehler, wer aber aus seinen Vorzügen Nutzen zöge, müsse sie ihm nachsehen.

11. Dezember 1780.

Der König ist kein großer Verehrer von Gustav Adolf[2]; nur der Marschall von Sachsen schätzte ihn hoch. Der König aber tadelt an seiner Politik besonders, daß er nach Schwaben und Bayern ging (1632), statt geradenwegs nach Böhmen zu rücken und den Kaiser zum Frieden zu zwingen.

13. Dezember 1780.

Bemerkenswert ist das Urteil über Karl V. nach der Gefangennahme Franz' I.[3] Der König sagt, Karl V. hätte eins von beiden tun müssen: entweder seinen Gefangenen großmütig freigeben oder alsbald mit Heeresmacht in Frankreich einfallen, das nehmen, was er beanspruchen konnte, und dann dem König Frieden und Freiheit gewähren. Friedrich hätte das zweite getan. Der König entschuldigt die mangelnde Folgerichtigkeit Karls V. damit, daß die Cortes in Madrid ihm die Flügel beschnitten.

14. Dezember 1780.

Mittagstafel. Er ist kein sehr großer Bewunderer des Marschalls von Sachsen[4]. Er hätte die Schlachten nur durch ungeheure Menschenopfer gewonnen, und darin scheint der König nicht ganz unrecht zu haben.

Abends. Der König meint, daß der schlimmste Feind der Römer Pyrrhus[5] war, nach ihm Hannibal. Die Römer waren damals tapfer, aber in der Kriegskunst unerfahren. In der Wahl ihrer Stellungen waren sie sorglos. Sie konnten stets überrumpelt werden und in Hinterhalte fallen, die ihnen gelegt wurden. Erst der jüngere Scipio Africanus begann die Kriegskunst zu vervollkommnen; Cäsar brachte sie zur Vollendung[6].

18. Dezember 1780.

Abends sagte er mir: Als der Prinz von Condé[7] in der Schlacht bei Senef (1674) getadelt wurde, daß er viele Leute geopfert hätte, antwortete er: „Eine Nacht in Paris macht das alles wett."

[1] Vgl. S. 64. [2] Vgl. S. 221. [3] In der Schlacht bei Pavia (1525).
[4] Vgl. S. 152 und 221. [5] Pyrrhus, König von Epirus († 272 v. Chr.).
[6] Vgl. S. 221. [7] Vgl. S. 148 Anm. 2.

Digitized by Google

23. März 1781.

Scherzhafter Streit über das Vorhandensein des leeren Raumes, der von mir behauptet, vom König und vom Bischof von Ermland[1] verneint wird. Physik, Medizin, Anatomie, alles wurde in Bewegung gesetzt.

4. April 1781.

Abends kurze, aber angenehme Unterhaltung. D'Alembert war nahe daran, sich in Berlin niederzulassen[2]. Gegen die Annahme einer Schöpfung wurde mir eingewandt, daß es manche Tiere gibt, die für gewisse Himmelsstriche geschaffen sind, aber in anderen nicht entstehen noch leben können.

6. April 1781.

Als vom Kriege die Rede war, nannte er ihn einen Schmelztiegel, der alles, was Talent und Mut besitzt, läutert. Das Gespräch kam auf die Türkei, und der König bemerkte richtig, daß die Türken keine Ahnung von der Kriegskunst, keine Mannszucht, kein Geschick im Gebrauch der Reiterei und in der Verwendung der Kanonen besitzen, deren Konstruktion und Gewicht gegen alle guten Regeln sind. Das militärische Europa macht dank seinem Fleiß und seiner Kunstfertigkeit täglich neue Fortschritte, sie aber haben die alte Tapferkeit verloren. Im letzten russisch-türkischen Kriege[3] hat die russische Artillerie sie stets geschlagen, da sie das feindliche Geschützfeuer nicht aushalten konnten. Außerdem wurden die Truppen nicht pünktlich bezahlt.

7. April 1781.

Abends wechselnde Gespräche. Er hat den Aristophanes gelesen, langweilt sich aber dabei, weil die griechischen und lateinischen Lustspiele unzusammenhängend sind und man eine allzulange Reihe mittelmäßiger Dinge hinunterschlucken muß, um etwas Schönes zu finden.

12. April 1781.

Mittagstafel. Gespräch über Vampire. Im Jahre 1730 spielten sie in Ungarn eine große Rolle. Es war nicht leicht, den Glauben daran auszurotten. Gespräch über Gespenster. Der König spricht häufig von Hobbes[4] und dem Marquis d'Argens[5], die kaum an Gott glaubten und doch voll anderer Vorurteile waren. Das hat mich auf den Verdacht gebracht, daß er selbst in der gleichen Haut steckt.

Abends wechselnde Gespräche. Er sagte mir, der Kaiser habe Absichten auf Schlesien, sobald „der Papst meine Leichenrede halten wird".

[1] Graf Ignaz Krasicki. [2] Vgl. S. 126 Anm. 1. [3] 1768—1774.
[4] Thomas Hobbes (1588—1679), englischer Philosoph.
[5] Vgl. S. 87 Anm. 4.

Digitized by Google

18. April 1781.

Der König versteht wenig von den Naturwissenschaften und hält wenig von Linné[1], den er auf einen Scherz La Mettries[2] hin als Pfuscher bezeichnet.

6. Mai 1781.

Mittagstafel mit dem Prinzen von Preußen. Der König bemerkte, im vergangenen Jahrhundert sei in der Politik wie in der Kriegskunst viel mehr geleistet worden als im jetzigen.

9. Mai 1781.

Abends wurde viel über die Art der Behandlung von Staatsgeschäften gesprochen. Unter anderen schönen Dingen sprach der König die große Wahrheit aus, ein Minister solle alles beobachten und das eine nicht leichter glauben als das andere; auch dürfe er weder Partei ergreifen noch sich bei den Geschäften erhitzen.

Eine Weile wurde vom Theater gesprochen, gegen das der König durch sein Alter und den Wunsch, zu sparen, gleichgültig geworden ist. Mit zunehmendem Alter wünscht er immer mehr, seinen Staaten aufzuhelfen. Er spart, um in den Provinzen das Geld mit vollen Händen auszustreuen. Die Hauptstadt schreit, und die Provinzen gedeihen.

14. Mai 1781.

Der König sprach über handelspolitische Grundsätze. Die seinigen sind alles andere als richtig, da er durchaus den Handel jedes einzelnen regeln will, statt dem Gewerbfleiß aller freie Bahn zu lassen[3].

28. Mai 1781.

Er las mir einen formvollendeten Brief an d'Alembert[4] vor, worin er sich bei der Eitelkeit aller menschlicher Dinge über das Nahen des Todes tröstet.

29. Mai 1781.

Es wurde im chinesischen Häuschen zu Mittag gespeist. Er machte sich über die Statuten der Orden vom Goldenen Vlies, vom Heiligen Geist, vom Elefanten usw. lustig, und zwar mit außerordentlicher Anmut. Er schlug eine Reform der Orden vor: für das Haus Österreich einen donnernden Jupiter, für England den Piratenhäuptling Merkur, für Frankreich den Stern der Venus „und für uns einen Affen, denn wir äffen die Großmächte nach, ohne es zu sein".

14. Juni 1781.

Neben anderen guten Bemerkungen machte er die, wer sich Soldaten hält, wie die Königliche Garde zu Versailles, um sie im Kriegsfalle nicht zu gebrauchen, „ist wie einer, der sich eine Mätresse hält, ohne mit ihr zu verkehren".

[1] Karl Linné (1707—1778), schwedischer Naturforscher, der Begründer der modernen Botanik.

[2] Vgl. S. 42.

[3] Mit seiner Forderung des Freihandels steht Lucchesini im Bann der damals in Frankreich aufgekommenen Lehre der Physiokraten, die das Merkantilsystem mit seinem staatlichen Zwang, wie König Friedrich es vertrat, von Grund aus verwarfen.

[4] Vgl. S. 126.

Digitized by Google

17. Juni 1781.

Abends Gespräch über den schlechten Charakter Voltaires, die Liebenswürdigkeit Algarottis[1], das mürrische Wesen von Maupertuis[2] und die gelehrte Pedanterie von d'Argens[3]. Eines Tages sagte der König zu Voltaire: „Sie zwingen mich, das Dasein der Geister einzuräumen, da Sie nichts Körperliches an sich haben."

19. Juni 1781.

Abends sagte er mir, die Mutter des Herzogs von Aiguillon sei eines Tages gefragt worden, warum sie als Frau von großem Geist, Witz und Anmut nie mit Voltaire verkehre, der damals in Paris lebte. Sie antwortete: „Ich kaufe ihn mir, aber ich mag ihn nicht sehen."

11. Juli 1781.

Mittagstafel. Geschichte vom Feldmarschall Neipperg[4], einem witzigen, boshaften Kopfe. Eines Tages hatten im Siebenjährigen Kriege zahllose Beförderungen stattgefunden. Als Neipperg hörte, daß unter den im Vorzimmer Wartenden sich ein Fähnrich befand, ging er sofort hinaus, trat auf ihn zu und sagte: „Ach, ich freue mich, noch einen Fähnrich zu sehen. Ich fürchtete schon, es gäbe keinen mehr."

5. April 1782.

Heute begab sich der König nach den ersten Exerzierübungen zur Mittagstafel nach Sanssouci. Diese dauerte 4 3/4 Stunden. Unter anderen lang und breit besprochenen Dingen kam auch die Abneigung des Königs gegen die reichen Herren, die überhaupt nicht in das Heer eintreten oder nur sehr kurze Zeit und schlecht dienen, eingehend zur Sprache. Das gleiche sagte er von den Zivilbeamten.

23. Juni 1782.

Als von Stoffen zu Heldengedichten gesprochen wurde, die aus der neueren Geschichte gewählt werden könnten, machte er zu mir eine beachtenswerte Bemerkung. Es handelte sich um Moritz von Oranien[5], und es wurden einige Einwendungen aus der Geschichte gemacht. Der König erwiderte, es genüge, die Geschichte zu ändern; was die Notwendigkeit geschichtlicher Treue bei der Darstellung neuerer Zeiten anginge, so mache er sich kein Gewissen daraus[6]. Im allgemeinen urteilt er auch in literarischen Fragen als König. Da er in seinem Lande Selbstherrscher ist, fragt er auch wenig nach den Gesetzen in der Kunst und Wissenschaft; darum ist er auch als Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosoph selbstherrlich. So viel steht fest, daß man den Werken eines Schriftstellers seinen Beruf anmerkt.

[1] Vgl. S. 25. [2] Vgl. S. 64. [3] Vgl. S. 87.
[4] Vgl. S. 214 Anm. 1.
[5] Prinz Moritz von Oranien (1567—1625), Statthalter der Niederlande.
[6] Die Äußerung des Königs bezieht sich, wie auch der Zusammenhang ergibt, nur auf poetische Werke.

Digitized by Google

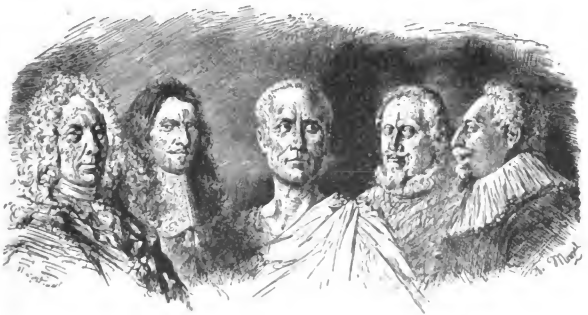
24. Juni 1782.

Der König glaubt nicht, daß das griechische Feuer in Konstantinopel jemals bekannt war, und zwar allein deshalb, weil man es jetzt nicht kennt. Er glaubt, daß in den Wissenschaften und Künsten schon alles entdeckt ist, wenigstens soweit es für die Menschen von Nutzen ist.

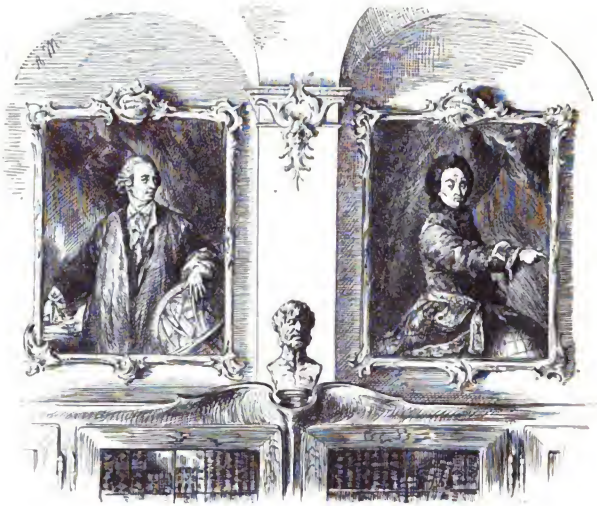
25. Juni 1782.

Als er vor der Schlacht bei Liegnitz[1], von deren Ausgang Sein oder Nichtsein für ihn abhing, in die Nähe des Ortes gekommen war, wo er beschlossen hatte, Laudon anzugreifen, legte er sich — es war noch finstere Nacht — in seinen Pelz gehüllt, auf die bloße Erde nieder und schlief so gut, daß es ziemlich viel Mühe machte, ihn zu wecken, als ein Husarenoffizier mit der Meldung kam, daß der Feind anrückte. Da gab er einige Befehle, stieg zu Pferde und sagte: „Guten Morgen, meine lieben Grenadiere, wollen wir nicht ein Stück weiter marschieren?" Und er führte sie zum Siege.

[1] Am 15. August 1760 (vgl. S. 115ff.).



Digitized by Google



Gespräche mit Dichtern und Gelehrten

Gottsched[1]

(Oktober 1757)

Leipzig, 22. Oktober 1757.

Verwichenen Sonnabend (15. Oktober) halb 12 Uhr kommt der König selbst mit etlichen Regimentern und 2 Battalion von seiner großen Potsdamer Garde, neu recrutiert und aufs kostbarste montiret, hier an. Da machen unsere Leipziger große Augen. Es war in der Tat ein unvergleichlicher Anblick, teils was die extraschönen und großen Leute, teils was ihre

[1] Johann Christoph Gottsched (1700—1766), deutscher Schriftsteller, Professor der Philosophie in Leipzig. Er strebte eine Reform der deutschen Sprache und des deutschen Schauspiels an. Bereits am 23. November 1756 hatte er in seiner Eigenschaft als Rektor der Universität König Friedrich bei seinem ersten Aufenthalt in Leipzig kurz begrüßt. Erst Mitte und Ende Oktober 1757 wurde er zu längeren Gesprächen berufen. Ihre Schilderung nach seinem Bericht vom 22. Oktober nebst Nachschrift vom 1. November 1757 an Professor Flottwell in Königsberg (gedruckt bei Krause, „Friedrich der Große und die deutsche Poesie", S. 87 ff.; Halle 1884).

Digitized by Google

Montur betrifft, die blau mit silbernen Schleifen und Achselbändern und orange Westen und Beinkleidern ist; die Hüte aber groß, mit ausgehackten silbernen point d'Espagne[1]. Die Universität schickte abermal vier Professores zu ihm, ihn zu bewillkommen. Ein Jurist führt das Wort. Er fraget sie allerlei, die Studia betreffend, zumal die Historie und Philosophie, aber er fraget gleichfalls nach mir und meiner Frauen[2].

(Gottsched wird zu dem König bestellt, bei dem er um 3 Uhr eintrifft.)

Ich werde gemeldet und hereingerufen. Der Herr steht vor einem Camin, den Hut unter dem Arm und die Hände auf dem Rücken, als um sich zu wärmen. Ich näherte mich ihm und küßte ihm den Rock.

Seine Worte waren: „Ich habe neulich nicht recht mit Ihm sprechen können und wollte doch gerne etwas mehr mit Ihm bekannt werden. Sage Er mir: hat Seine Frau den Bayle übersetzt[3]?"

Gottsched. „Nein, Ew. Majestät, das wäre wohl zu viel Arbeit für ein Frauenzimmer."

König. „So hat Er ihn denn selbst gemacht?"

Gottsched. „Auch ich habe es nicht getan, allergnädigster Herr, sondern ein anderer Gelehrter, Königslöwen, der schon tot ist."

König. „Was hat Er denn dabei getan?"

Gottsched. „Ich habe ihn durchgehends mit dem Original verglichen und ausgebessert, auch Anmerkungen dazu gemacht."

König. „Also ist er nun recht übersetzt, auch überall wohl getroffen?"

Gottsched. „Ja, Ew. Majestät, soviel die juristische Schreibart des Übersetzens solches zugelassen. In Ansehung der Sachen stehe ich dafür; in Ansehung des Styli kann Bayle nichts verlieren, da er der größte Stylist nicht ist."

König. „Wie kann Er von des Bayle Stylo urteilen? Hat Er ihn denn recht gelesen?"

Gottsched. „Zwei- bis dreimal, weil ich ihn bei der Edition zwei- bis dreimal corrigieren und revidieren müssen; so viel französisch aber habe ich schon aus andern Büchern gelernt, daß ich von Bayle und seiner Schreibart urteilen kann."

König. „Was hat Bayle für Fehler?" usw. — — —

Denken Sie, lieber Freund, was das für ein Examen rigorosum war! Aber ich gab ihm zur Antwort, indem ich fortfuhr.

Worauf er erwiderte: „Das ist wahr, das ist sein Fehler."

[1] Borte; wörtlich: spanische Spitze (bezieht sich auf die Technik der Herstellung).

[2] Luise Adelgunde Viktorie Gottsched, geb. Kulmus. Auch sie war schriftstellerisch sehr tätig.

[3] Pierre Bayle, Dictionnaire historique et critique. Die deutsche Übersetzung von Gottsched in 4 Bänden war 1740—44 erschienen; der König selbst veranstaltete dann einen zweibändigen Auszug aus dem „Dictionnaire", den er 1765 mit einer von ihm verfaßten Vorrede veröffentlichte (vgl. Ges. Werke, Bd. VIII, S. 40ff.). Vgl. S. 107 Anm. 1.

Digitized by Google

Und um ihm zu zeigen, daß ich auch davon urteilen konnte, hub ich an französisch zu reden; denn bis dahin hatten wir lauter deutsch gesprochen. Das schien ihm nun unerwartet zu kommen.

Indessen trat er vom Camin nach dem Fenster zu und hub an, tausend Fragen zu tun: was meine Frau sonsten geschrieben hätte? was ich aus dem Französischen übersetzt hätte? Und als ich ihm die Lutrin aus dem Boileau[1], die Iphigenia aus dem Racine und andere mehr nannte, bezeigte er eine große Begierde, die Stücke zu sehen, weil er glaubte, daß sie gar nicht deutsch gegeben werden könnten. Es ward noch viel anderes von deutschen Trauerspielen, von Opern und Comedien geredet, bis er wieder auf die beiden Stücke kam, die er sehen wollte. Ich erbot mich, sie dem Bedienten einzuhändigen, wenn Se. Majestät befehlen wollten. „Nein," sprach er, „bringe Er sie mir selbst her, und zwar bald." Da hatte ich nun meinen Bescheid, lief nach Hause und holte sie, so daß ich mit dem Schlage 4 wieder bei ihm war ... Ich kam wieder und fand ihn an seinem Schreibtische sitzen, da er die Originale der Übersetzung, Boileau und Racine, nebst andern mehr vor sich liegen hatte.

Er fing wieder an, von der Schwierigkeit solcher Übersetzung zu reden und die teutsche Sprache für ungeschickt dazu zu erklären.

Ich nahm mir die Freiheit, ihm das Gegenteil davon zu versichern, und erbot mich, alles, was er mir vorgeben würde, auszudrücken.

So ging es denn an die Vergleichung des Textes mit meiner Übersetzung. Ob er nun gleich viele teutsche Wörter nicht verstand, so kritisierte er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedrückt hätte, als er sich jemals möglich zu sein eingebildet hätte. Bei diesem war der Abbé de Prades[2] zugegen, dem ich auch zuweilen die Unvollkommenheit seiner Sprache und Dichter zu verstehen gab. Und hier wurden nun fast unzählige Schriftsteller erwähnt, die der König alle gelesen hatte und richtig beurteilte.

Von den Poeten kam er auf die Geschichtsschreiber, Weltweisen, Mathematiker usw. Cartesius, Malebranche, Locke, Leibniz, Wolff, Thomasius[3] und die jetzigen hällischen Philosophen wurden von ihm beurteilt, wobei ich dann Gelegenheit hatte, ihm zu zeigen, daß ich sie auch alle gelesen hätte.

Er hielt sonderlich auf den Locke viel, sagte, daß er ihn in Halle eingeführt, daß aber der dasige Professor Meyer ihm nicht gewachsen wäre[4]. Er fragte, ob man hier ihn lese? usw.

[1] Das komische Heldengedicht „Le Lutrin" von Boileau-Despréaux (vgl. S. 85).

[2] Jean Martin de Prades, seit 1752 Vorleser des Königs. Wenige Wochen später fiel er in Ungnade, da er Friedrichs Vertrauen mißbrauchte.

[3] René Descartes (1596—1650); Nicolas Malebranche (1638—1715); John Locke (1632 bis 1704); Gottfried Wilhelm von Leibniz (1646—1716); Christian Wolff (1679—1754); Christian Thomasius (1655—1728).

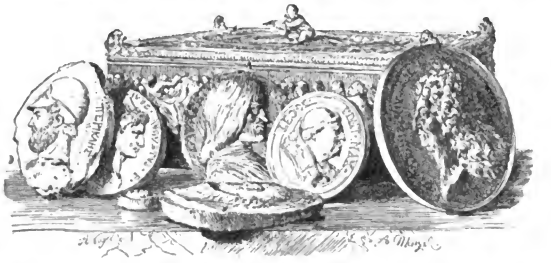
[4] Über die Unterredung, die er am 16. Juni 1754 bei seinem Besuch der Universität in Halle mit dem dortigen Philosophieprofessor Georg Friedrich Meyer hatte, berichtet der König in seinem 1769 verfaßten Briefe „Über die Erziehung" (Ges. Werke, Bd. VIII, S. 260).

Digitized by Google

Ich sagte, das Buch[1] wäre für die Studenten zu weitläufig; ein guter Professor müßte einen Auszug daraus machen usw.

König. „Ei, es ist eine schwere Sache, einen guten Professor zu finden. Thomasius ist einer gewesen. Ich suche schon seit geraumer Zeit einen guten Philosophen, aber ich kann keinen finden. Indessen, wenn die unruhigen Zeiten aus sind, will ich wieder daran denken."

Indessen habe ich ihm bei vorfallender Gelegenheit einige Elogen und Douceurs mit eingestreut. Zum Exempel: Da er die dramatischen Poesien tadelte, sagte ich: es wäre kein Wunder, daß es ihnen nicht besser gelinge;



es gäbe so wenig Terenze, die das Glück hätten, von Scipionen getadelt und gebessert zu werden. Als wir auf den Horaz kamen, dergleichen jetzo nicht wären, sagte ich: Es fehle in Deutschland an einem August.

„Ihr habt einen", versetzte er.

„Doch es fehlt an einem Mäcen", erwiderte ich.

„Darin", war seine Antwort, „habt Ihr recht."

Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zuviel französisch und zu wenig deutsch verstünden, alles deutsche recht zu schätzen und einzusehen, sagte er: „Das ist wahr; denn ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher), jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu."

Er gab mir hernach eine Strophe aus dem Rousseau[2] zu übersetzen auf, die er vor unmöglich auszudrücken hielte; sie steht im ersten Buch der Oden und ist an eine junge Witwe gerichtet, die wieder heiraten soll.

Bei allen diesen Unterredungen ward es dunkel, und weil ich schon vorhin einmal gesagt hatte, daß alle Franzosen den Horaz sehr weitläufig und schlecht übersetzt hätten, wollte er mir eine Ode vorlesen; es war die „Tyrrhena

[1] Lockes Schrift: „Versuch über den menschlichen Verstand."
[2] Jean Baptiste Rousseau (1671—1741).

Digitized by Google

regum", sagte er — „progenies", setzte ich hinzu, und daß sie an den Maecenas als einen Abkömmling aus dem Aetruriſchen Geſchlecht gerichtet wäre. So ſah er damal, daß ich den Horaz auch kannte, wie ich denn bei ſeinem Vorleſen die beſten lateiniſchen Stellen laut dazu ſagte. Die Überſetzung war ſehr gut geraten, ſo daß ich ſie mit Recht loben konnte; aber ich ſah auch wohl an dem prächtigen Druck des Quartanten, den er vor ſich hatte, daß es ſein „Philosophe de Sanssouci" wäre[1], den er in ſeinem Schloß hat drucken laſſen, und den niemand hat, als der, dem er ihn ſelbſt gibt. Es war alſo ſeine eigene Überſetzung, und lobte ſie deſto mehr. Der Abt war doch ſo höflich dabei, daß er mir winkte, indem er dem Könige das Licht hielte, daß ich merken ſollte, ſie ſei von ihm ſelbſt; welches ich aber nicht nötig gehabt hätte.

Es ſind noch hunderterlei im Reden vorgekommen, die ein ganz Buch Papier erfordern würden; denn unſer Geſpräch währte von 4 bis 7 Uhr in einem weg mit aller möglichen Geſchwindigkeit und Hitze. Er erzählte mir allerlei luſtige Sachen, von einem Prediger in Thüringen, wo er im Quartier geſtanden; vom ſeligen Reinbeck[2], von der Brühliniſchen Bibliothek, von des Baron Frieſen ſeiner bei Leipzig. Er redete vom ſeligen Pietſch[3] in Königsberg und den gar zu ſchwülſtigen Ausdrücken ſeiner Gedichte; von Graf Bünaus und Mascovs Hiſtorie[4]; von Gellerts Fabeln und hundert andern Sachen; denn was kann man in viertehalb Stunden nicht reden? Des Klopſtock „Meſſias"[5] verwirft er ganz, und die Miltonſche Schreibart[6] auch: „Dieſer Gegenſtand taugt nichts für die Dichtkunſt."

Weil er mir nun ſo viel Regeln der Poeſie gegeben hatte, die größtenteils vollkommen richtig waren, ſo ſagte ich beim Abſchiede: „Ich werde mich in Zukunft rühmen, das Geſetz der Dichtkunſt von dem Geſetzgeber aller Völker gelernt zu haben."

Er verſtand wohl, was ich ſagte; es ſchien ihm nicht zu mißfallen; denn er ſagte: „Ich habe die Ehre, Euch wiederzuſehen." Und ſo entfernte ich mich, indem er ein Paquet aufbrach . . .

Ich mache des nächſten Tages (16. Oktober) die Strophe des Rouſſeau und ſchicke ſie des Abends gegen 8 Uhr verſiegelt, „A Sa Majesté le Roye du Prusse" überſchrieben, an ſeinen Kammerdiener. Es dauert nicht eine Stunde, ja keine halbe, ſo iſt ein königlicher Kammerlakai da, der mir eine Antwort

[1] Gottſched irrt; denn in den „Oeuvres du philosophe de Sanssouci", die Friedrich 1751/52 drucken ließ, findet ſich die Überſetzung der Horaz-Ode (Oden, Buch III, 29) nicht.

[2] Johann Guſtav Reinbeck (1683—1741), Propſt in Berlin.

[3] Johann Valentin Pietſch (1690—1733).

[4] Graf Heinrich Bünau (1697—1762), Verfaſſer des Werkes „Genaue und umſtändliche deutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie", das aber nur bis 918 reicht; Johann Jacob Mascov (1689 bis 1761), Profeſſor in Leipzig, Verfaſſer einer „Geſchichte der Teutſchen" (bis zum Ausgang der Merovinger) und der „Einleitung zu den Geſchichten des Römiſch-Teutſchen Reichs bis zum Abſterben Kaiſer Karls VI." [5] Vgl. S. 161.

[6] John Milton (1608—1674), engliſcher Dichter. Sein Hauptwerk iſt „Das verlorene Paradies".

Digitized by Google

versiegelt bringt: „Au Professeur en Philosophie le Sieur Gottsched", mit zwei schwarzen Königlichen Pitschafften bedruckt. Ich erbreche es und finde außer einer gedruckten französischen Ode auf die Eroberung von Port Mahon[1], die ich ihm geschickt hatte, auch ein Quartblatt, das er mit schönen französischen Versen eigenhändig beschrieben hatte[2].

Leipzig, 1. November 1757.

Als der König den vorigen Mittwoch (26. Oktober) zum zweiten Mal wiederkam, schickte er gleich nach Tische um 3 Uhr nach mir; halb 4 war ich da und ward gleich vorgelassen.

Er fragte nach vielen von meiner Frauen Schriften und Versen, Prose und Briefen, französisch und deutsch, und wollte was davon sehen. Er kam auf viele andere Materien von schönen Wissenschaften, der deutschen Sprache, den Trauerspielen usw.

Ich bat mir die Erlaubnis aus, das Königliche Gedicht zu beantworten, und erhielt sie.

Als er einmal herausgerufen ward, um jemand Gehör zu geben, schlug er die Tür hinter sich zu und ließ mich ganz allein in seinem Cabinet versperrt. Er kam wieder und tadelte die Art, die alten Redner und Dichter in Schulen zu tractieren, da man bloß auf den Sinn der Redensart und Wörter geht, aber die Kunst im Reden und Dichten, ihre Schönheiten im Ganzen, ihre Oeconomie und Einrichtung, kurz, das Feine im Geschmack der Alten nicht erklärt und begreiflich macht. Kurz, der Herr wies eine ungemeine Einsicht, die der tausendste Gelehrte nicht hat.

Eine Stunde war vorbei, als er mir befahl, morgen wiederzukommen und das übrige mitzubringen.

Ich erschien Donnerstags (27. Oktober) um halb 5 Uhr. Ich brachte ihm allerlei mit, und er las von allem was, aber sonderlich den französischen Brief meiner Frauen und sagte: „Hätte ich hier mehr Zeit, würde ich ihr schreiben."

Ich überreichte mein Gedicht[3], von einer lateinischen guten Hand geschrie-

[1] Port Mahon wurde am 28. Juni 1756 von den Franzosen genommen.

[2] In seinem Gedichte (vgl. Ges. Werke, Bd. X, S. 147) begrüßt der König Gottsched als „Schwan von Sachsen" und ruft ihm lobend zu:

Du zwangest eine Sprache von Barbaren,
An Lauten reich, die rauh und widrig waren,
In deinen Liedern lieblicher zu klingen.

[3] Nach kurzem Rückblick auf die Blüte des geistigen Lebens in Athen und Rom und auf die Anfänge der Dichtkunst bei den Deutschen feiert Gottsched in seiner Antwort an den König (vgl. Anm. 2) die Dichter Preußens, deren Hauptvertreter er namentlich aufführt, um, wie er schreibt, „seine Gegenmeinung von dem Flore der schönen Wissenschaften und Künste" in Deutschland und zumal in den preußischen Landen darzutun. Er schließt das Gedicht mit den anzüglichen Worten:

Die rauhste Sprache wird sich bald gelinder zeigen,
Wird Friedrichs Ohr sich nur zu ihren Tönen neigen.

Digitized by Google

ben. Er nahm es, und als ich mich erbot, solches vorzulesen, so sagte er: „Nein, ich will es selbst lesen; dann verstehe ich es besser.“ Und hier nahm er sich Zeit und Geduld, es von Anfang bis Ende durchzulesen. Oft fragte er nach der Bedeutung dieses und jenes Wortes, oft machte er Anmerkungen oder forderte Erläuterungen, kurz, er las bis ans Ende, und als die rauheste Sprache kam, sagte er: „Das hat Er mir nicht schenken wollen“, aber mit Lächeln. Ich bat untertänigst umb Vergebung, und so dauerte die Unterredung bis 7 Uhr Abends.

Nun war seine ganze Generalität und alle Majors von der Armee zusammen. Man rief ihn. Er sprang auf, nahm Hut und Stock und ging ins große Zimmer, um die Befehle zum Marsch und zum Angriff der österreichischen, Reichs-Truppen und Franzosen zu geben[1]. In einer Viertelstunde kam er wieder und setzte sein Gespräch fort, bis 3/4 8, als ob er weiter nichts wichtiges zu tun hätte.

P. S. Der König hält den Dr. Quandt[2] für den einzigen deutschen Redner, der in der Welt ist. Er erzählte mir, wie er ihn als Kronprinz gehört und wie er ihn bezaubert hätte.

Zu diesen Unterredungen liefert Nicolai[3] noch folgende Ergänzung:

Es war unter andern von den Eigenschaften der deutschen Sprache die Rede. Der König gab sie für rauh, ungelenk usw. aus, und Gottsched verteidigte natürlich die Sprache, deren Sprachlehre er geschrieben hatte[4], und das mit vielem Geschrei. Der König nahm dem ungeachtet der deutschen Sprache immer mehr weg und sagte endlich: es wären in ihr eine Menge widriger Klänge, welche sie ungeschickt zur Beredsamkeit und Poesie machten. Z. B. sagte der König: „Da nennen sie einen Rival Nebenbuhler, welcher fatale Ton Buhler!“ Dies wiederholte er einigemal und drückte den Ton aufs uh.

Gottsched. „Ew. Majestät, es klingt doch ebenso wie boule!“

Der König, den diese Antwort traf, hielt sich dabei nicht auf, sondern fuhr fort: „Und die deutschen Konsonanten! Mir tun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre; da ist lauter Kah und Peh (er drückte wieder auf K und P). Knap — Knip — Klop — Klotz — Krok! Sein eigener Namen, wie hart! Gottsched! — fünf Konsonanten t-t-s-e-h! — ttsch! — ttsch! — was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist einmal rauh; und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht so angenehm ausdrücken als andere Sprachen!“

[1] Erst am 5. November kam es zur Schlacht bei Roßbach.

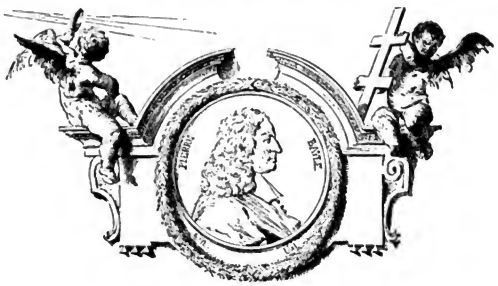
[2] Johann Jakob Quandt (1686—1772), Oberhofprediger in Königsberg. Dort hörte ihn Friedrich im August 1739.

[3] „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen“, Heft 3, S. 286ff. (Berlin und Stettin 1789).

[4] In seiner „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“ (Leipzig 1748).

Digitized by Google

Gottsched. „Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung. Die schönste und sanfteste Leidenschaft der Menschen nennen wir Deutschen Liebe, die Franzosen aber — amour!" Man kann denken, daß auch er den Ton auf das mour drückte. Und wer noch den rauhen und schreienden Ton von Gottscheds Stimme gehört hat und sich dessen erinnert, kann sich vorstellen, wie fürchterlich das u und r in seinem Munde geklungen habe.



Die Leipziger Gelehrten

(Dezember 1760)

Gottsched berichtet, Leipzig, 1. Februar 1761, an den Naturforscher Ledermüller in Nürnberg über den Aufenthalt König Friedrichs[1]:

Gleich nach der Ankunft Sr. Königl. Maj. von Preußen[2] ordnete mich hiesige hohe Schule nebst Herrn Professor Winckler und Herrn Professor Ludovici[3] an Se. Maj. ab, Dieselbe zu bewillkommnen. Wir waren so glücklich, eine $^3/_4$ stündige Audienz zu erlangen, darin dieser wirklich gelehrte Herr sich mit uns von vielen Materien, sonderlich aber physikalischen Dingen, vom Lichte, dessen Fortpflanzung nach Newton'schen oder Eulerischen Hypothesen[4], von der Strahlenbrechung und dem Ursprunge der Farben, von der anziehenden Kraft, von der Elektrizität und Professor Wincklers

[1] Vgl. E. Reicke, „Neues aus der Zopfzeit. Gottscheds Briefwechsel mit dem Nürnberger Naturforscher Martin Frobenius Ledermüller", S. 90 f. (Leipzig 1923).

[2] Im Winterquartier zu Leipzig am 8. Dezember 1760.

[3] Johann Heinrich Winckler (1703—1770) und Karl Günther Ludovici (1707—1778), Professoren der Philosophie. Für Ludovici vgl. noch S. 239 Anm. 1.

[4] Isaak Newton (1642—1727), englischer Philosoph und Physiker; Leonhard Euler (1707—1783), deutscher Mathematiker.

Digitized by Google

neuen Erfindungen und Versuchen darin und dergleichen mehr aufs gnädigste unterredeten.

Auch mich fragten Sie von der Universitätsbibliothek und ihren Manuskripten, sonderlich des Neuen Testaments, ob darin der Spruch: „Drei sind, die da zeugen im Himmel“[1] stünde? In Berlin hätte die Königliche Bibliothek dergleichen, darin er fehlete. Worauf ich erwiderte: In Wien hätte ich das Manuskript in Händen gehabt, woraus Erasmus[2] sein griechisches und lateinisches Testament zuerst ediret, und solches mit eigener Hand hineingeschrieben. Aus diesem Erasmischen hätte Luther sein deutsches Testament übersetzet; daher denn in allen seinen Bibeln bis ans Ende seines Lebens dieser Spruch ausgelassen worden. Dieses schien ihm Wunder zu nehmen...

Viel andere solche Unterredungen fielen vor, wobei ich allemal des Königs Dolmetscher gegen meine Kollegen abgeben mußte, als welche kein französisch sprechen, so oft der König gewisse Kunstwörter französisch nannte und nicht deutsch zu geben wußte. Ew. Hochwohlgeboren können sich nicht sattsam einbilden, wie aufgeweckt, gnädig und spaßhaft sich Se. Maj. gegen uns herausließen, sodaß man nicht anders hätte denken sollen, er rede wie ein Gelehrter mit seinesgleichen . . .

Ich habe oben vergessen zu sagen, daß der König von Preußen nach unserer feierlichen Aufwartung auch Professor Gellerten[3], den Dr. Ernesti und den Dr. Reiske[4], unseren Araber und Griechen, zu sich hat rufen lassen. Mit den beiden ersten sind Se. Maj. sehr wohl zufrieden gewesen; der letzte aber hat ihm wie ein wahrer Schulfuchs (denn er ist Rektor zu St. Nikolai) beständig auf eine ungeziemende Art widersprochen, sodaß der Herr endlich gesagt: „Nun, nun. Er soll Recht haben“, worauf er sich plötzlich umgekehrt und davon gegangen, ihn aber stehen lassen.

Am 12. Januar 1761 berichtet der König der Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha über seine Unterredung mit den Leipziger Gelehrten[5]:

Ich bin seit 4 Wochen hier im Lande des Lateins. Zu meiner Kurzweil habe ich alle Professoren der hiesigen Universität Revue passieren lassen. Drei bis vier fand ich, die tüchtig sind und gute Kenntnisse besitzen, darunter einen Professor des Griechischen[6], der nach meinem Dafürhalten mehr Urteil

[1] I. Epistel Johannis, Kap. 5, V. 7 und 8: „Denn drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der Heilige Geist; und diese drei sind Eins. Und drei sind, die da zeugen auf Erden: der Geist und das Wasser und das Blut; und die drei sind beisammen.“

[2] Erasmus von Rotterdam (1467—1536), niederländischer Humanist. In der Vorlage verschrieben: Melanchthon. [3] Vgl. S. 239 ff.

[4] Johann August Ernesti (1707—1781), Philologe und Theologe; Johann Jakob Reiske (1716—1774), Philologe und Orientalist.

[5] Nach dem Druck in den „Œuvres de Frédéric le Grand“, Bd. 18, S. 193 f. (Berlin 1851).

[6] Gemeint ist wohl Ernesti. Wie auch Thiébault (vgl. unten S. 246) in seinen „Souvenirs“, Bd. I, S. 149 erwähnt, unterhielt sich Friedrich mit Ernesti über Cicero und die alten Sprachen

und Geschmack hat, als man unter deutschen Gelehrten zu finden gewohnt ist. Ich habe in dem Schwarm aber auch einen entdeckt, den sich Molière nicht hätte entgehen lassen, wäre er sein Zeitgenosse gewesen. Dieser Prachtkerl erklärte mir mit Magisterwürde, er hätte 60 Foliobände zur Welt gebracht und alle Vierteljahre zwei veröffentlicht[1].

„So sind Sie denn ein Universalgenie?" fragte ich ihn.

„Allerdings", erwiderte er.

„Aber, Herr Professor, alle Vierteljahre zwei Foliobände! Wie ist das nur möglich? Ich fände nicht mal die Zeit, sie niederzuschreiben. Wie konnten Sie sie also verfassen?"

„Das kommt daher", sagte er und deutete auf seine Stirn.

Einer seiner wohlmeinenden Kollegen setzte hinzu: „Und aus Bayles Wörterbuch[2], aus Moreri, Chambers[3] und allen bekannten Nachschlagewerken, die er zu einem einzigen verschmolzen hat."

„Ja, ich habe sie zusammengeschmolzen", sagte der Gelehrte. „Aber ich habe sie erst zur Vollendung gebracht; denn ich habe alle verbessert."

Behüte der Himmel Sie, Frau Herzogin, und mich in diesem und in allen künftigen Lebensjahren vor Verfassern von 60 Foliobänden! Ich bin bis jetzt derart von dieser Vorstellung betroffen, daß ich beim Anblick jedes Buches zittere, außer wenn es in Duodez ist.

Gellert[4]

(18. Dezember 1760)

König. Ist Er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

König. Der englische Gesandte[5] hat mir viel Gutes vom Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert. Von Haynichen bei Freiberg.

[1] Bisher irrig auf Gottsched bezogen. Es handelt sich aber jedenfalls um Ludovici, den Herausgeber des großen Zedlerschen „Universallexikons aller Wissenschaften und Künste", das im ganzen in 68 Bänden von 1733 bis 1754 erschien; davon kamen unter Ludovicis Leitung 50 Bände dieser gewaltigen Publikation heraus.

[2] Vgl. S. 231 Anm. 3.

[3] Louis Moreri (1643—1680), Verfasser eines „Dictionnaire historique" (1674); Ephraim Chambers (1680—1740) gab 1728 eine „Encyclopädie" heraus.

[4] Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769), deutscher Schriftsteller, Professor an der Universität Leipzig. Vor allem als geistlicher Lieder- und als Fabeldichter hat er sich einen Namen gemacht. Er wurde am 18. Dezember 1760 durch den Major Quintus Zilius (vgl. S. 69 Anm. 4) zum König beschieden, der ihn dann selbst, aber vergeblich, zu erneutem Besuche einlud. Das Gespräch nach einem Schreiben Gellerts vom 27. Januar 1761 (gedruckt in seinen „Sämtlichen Schriften", Bd. 9, S. 13ff.; Leipzig 1839). Vgl. S. 161 und 271.

[5] Mitchell (vgl. S. 55).

Digitized by Google

König. Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg[1]?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

König. Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Quintus Icilius. Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine[2] nennen.

König. Das ist viel. Hat Er den La Fontaine gelesen?

Gellert. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

König. Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

König. Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov[3], einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat[4].

König. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert. Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

König. Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert. Die Welt glaubt's.

König. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

Gellert. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen von ihm.

König. Da hat Er recht.

Gellert. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgetan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Saeculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

König. Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt[5].

Gellert. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

König. Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert. Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte.

[1] Christlieb Ehregott Gellert (1713—1795), Professor an der Bergakademie zu Freiberg.

[2] Jean de La Fontaine (1621—1695), französischer Fabeldichter.

[3] Vgl. S. 234 Anm. 4.

[4] Johannes Andreas Cramer (1723—1788), Kanzelredner, Professor der Theologie in Kopenhagen, dann in Kiel, hatte 1748 den „Discours sur l'histoire universelle" von Bossuet (vgl. S. 99 Anm. 4) übersetzt und mit Kommentar herausgegeben.

[5] August II., der Starke († 1733), und sein Sohn August III. († 1763).

Digitized by Google

König. Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin gewesen[1].

König. Er sollte reisen.

Gellert. Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König. Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert. Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

König. Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curieren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert. Ihro Majestät, diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.

König. So muß Er fahren —.

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

König. Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?

Gellert. Jawohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten —.

König. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich.

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

König. Was meint Er? Welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer scheint wohl den Vorzug zu haben, weil er das Original ist.

König. Aber Virgil ist viel polierter.

Gellert. Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urteilen können. Ich traue darin dem Quintilian[2], welcher Homer den Vorzug gibt.

König. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urteilen der Alten sein.

Gellert. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urteilen kann.

Quintus Icilius. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben[3].

König. So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae[4] geschrieben?

Gellert. Ach ja, Ihro Majestät.

König. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur raten, wo Sie befehlen.

[1] Im Jahre 1751.
[2] Römischer Rhetor († 120 n. Chr.).
[3] „Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen" (1751).
[4] Kanzleistil.

Digitized by Google

König. Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle. Mein Gedächtnis ist mir sehr untreu.

König. Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen. — — — Nun, hat Er eine?

Gellert. Ja, Ihro Majestät, den Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bei dem ersten Blicke:
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wieviele Kunst, wieviele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler war beschämt, gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel getan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

König. Und die Moral?

Gellert. Gleich, Ihro Majestät.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen,
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

König. Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenia vorgelesen[1]; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch[2], gebracht; den habe ich weggeworfen.

[1] Vgl. S. 232. [2] Vgl. S. 234.

Digitized by Google

Gellert. Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

König. Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

Gellert. Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

König. Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm' Er bald wieder!

Pütter[1]

(3. Dezember 1762)

Als offene Tafel gehalten wurde, wo alles, was nur irgend von Stande war, als Zuschauer und Zuschauerin sich herbeigemacht hatte, kam ich sehr vorteilhaft nahe an der Tafel zu stehen, wo die Prinzessin[2] und der General Seydlitz[3], des Königs einziger Reisegefährte, beieinander saßen. Die Prinzessin machte mich selbst dem General bekannt. So konnte ich hier schon an einer sehr interessanten Unterredung teilnehmen. Unter anderem zeigte der General die Hand, wo er im Treffen bei Kunersdorf[4] eine starke Wunde bekommen hatte.

Ehe ich's mich versah, näherte sich ein Page von der Herzogin, die mich von ungefähr wahrgenommen haben mochte und mir jetzt sagen ließ: Ich möchte gleich zu ihr kommen, sie hätte dem Könige von mir gesagt. Kaum hatte ich diesem Befehle zufolge mich dem Stuhle genähert, wo die Herzogin an der Seite des Königs saß, so hörte ich, daß sie dem Könige meinen Namen nannte.

Der Blick, womit der König, indem er sich umwandte, mich ansah, ist mir seitdem unvergeßlich geblieben. So majestätsvolle, durchdringende Augen habe ich sonst bei keinem Sterblichen gesehen. Ich konnte mich glücklich schätzen, daß dieser Anblick mich doch nicht aus der Fassung brachte.

Seine ersten Fragen waren: wielange ich schon zu Göttingen gewesen sei, und worin ich dort Unterricht gebe?

Als ich hierauf Reichshistorie und Staatsrecht nannte, sagte er: „In der teutschen Geschichte ist noch vieles verborgen; da liegen noch viele wichtige Diplome in Klöstern versteckt."

Ich nahm davon Gelegenheit, die auch der Herzogin bekannt gewordene Urkunde Kaiser Konrads II. anzuführen, woraus sich der erste Ursprung der Landgrafen von Thüringen erkennen ließ, wovon das Original aus dem ehe-

[1] Johann Stephan Pütter (1725—1807), berühmter Staatsrechtslehrer und Publizist, Professor in Göttingen. Er weilte vorübergehend zum Unterricht des Erbprinzen Ernst am Gothaer Hofe, als König Friedrich den Herzog Friedrich III. und seine Gemahlin, die Herzogin Luise Dorothea, in Gotha 1762 besuchte. Die Darstellung nach „Johann Stephan Pütters Selbstbiographie", S. 406ff. (Göttingen 1798).

[2] Friederike Luise, Tochter des Herzogs. [3] Vgl. S. 95. [4] 12. August 1759.

Digitized by Google

maligen Kloster Reinhardsbrunn nach Gotha gekommen und noch im Archive vorhanden sei.

„Von Büchern über die Reichshistorie", fuhr der König hernach fort, „kenne ich nur den Père Barre[1]."

Auf meine Bemerkung, daß alle Ausländer sich meist nur eines von Struve zu Jena geschriebenen lateinischen Werkes über unsere Geschichte[2] bedient hätten, sagte er: „Strup, Struvius, den kenne ich nicht."

Wie ich ferner äußerte, es sei schade, daß Barre nicht Teutsch gekonnt habe, um teutsch geschriebene Urkunden und Bücher lesen zu können, behauptete der König, Barre habe als ein Lothringer das Teutsche verstanden.

Da hier von der teutschen Sprache etwas vorkam, erzählte der König der Herzogin in einem überaus aufgeräumten Tone: Er habe zu Leipzig einmal mit Gottsched davon gesprochen, daß die französische Sprache doch noch viele Vorzüge vor der teutschen habe, unter anderm, daß ein Wort oft in vielerlei Verstande gebraucht werden könne, wofür man im Teutschen oft mehrere Ausdrücke zusammensuchen müsse (das ich zwar mehr für eine Armut der französischen Sprache und für einen Reichtum der unserigen halten würde). Darauf habe Gottsched geantwortet: „Das wollen wir noch machen[3]." Diese Worte wiederholte der König etlichemal mit solchem Nachdruck, daß man wohl merkte, wie auffallend ihm die Anmaßung des Mannes, was er noch machen wolle, vorgekommen sei.

Ich weiß nicht, was hernach vor ein Anlaß dazwischen kam, daß die Herzogin dem Könige sagte: ich sei aus einem seiner Länder gebürtig. Darauf fragte mich der König: wo ich her wäre? Mit meiner Antwort: „Aus Iserlohn in der Grafschaft Mark" hatte diese königliche Unterredung auf einmal ein Ende.

Die Karschin[4]

(August 1763)

König. Ist Sie die Poetin, von der ich gehört habe?

Karschin. Ew. Majestät, ja; man gibt mir den Namen.

König. Wer war Ihr Vater?

Karschin. Brauer und Gastwirt. Sein Name war Dürbach.

[1] Joseph Barre, Histoire générale d'Allemagne (Paris 1748).

[2] Burkhard Gotthelf Struve (1671—1738), Professor in Jena, Verfasser des „Corpus historiae Germanicae a prima gentis origine ad annum usque 1730".

[3] Für die Unterredungen des Königs mit Gottsched vgl. S. 230 ff.

[4] Anna Luise Karsch (1722—1791), Naturdichterin. Durch den General von Seydlitz (vgl. S. 96 und 243), der mit ihr in Briefwechsel gestanden, auf sie aufmerksam gemacht, beschied der König sie im August 1763 zur Audienz, die sie in einem Schreiben vom 15. bestätigt. Das Gespräch nach ihrem Bericht in den „Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II.", Bd. 8, S. 102 ff. (Berlin 1787). Eine in Versen abgefaßte Darstellung in der von ihrer Tochter besorgten Ausgabe ihrer „Gedichte", S. 183 ff. (Berlin 1792).

Digitized by Google

König. Aus welchem Orte war er gebürtig?

Karschin. Aus Schweidnitz, einem Dorfe bei Grünberg.

König. Wo ward Sie geboren?

Karschin. In Niederschlesien, zwischen Krossen und Züllichau, auf einer Meierei, so groß ungefähr, wie Horazens Landgütchen gewesen ist. Sie heißt der Hammer und gehört zu dem Schwiebuser Kreise.

König. Sie war also auf dem Lande, hatte keine Erziehung, keine Schule? Wodurch ward Sie denn zur Poetin?

Karschin. Durch die Natur und durch die Siege Ew. Majestät.

König. Sie hat doch Bücher gelesen?

Karschin. Ja, Ew. Majestät, ich las verschiedene Dichter, Gellert[1], Haller[2], Hagedorn, Ramler[3], Gleim[4] und andere mehr.

König. Nicht auch die alten Schriftsteller?

Karschin. Ich habe keine andere Sprache als Deutsch gelernt.

König. I nu, man hat doch Übersetzungen; lese Sie da welche!

Karschin. Ja, ich las Plutarchs Lebensbeschreibungen, fünf Gesänge der Iliade und den Horaz —.

König. Doch den Horaz! Das ist gut. Aber wie sieht's um Ihre Muttersprache aus? Gibt es da nicht Fehler?

Karschin. Ew. Majestät, man sagt, ich sei meiner Sprache ziemlich mächtig und mache nur dann und wann kleine Fehler.

König. O, man muß gar keine machen!

Karschin. Ich werde mich bemühen, sie zu vermeiden.

König. Hat Sie keinen Mann?

Karschin. Ich hatte einen, der mich nie versorgte. Ich habe ihn nicht mehr.

König. Ließ er Ihr Kinder?

Karschin. Eine Tochter.

König. Wo ist die?

Karschin. Zu Berlin bei der Realschule. Hofrat Stahl zahlt Kostgeld für sie.

König. Wie alt ist sie?

Karschin. Dreizehn Jahre.

König. Ist sie schön?

Karschin. Nein, Ew. Majestät, sie hat keine schöne Mutter.

König. Ha! Die Mutter war doch wohl einmal schön! Wo wohnt Sie denn zu Berlin?

Karschin. Ew. Majestät, ich wohne sehr schlecht. Die Logis sind seit dem Frieden sehr teuer.

König. Nu, wo wohnt Sie denn da?

[1] Vgl. S. 239. [2] Vgl. S. 157 Anm. 1.

[3] Friedrich von Hagedorn (1708—1754) und Karl Wilhelm Ramler (1752—1798), deutsche Dichter.

[4] Vgl. S. 278.

Digitized by Google

Karschin. An der Stechbahn im alten Konsistorium drei Treppen hoch unterm Dache, in einer Kammer, wie zu Paris in der Bastille.

Der König lachte und fragte weiter: Von was lebt Sie denn aber?

Karschin. Von der Diskretion meiner Freunde.

König. Läßt Sie denn niemals was drucken?

Karschin. Ja, Ew. Majestät, ich gab einige Blätter zum Druck bei Gelegenheit Ihrer glorreichen Wiederkunft aus dem Kriegsfelde.

König. Was ward Ihr dafür?

Karschin. Zwanzig Taler gab mir der Buchdrucker Winter.

König. Zwanzig Taler; in Wahrheit, davon lebt man nicht lange in Berlin! Na, ich will schon sehen, will für Sie sorgen. Adieu[1].

Thiébault[2]

(1765—1784)

[März 1765.]

Es begann schon zu dunkeln. Herr de Catt[3] ließ mich zuerst eintreten und blieb immer ein bis zwei Schritt hinter mir. Der König, der in seinem Zimmer auf und ab ging, blieb stehen. Sobald er mich erblickte, trat er auf mich zu und sagte: „Guten Abend, mein Herr; es freut mich, Sie zu sehen und Ihre Bekanntschaft zu machen."

Sofort folgte Frage auf Frage, so daß die Unterhaltung sehr lebhaft wurde. In diesem Tempo blieb sie während der ganzen Zeit meiner Anwesenheit, d. h. fast zwei Stunden. Man hatte mir oft gesagt, daß er vor allem offene, rasche und kurze Antworten verlangte, und so bestanden die meinen oft nur aus halben Sätzen oder gar nur aus ein, zwei Worten.

Zuerst fragte er mich, wie mein Name geschrieben würde, in welchem Ort in Frankreich ich geboren sei, ob meine Eltern noch lebten, welches der Beruf meines Vaters wäre, ob ich Geschwister hätte, wie alt ich sei, was ich bisher getrieben hätte, ob ich verheiratet sei, aus welcher Familie meine Frau stammte, was ich vorzugsweise studiert, ob ich schon Bücher veröffentlicht hätte, wie es

[1] Nach dem erwähnten Briefe vom 15. August verhieß ihr der König ein Häuschen mit zwei Stuben und Garten in Charlottenburg und 200 Taler Pension. Nach der Audienz erhielt sie ein Geschenk von 50 Talern.

[2] Dieudonné Thiébault (1733—1807), französischer Gelehrter, wurde 1765 auf Empfehlung d'Alemberts (vgl. S. 126) an die von König Friedrich damals begründete Académie des Nobles in Berlin, die eine Art Seletta des Kadettenkorps bildete, berufen. An ihr wirkte er als Lehrer des Französischen bis 1784. Friedrich hat ihn oft bei sich gesehen, ihn auch bei seiner literarischen Tätigkeit zu Rate gezogen. Der teilweise gekürzte Bericht Thiébaults über seine Unterredungen mit dem König nach seinen „Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin", Bd. I, S. 6ff., 82ff. und 131ff.; Bd. III, S. 195ff.; Bd. IV, S. 21ff. (Paris 1804).

[3] Vgl. S. 50.

Digitized by Google

d'Olivet[1] und d'Alembert ginge, und welchen Reiſeweg ich von Paris nach Berlin genommen ... Dann fragte er, wie ich und meine Frau ſich in einem Lande, wo doch ſicher kein Menſch franzöſiſch ſpräche, verſtändigt hätten.

„In Straßburg", entgegnete ich, „habe ich mir eine deutſche Grammatik gekauft, die am Schluß ein ziemlich reichhaltiges Wörterbuch für Reiſende enthielt. Wenn ich etwas brauchte, ſah ich darin nach; fiel mir die Ausſprache des betreffenden Wortes zu ſchwer, ſo zeigte ich es in dem Buche und bekam, was ich wollte. In Nürnberg traf ich einen Kapitän Ihrer Armee, der auf der Rückreiſe aus ſeiner Heimat Savoyen war und beide Sprachen konnte. Wir ſind das letzte Stück zuſammengereiſt, und er hat uns als Dolmetſcher gedient". ...

„Sie können alſo nicht deutſch, mein Herr?" fragte der König.

„Nein, Sire. Ich hoffe es aber bald zu lernen, nach dem Plan, den ich mir entworfen habe."

[1] Pierre Joſeph Thoulier, Abbé d'Olivet (1682—1768), berühmter franzöſiſcher Grammatiker.

Digitized by Google

„Im Gegenteil, mein Herr! Ich fordere Sie dringend auf, es nie zu lernen; es ist ein Glück, daß Sie es nicht können. Sobald Sie deutsch sprechen können, werden Sie sich dieselben Germanismen angewöhnen wie wir. Sie werden sogar sehr auf sich selbst achten müssen, um dieser Gefahr zu entgehen, auch wenn Sie nie deutsch sprechen; schon dadurch, daß Sie uns französisch reden hören, werden Sie unwillkürlich darein verfallen. Je mehr Sie sich aber unsere Sprechweise angewöhnen, desto weniger werden Sie Ihren Pflichten genügen, für die Sie in dies Land berufen sind. Wie können Sie sich den reinen Geschmack und das feine Gefühl für die Schönheiten und Feinheiten, den Charakter und Geist Ihrer Sprache und für die Meisterwerke Ihrer Literatur erhalten, wenn Sie sich täglich mit den ganz verschiedenen und oft entgegengesetzten Sprachgebräuchen vertraut machen? Ja, als Ehrenmann, der ernstlich seinem Beruf nachkommen will, müssen Sie mir Ihr Wort geben, niemals unsere Sprache zu lernen." Dies Versprechen konnte ich ihm nicht abschlagen und habe es mit ebensoviel Treue wie Bedauern gehalten.

Dadurch kam das Gespräch ganz von selbst auf meine künftige Tätigkeit; er sprach nur kurz davon und verwies mich wegen der Einzelheiten auf die Instruktion, die er verfaßt und dem General von Buddenbrock für uns übergeben hatte[1]. Er erklärte mir, daß er den General mit der Verwaltung und der allgemeinen Aufsicht der neuen Anstalt betraut hätte; was die Leitung der Studien und die Wahl des Lehrstoffes für die Schüler beträfe, so überließe er dies ganz den Lehrern und wäre überzeugt, daß wir alle bestrebt sein würden, den Geist seines Planes zu erfassen und in seinem Sinne zu wirken[2].

Eines Abends hatte der König einen starken Gichtanfall. Er ließ Guichard[3] und mich rufen. Wir fanden ihn auf einem Feldbett liegend, mit angezogenen Stiefeln, einem weißen Taschentuch um den Kopf, darüber den Hut, und mit dem Mantel zugedeckt. Als wir eingetreten waren, hieß er uns Platz nehmen und uns an sein Bett setzen. Dies geschah, und er fuhr fort:

„Ich habe Sie alle beide rufen lassen, weil ich zu leidend und zu schwach bin, um selbst an der Unterhaltung teilzunehmen, ja ich kann ihr nicht einmal folgen. ... Mein Kopf ist so schwach, daß ich kaum weiß, wo ich bin. Also plaudern Sie zusammen, als ob ich nicht da wäre. Reden Sie, wovon Sie wollen und wie es Ihnen gefällt. Ich werde Ihnen zuhören, wenn ich die Kraft dazu habe. Das wird mich zerstreuen, wenigstens für Augenblicke" ...

Wir sagten jedoch nichts. Jeder von uns beiden wartete, daß der andere anfinge. Ich für mein Teil wurde etwas verlegen, da mir nichts einfiel, was

[1] Die „Instruktion für die Académie des Nobles in Berlin" ist gedruckt in den Ges. Werken, Bd. VIII, S. 251 ff. Zum Leiter der Anstalt wurde der Generalmajor Johann Jobst Heinrich Wilhelm von Buddenbrock, der zugleich Chef des Kadettenkorps war, ernannt.

[2] Es folgt noch ein Gespräch über grammatikalische Fragen.

[3] Vgl. S. 69 Anm. 4.

Digitized by Google

für einen kranken König geeignet schien ... Vielleicht war Guichard ebenso arm an Gedanken oder gespannt, wie ich mir heraushelfen würde. Vielleicht hoffte er mich auch bei irgendeiner Ungeschicklichkeit zu ertappen, was ihm große Freude gemacht hätte. Der König wurde indes ungeduldig und sagte immerfort: „Aber reden Sie doch! Sagen Sie, was Sie wollen, aber reden Sie!"

So durfte es nicht weiter gehen. Die Szene begann ebenso lächerlich wie peinlich zu werden. Ich beschloß also, dem Höfling nachzugeben — ein Sieg, der ihm teuer zu stehen kommen konnte, — und sagte zu ihm, in der Tat recht ungeschickt, er sei vor einiger Zeit selbst krank gewesen, es schiene ihm aber wieder sehr gut zu gehen.

„Der!" rief Friedrich dazwischen, „der und krank! Sehen Sie denn nicht, daß er eine Stentorstimme hat, Arme wie Herkules und Schultern wie Atlas? Verlassen Sie sich drauf, er wird uns noch alle zu Grabe tragen."

Ich weiß nicht, ob der König den politischen Grund, weshalb sein Oberst schwieg, erraten hatte und ihn dafür strafen wollte. Aber er fuhr fort, ihn eine Weile schonungslos zu verspotten ...

Nach und nach kam der König auf andere Gedanken, und im Lauf des Gesprächs prüfte er die verschiedenen Regierungsformen und stellte sie einander gegenüber. Die Unterhaltung wurde nun ebenso ernst, wie ihr Gegenstand wichtig und heikel war. Der Oberst und ich waren nur noch Zuhörer.

Obwohl der König, wenigstens zeitweise, große Schmerzen hatte, sprach er ganz allein bis nach 9 Uhr, dann entließ er uns. Aber fast jede Viertelstunde unterbrach er sich, von Schmerzen überwältigt. Dann rief er seine Bedienten und ließ sich einen Löffel von irgendeiner Arznei geben. Hierauf fragte er uns, wo er stehen geblieben sei, und setzte seine Erörterung fort.

So bot er uns das Schauspiel eines sterbenskranken Königs, der vor heftigen Schmerzen oft schrill aufschreien und sich minutenlang zusammenkrümmen mußte, aber trotzdem den Gedankenkreis eines so großen und verwickelten Themas in logischer Folge durchmaß, uns diese Gedanken nacheinander entwickelte und mit vollkommenster Unparteilichkeit die Menschen und die Gesellschaft, unsere Bedürfnisse und Leidenschaften, die Regierungen mit ihren Zielen und Mitteln und schließlich die Nachteile, die sie haben können, gleich richtig einschätzte. Eine so fesselnde Erörterung werde ich nie vergessen, zumal aus seinem Munde und unter solchen Umständen. Nachdem er uns fast alle seine Gedanken über dies Thema mitgeteilt hatte, faßte er sie schließlich in diese Worte zusammen, die ich noch zu hören glaube:

„Ich schalte aus meinem Geist jeden Gedanken an persönliches Interesse aus. Ich vergesse in diesem Augenblick, daß ich Herrscher bin; ich will sogar vergessen, daß ich ein Mensch bin. Ich nehme an, daß ich ein vom Menschengeschlecht völlig verschiedenes Wesen bin. Ich stelle mir vor, daß ich über dem Erdball schwebe und sorgfältig die Ameisen prüfe, die unter dem Namen

Digitized by Google

Menschen seine Oberfläche bedecken und sich durch Tatkraft und Fleiß alle Wesen und alle Hilfsquellen unterworfen haben. Ich stelle ihre Leidenschaften und Tugenden, ihre Irrtümer und Schwächen in Rechnung; ich sehe, daß dies Geschlecht denkender und freier Tiere nur in Gesellschaft leben kann, und zugleich, daß sie sich unmöglich alle um den gleichen Mittelpunkt vereinigen lassen. Da wir es also mit verschiedenen Gesellschaften zu tun haben, ist es klar, daß Interessengegensätze entstehen. Daraus folgt, daß diese Gesellschaften sich gegenseitig genau in derselben Weise behandeln müssen wie die Einzelwesen, da sie den gleichen Wechselfällen und den gleichen Gesetzen wie diese unterworfen sind. Auf Grund dieser Voraussetzungen suche und vergleiche ich nun die Mittel, die Gesellschaften zu erhalten und ihr Gedeihen zu sichern. Hier finde ich in der Politik die gleichen Beziehungen wie zwischen den einfachen Privatleuten, dieselben Grundlagen und Grundsätze wie in der bürgerlichen Moral. Immer und überall erkenne ich die gleichen Bedürfnisse, oft die gleichen Fehler, das Gute als Ergebnis der Weisheit und das Schlechte als Erzeugnis der Dummheit. Diese Prüfung führt mich bei reiflicher Erwägung und folgerichtiger Entwicklung der Gedanken zu Werturteilen über die verschiedenen Regierungsformen. Ich bringe in Anschlag die Stürme und Wirren in demokratischen Staatswesen, die Bedrückungen unter einer Adelsherrschaft, die verderblichen Launen des Despotismus, und ich werde schließlich zu dem Schluß gezwungen, daß die beste oder die am wenigsten unvollkommene Regierungsform die Monarchie ist, die mit einer kleinen Anzahl von Grundgesetzen fest umschrieben ist. Die große Zahl von Gründen, mit denen dieser Schluß sich rechtfertigen läßt, fasse ich unter zwei Hauptgesichtspunkte zusammen. Die monarchische Regierung ruht dort auf guter Grundlage, wo die Entschlüsse mit der größten Einheitlichkeit gefaßt und mit der größten Schnelligkeit ausgeführt werden."

Der König fragte uns dann noch, ob wir etwas einzuwenden hätten, und fügte einige minder wichtige Betrachtungen hinzu. Dann wünschte er uns guten Abend.

Auch bei einer anderen Gelegenheit demütigte er den Obersten Guichard in meiner Gegenwart, und zwar in noch viel grausamerer Weise als das erstemal ... Ich weiß nicht, warum Friedrich beschlossen hatte, ihn zu demütigen, aber diese Absicht war mir offenbar, ja mir schien, daß wir nur deshalb beide zu ihm berufen waren, weil er die harten Worte, die er ihm sagen wollte, durch die Gegenwart eines Zeugen verschärfen wollte.

Zu Anfang der Unterredung sprach der König von den sogenannten Axiomen und sagte, es sei für die Mathematiker und Philosophen sehr bequem, daß sie sich den Beweis dafür sparen könnten. Es wäre doch sehr gutmütig von uns, sie unbewiesen hinzunehmen, zumal sich leicht nachweisen ließe, daß einige, die allgemein anerkannt sind, falsch oder zum mindesten sehr anfechtbar seien...

Digitized by Google

Dann ging er zu einer anderen Frage über. Er sprach seine Verwunderung aus, daß der Schöpfer uns nicht die Fähigkeit verliehen habe, den Augenblick unseres Todes genau vorauszusehen. Diese Kenntnis könnte doch nur von Vorteil sein. Die Notwendigkeit, sich damit abzufinden, und das Beispiel der Weisen und Mutigen würden auch den Schwächsten schließlich zu würdiger Resignation verhelfen. Überhaupt, sagte er, würde doch jeder angesichts seines nahen Endes ein paar Segenssprüche verdienen wollen, indem er vor seinem Scheiden noch etwas Gutes täte. Das würde um so eher geschehen, als die Leidenschaften zu dieser Zeit gebrochen seien und die Macht der Wahrheit viel stärker wäre. Wieviel Vorurteile würden da verfliegen, wie viele Schleier vor unseren Augen sinken! Würde ein Familienvater es dann versäumen, geeignete Maßnahmen zu treffen, um die Eintracht unter seinen Kindern zu erhalten? Würde er ihnen nicht geeignete Lehren geben, um sie vor den Fallstricken und Ränken ihrer Feinde zu retten? Kurz, würde er vor dem Tode nicht alle seine Angelegenheiten ordnen? Er schloß diese Ausführungen mit der Aufforderung, ihm zu sagen, wie man es rechtfertigen könne, daß Gott uns über diesen wichtigen Punkt so völlig im unklaren gelassen habe.

Diesmal ergriff der Oberst das Wort. Er gab zu, daß man sich der Ansicht des Königs schwerlich verschließen könne, wenn die Menschen sich allgemein nach den Grundsätzen der Tugend richteten ... Aber nach seiner Ansicht handelten die Menschen nur nach ihrem eigenen persönlichen Vorteil, nicht nach ihren wahren, vernünftigen und wohlerwogenen Interessen, sie ließen sich vielmehr durch die Leidenschaften, Irrtum und die verworrensten Anschauungen leiten. Zum mindesten sähe man nur sehr wenige, die eine Ausnahme von dieser Regel bildeten. Unter diesen Umständen würde jemand, der wüßte, daß er in einem Jahr oder in sechs Monaten sterben müßte, gewöhnlich nichts mehr für die Gesellschaft tun. Er würde nicht mehr bauen und pflanzen, keinen Plan mehr fassen und nichts mehr unternehmen, sondern den Rest seines Lebens in Verzweiflung oder in Genuß verbringen, und wieviel müßte dadurch die Gesellschaft in tausendfacher Hinsicht verlieren!

Da zuckte der Blitz ebenso unerwartet wie plötzlich herab.

„Diese Art zu urteilen", sagte der König, „ist gut für Sie, eine Dreck- und Schlammseele! Aber begreifen Sie, wenn Sie's vermögen, daß Menschen mit edler und hoher Seele, die für die Reize der Tugend empfänglich sind, nicht nach so erbärmlichen und schmachvollen Grundsätzen urteilen. Begreifen Sie, daß ein Ehrenmann stets das Gute tut, so oft er es vermag, und einzig deshalb, weil es das Gute ist, ohne zu fragen, wem es nützen wird. Aber Sie empfinden dergleichen nicht; Sie sind nicht geschaffen, es zu empfinden."

Dieser furchtbare Ausbruch schmetterte mich fast ebenso nieder wie den, dem er galt. Er verwirrte mich um so mehr, als der Oberst nichts gesagt hatte,

Digitized by Google

was ich im Grunde meiner Seele nicht auch billigte. Ich habe nie etwas gleich Grausames gehört oder mir denken können. Doch daß es dem König darum zu tun war, den Obersten in meiner Gegenwart zu demütigen, und zugleich welch ungewöhnliches Maß an Selbstbeherrschung dieser außerordentliche Mann besaß, das zeigte mir die ungezwungene, ruhige, freie, natürliche Art, wie er mit mir nach kurzem Stillschweigen eine gute Viertelstunde lang über Philosophie sprach, als ob er sich gar nicht erregt hätte. Wollte er Guichard damit zeigen, daß das Vorgefallene keine Folgen haben würde? Oder wollte er sein seelisches Gleichgewicht wiederherstellen, bevor er allein blieb? Ich möchte das erstere annehmen. Jedenfalls entließ er uns danach in sehr ruhigem, etwas trockenem Tone.

Eines Tages sprach er mit mir von der großen Gebrechlichkeit mancher Nerven, Muskeln und Fibern unseres Gliederbaues, die zu unserem Dasein mehr oder weniger unentbehrlich sind. Er suchte mir vor Augen zu führen, wie wir trotz eines so zarten und verwickelten Organismus so viele Anstrengungen aushielten, so viele Beschwerden ertrügen und so lange lebten.

„Eines Tages," sagte er, „als ich auf Reisen war, hielt ich zum Pferdewechsel vor einer Kirche mit einer Turmuhr. Ich betrachtete das Zifferblatt, das alt und morsch war. Ich winkte einen Einwohner heran und fragte ihn, woraus das Zifferblatt bestände. Er sagte, es sei aus Eisen. „Und seit wann ist es da?" — „Es ist vor etwa 25 Jahren gemacht worden." — So hat das Eisen eine kürzere Lebensdauer als wir. So hinfällig ich bin, ich brauche schon mein drittes Zifferblatt auf. Wenn Sie mir sagen, es sei allen Unbilden der Witterung preisgegeben, so frage ich Sie, ob ich ihnen nicht auch getrotzt habe, ganz abgesehen von so viel Entbehrungen, Gefahren, seelischen Leiden und Nöten, die das Eisen nicht auszustehen hat."

Friedrich hatte eine eigenartige Vorliebe für Gespräche über Philosophie, Metaphysik und Religion ... Auch mich versuchte der König bald über seine Lieblingsthemata zum Reden zu bringen, anfangs freilich mit einer gewissen Zurückhaltung. In dieser ersten Zeit erzählte er mir eines Tages, wie er sich die kirchlichen Bräuche der Katholiken angesehen und wie er darüber geurteilt hätte. Diese Neugier hätte ihn in seiner Jugend während des Feldzuges am Rhein unter Prinz Eugen (1734) gepackt.

„Ich wollte nicht", sagte er zu mir, „in eine der kleinen Kirchen gehen, wo die Priester ihren Kult durch die Nachlässigkeit und Vertraulichkeit lächerlich machen, mit der sie den lieben Gott behandeln. Ich wartete ein großes Fest ab und begab mich in eine berühmte Kirche, wo alles mit größtem Pomp geschah. Als ich eintrat, streifte ich alle Vorurteile ab. Ich machte es mir zur Pflicht, mit neutraler Seele zu erscheinen, in dem Zustand, den die Philo-

Digitized by Google

sophen tabula rasa nennen. Kurz, ich wollte selbst urteilen, und nach der Natur der Dinge. Ich gestehe Ihnen, der erste Anblick war sehr imposant. Ein großer, prächtiger Bau in fremdartigem Stil, der unter einer sehr hohen Wölbung eine weite Perspektive darbot. Am Ende, in einem vom Schiff abgetrennten Chor, ein Altar von geheimnisvoller Gestalt. Überall Gediegenheit im Verein mit edlem und strengem Schmuck. Ein gedämpftes Licht, das zur Sammlung einlädt, erhöht durch lange, mächtige Kerzen auf dem Altar und viele andere an geeigneten Stellen der Kirche. Eine große Zahl von Priestern und Chorknaben, die den Chor erfüllen und alle gleich andächtig und mit ihren heiligen Handlungen beschäftigt scheinen, zudem in fremdartigen Gewändern, die von Gold und Silber glänzen und in den reichsten Farben prangen. Ein ebenso ungewöhnlicher, aber ernster und getragener Gesang von schönen Stimmen, von einer Orgel und von Instrumenten begleitet, die den ganzen weiten Raum durchbrausen. Endlich ein ganzes Volk auf den Knien und beim Anblick der Mysterien wie von Schrecken oder Ehrfurcht ergriffen, selbst die Frauen, die hastig alle Kugeln ihrer Rosenkränze durch die Finger gleiten lassen ... Man muß zugeben, daß dies alles sehr geeignet ist, einen starken Eindruck auf schwache Gemüter zu machen, und daß die, welche diesen Kult erdacht und eingeführt haben, eine große Kenntnis der Menschen, besonders des Volkes hatten. Es waren sehr geschickte Leute, und man muß sich über ihre Erfolge nicht wundern."

Man ersieht hieraus, wie einfach, natürlich und maßvoll er sich ausdrückte... Das Gespräch war eher frei und heiter als spöttisch. Als er jedoch sah, daß ich ihm aufmerksam zuhörte, ohne etwas zu antworten, ja daß selbst meine Miene stets ebenso ernst und zurückhaltend wie ehrerbietig und kalt blieb und ihm ebensowenig antwortete wie meine Stimme, begann er allmählich, wie um mich zu ermutigen, mit sehr zutraulicher Miene zu fragen, was ich von seinen Meinungen hielte.

Ich erklärte ihm darauf, ich hätte mich mit diesen Dingen wenig befaßt und wüßte nicht, ob ich in meinen Jahren noch etwas hinzulernen könnte ... Aber wenigstens hätte er mir gezeigt, daß ich nicht imstande wäre, andere darüber aufzuklären. Zum Schluß bat ich den König, es mir nicht übelzunehmen, wenn ich es bei der ehrerbietigen Aufmerksamkeit bewenden ließe, mit der ich alles anhörte, was er mir zu sagen die Güte hätte.

Diese Abweisung war aber nicht das, was der König wollte, und so beschloß er, mich in meiner bescheidenen Verschanzung anzugreifen. Er verfolgte seinen Plan mehrere Jahre lang, ohne ihn je aus den Augen zu lassen. Bei jeder Unterredung kam er länger oder kürzer darauf zurück. Zuerst versuchte er es mit äußerst freien Redensarten, woraus ich ersah, daß er mich durchaus zum Lachen über seine tollen Geistessprünge bringen oder herauskriegen wollte, ob ich mich durch nichtige Bedenken zurückhalten ließe. Ich lächelte

Digitized by Google

manchmal über seine Scherze, aber auch nur so viel, als nötig war, um ihn zu überzeugen, daß mein Gewissen ruhig sei; im übrigen wich ich nicht von dem Benehmen ab, das ich mir vorgenommen hatte.

Nachdem er seine ersten Angriffsmittel erschöpft hatte, griff er zu anderen und begann seine Ideen logisch und folgerichtig wie ein Philosoph zu entwickeln. Bei solchen Ergüssen, wenn der Ausdruck bei diesem außerordentlichen Manne erlaubt ist, machte er mir bisweilen wertvolle Geständnisse.

„Ich glaube zwar," sagte er, „daß es einen Gott gibt, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er sich um die Einzelwesen kümmert[1]. Was ist in seinen Augen selbst der Mensch, das edelste aller uns bekannten Geschöpfe? Unendlich weniger, als für uns die Ameisen sind. Wie kann man sich vorstellen, daß Gott in seiner Glorie alle Handlungen, ja selbst die einfachen Regungen und Gedanken von so vielen Millionen so verächtlicher Wesen lenkt, zählt, richtet und belohnt oder bestraft? Wahrhaftig, das wäre eine schöne Sorge, seiner recht würdig und sehr geeignet, seine unaussprechliche Seligkeit zu bilden! Ich bin also überzeugt, daß Gott als höchster Weltordner die geltenden Naturgesetze aufgestellt hat und sie durch seinen Willen erhält, so wie er sie geplant hat und es dem Wesen der Materie entspricht. Er hat sogar die uns bekannten Arten von beseelten oder lebenden Wesen im voraus bestimmt, sich aber darauf beschränkt, sie zu schaffen und zu erhalten, und kümmert sich sehr wenig um die Einzelwesen, die er dem Spiel des Zufalls überläßt. Was die Strafe für die Sünden der Menschen und den Lohn für ihre guten Werke betrifft, so hat er es nicht nötig, uns die Freuden eines uns unbegreiflichen Paradieses zu bereiten oder die Qualen einer uns ebenso unfaßlichen Hölle, die der gesunde Verstand als widersinnig verwirft, da Gott dadurch zum Teufel verwandelt wird. Genügen zur Bestrafung der Schuldigen und zur Belohnung der Guten nicht die bürgerlichen und Naturgesetze und unser eigenes Gewissen?"

„Ich weiß nicht," sagte er mir bei anderer Gelegenheit, „ob Gott die Welt geschaffen hat oder ob sie ewig ist. Ich zweifle sogar, ob sich das eine oder andere dieser Systeme je wird beweisen lassen. Aber ich empfinde, wenn auch wider Willen, eine unbezwingliche Abneigung gegen die Vorstellung des Schöpfungsaktes. Man sagt uns, daß Gott von Ewigkeit her ist und ganz allein ist, ohne sich in seiner Einsamkeit und Untätigkeit zu langweilen, weil er sich selbst genügte. Und doch kommt dieser Gott mitten in seiner Ewigkeit auf den Einfall, dies ungeheure, unermeßliche Weltall zu schaffen, das, soweit wir sehen, fast unendlich ist, ganz abgesehen von dem, was wir nicht sehen können! Und um dies All derart ins Leben zu rufen, während doch bis dahin nur Gott existierte, bedurfte es nur eines einzigen Aktes seines Willens! Und Gott ist eine Ewigkeit lang gewesen, ohne lebende Wesen zu schaffen, obgleich ihm das doch so leicht fiel, und ohne sich selbst das prächtige Schauspiel zu

[1] Vgl. S. 82.

Digitized by Google

schaffen, das ihm ein Abbild seiner Macht gibt! Gegen zwei Dinge lehnt sich mein Verstand besonders auf: daß etwas, was nicht war, plötzlich aus dem Nichts entsteht, und daß Gott es im Lauf seiner Ewigkeit wollte und keinen ausreichenden Grund hatte, es früher zu wollen. Wie ich gestehen muß, kann ich mich ebensowenig zu dem Glauben bequemen, daß der rohe, träge, gemeine Stoff, den ich mit Füßen trete, das Vorrecht der Ewigkeit und somit gewissermaßen der Göttlichkeit teilt. Aber schließlich widerstrebt mir das noch weniger als die beiden anderen, ebengenannten Punkte. Es ist möglich, daß ich mich irre, aber wenn ich zwischen zwei Meinungen wählen muß, die mir in mancher Hinsicht widersinnig erscheinen, so entscheide ich mich für diejenige, gegen die mein Verstand sich am wenigsten sträubt. Und aus diesem einzigen Grunde halte ich mich an die Meinung, wonach die Welt ewig ist, wie Gott ihr Geist ist oder, wenn Sie wollen, ihre ordnende und treibende Kraft" . . .

Ich füge noch hinzu, daß er, soviel ich beurteilen kann, nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte. Für diese Behauptung kann ich zwei Gründe anführen. Einmal sprach er mit mir vom Tode Ludwigs XV.[1] und sagte:

„Was nützt ihm alle Macht in dieser Welt? Es ist, als ob er gar nicht gewesen wäre; es bleibt nichts von ihm übrig. Ein toter König und ein toter Löwe ist ein und dasselbe. Was soll ihn überleben?"

„Sire, es bleibt der Ruhm, wenn er welchen erworben hat."

„Ja, der Ruhm, das ist wahr" . . .

Die andere Tatsache stammt nicht von mir, aber ich bin ihrer so gewiß, als ob ich ihr Zeuge gewesen wäre. Zwei noch lebende Akademiker hatten mit ihm eine Unterredung über die Unsterblichkeit der Seele. Der eine meiner Kollegen führte alle Gründe an, die sich für dies Dogma beibringen lassen. Es ist mir zwar nicht ganz sicher, ob er selbst daran glaubte, aber er liebte Streitfragen dieser Art und wollte vielleicht auch sehen, was Friedrich ihm antworten würde. Etwas Unerwartetes geschah. Der König verlor schließlich die Geduld und sagte mit hartem Ton und harter Miene:

„Wie? Sie bilden sich also ein, daß Sie unsterblich sind? Was haben Sie denn getan, um es zu verdienen?"

Ich gehe nicht auf die Bemerkungen ein, die Friedrich sich bei anderen Gelegenheiten über das gleiche Thema erlaubte. Das wäre ein weites Feld und würde den Leser ermüden. Ich will nur ein paar Proben geben, bei denen er sich Zurückhaltung auferlegte, und die man deshalb unbedenklich veröffentlichen kann. Eines Tages bemerkte er mir gegenüber, der liebe Gott hätte die Norddeutschen stets weniger geliebt als viele andere Völker. „Denn", setzte er hinzu, „er hat uns nie zu guten Christen machen wollen. Erinnern

[1] Ludwig XV. war am 10. Mai 1774 gestorben.

Digitized by Google

Sie sich, wieviel Mühe und Arbeit es Karl dem Großen gekostet hat, uns zu bekehren! Und dabei ist es ihm recht wenig gelungen! Und Sie wissen ja auch, wie leicht wir auf die Abläße Leos X. verzichtet haben[1]! Gott scheint uns zur ewigen Verdammnis vorbestimmt zu haben, und Sie wissen doch, was ein unbußfertiger Tod ist! Wir machen uns sehr wenig Sorge darum."

„Um meine Seligkeit mache ich mir wenig Sorge", sagte er ein andermal. „Stamme ich doch in gerader Linie von der heiligen Hedwig ab[2]! Sie glauben doch auch, daß sie eine zu gute Heilige ist, um eine unnatürliche Ahnfrau zu sein und mir ihren Schutz zu versagen! Wenn sie ihr eigenes Blut verleugnete, welchen Ruf würde sie sich dann im Paradies machen? Müßte sie dann nicht den Teufel im Leibe haben? Sobald ich also erscheinen werde, seien Sie sicher, daß sie mir die Himmelspforte weit auftun wird, und daß mich Gott Vater als wahren Nachkommen einer Heiligen aufnimmt . . ."

Nach der Rückkehr von einer seiner Reisen nach Schlesien ließ er mich rufen, gerade in dem Augenblick, als er aus dem Wagen stieg. Er sagte mir, er hoffte, daß ich seinen Eifer in frommen Dingen bewundern und segnen würde.

„Ehe ich nach Breslau kam," sagte er, „erfuhr ich, daß die Kapuziner des Landes den armen, leichtgläubigen Bauern ‚Agnus Dei' für zwei Groschen verkauften, um sie dem Vieh zu fressen zu geben. Sie versicherten ihnen, daß die heilige Hostie bei festem Glauben ein gutes Vorbeugungs- oder Heilmittel für die Viehseuche sei, die leider jetzt in mehreren Kreisen des Landes herrscht. Diese doppelte Niedertracht empörte mich. Als ich am Abend nach Breslau kam, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als die drei Vorsteher des Klosters sofort zu mir rufen zu lassen. Als sie erschienen, nahm ich eine wütende und drohende Miene an, machte alle Gebärden frommer Entrüstung und fuhr sie mit dröhnender Stimme an:

‚Wie? Ihr Elenden! Ihr verkauft das Ehrwürdigste und Heiligste in eurem Glauben für ein Spottgeld an die Landleute? Und ihr verkauft es, damit es das gemeine Vieh frißt? Und nicht genug mit dieser Gottlosigkeit: ihr macht den Leuten noch weis, das Abbild eures Gottes sei ein wirksames Mittel gegen die Viehseuche? Fürchtet ihr nicht, durch eine so schmähliche Entweihung vor aller Augen zu enthüllen, daß ihr nur ungeschickte und verbrecherische Heuchler seid? Und was macht ihr mit dem Gelde — ihr, die das Volk mit seinen Almosen ernährt, und denen es an nichts fehlt? Kauft ihr euren Frauenzimmern Bänder dafür?'

[1] Anspielung auf Luthers Kampf gegen den Ablaßhandel.

[2] Aus der Ehe der heiligen Hedwig mit Herzog Heinrich I. von Schlesien stammten die Herzöge von Liegnitz und Brieg. Eine Prinzessin dieses Hauses, Sophie, war die erste Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, und aus dieser Verbindung entsproß Kurfürst Joachim Friedrich, der Stammvater des preußischen Königshauses.

Digitized by Google

Da ergriff einer von ihnen zitternd das Wort und versicherte mir, er hätte es nicht getan. ‚Schweigen Sie!' gebot ich ihm. ‚Wenn ihr es nicht tatet, so tun es eure Mönche, oder vielmehr die unwürdigen und gottlosen Mönche, die unter eurer Disziplin stehen. Sie tun es, ich weiß es! Wißt ihr es nicht? Dann seid ihr Verbrecher! Wißt ihr es? Dann seid ihr auch Verbrecher! Müßte ich euch nicht bestrafen, um den öffentlichen Skandal, der entstehen wird, zu ersticken? Aber nehmt euch in acht! Ich sage euch, daß euch auf die Finger gesehen wird. Kommt dergleichen noch einmal vor, verlaßt euch darauf, ich lasse euch allen den Bart abschneiden! Nun geht!'

Sie gingen sprachlos und vor Angst bebend. O, seien Sie sicher, sie haben keine Lust, es nochmals zu tun! Aber meinen Sie nicht, daß ich recht getan habe? Sie als guter römischer Katholik, sagen Sie mir, weiht man bei Ihnen das ‚Agnus Dei' fürs Vieh? Durfte ich einen solchen Mißbrauch erlauben oder dulden? Er hat doch nur den Zweck, das Volk zu betrügen, ihm sein bißchen Geld abzunehmen und schließlich einen richtigen öffentlichen Skandal hervorzurufen."

Ich antwortete ihm, ein katholischer Fürst hätte es nicht besser gemacht, falls er sich nicht an die heilige Inquisition gewandt hätte.

„Oh!" rief er, „sehr verbunden! So weit werde ich meinen Eifer nicht treiben! Das überlasse ich den allergetreusten und katholischen Königen[1]. Ich werde mir keine Rechte anmaßen, die sie sich so wohl erworben haben!"...

Zur Vervollständigung dieses Bildes möchte ich schließlich noch etwas hinzufügen, was mir der junge Prinz Wilhelm von Braunschweig[2] erzählte.

Der König hatte ihn zur Besichtigung seiner Truppen nach Pommern und Ostpreußen mitgenommen. Unterwegs kam das Gespräch auch auf die Religion. Der Prinz hörte seinem Oheim lange zu, schließlich sagte er:

„Gestatten Euer Majestät mir, einen Gedanken darzulegen, der mich lebhaft beschäftigt, ja sehr erstaunt."

„Nun, was ist es? Sprich!"

„Sire, es wundert mich nicht sehr, daß viele Philosophen ihren Unglauben offen bekennen. Aber ich verstehe nicht, wie Herrscher dieselbe Sprache führen können."

„Was sollte sie daran hindern?"

„Sire, ihr eigener Vorteil. Ist die Religion nicht eine Stütze ihrer Macht?"

„Mein Freund, mir genügen die Ordnung und die Gesetze. Habe ich nicht außerdem das Interesse der Bürger, ihre Gewohnheiten, ihre Erziehung und ihre Ohnmacht für mich?"

[1] Diese Titel führten die Könige von Portugal und Spanien.

[2] Prinz Wilhelm, ein Neffe des Königs, war 1763 in das preußische Heer getreten. Er starb 1770, als er als Volontär am Russisch-Türkischen Kriege teilnahm.

Digitized by Google

„Aber was gibt es Bequemeres für Könige als eine Religion, die sie als Ebenbilder Gottes hinstellt und blinden Gehorsam gegen sie befiehlt?"

„Mein Freund, dieser blinde Gehorsam taugt nur für Tyrannen. Die wahren Herrscher brauchen nur einen vernünftigen und begründeten Gehorsam. Übrigens stellen die Priester uns nur darum als Stellvertreter Gottes hin, um sich selbst als Werkzeuge und Dolmetscher der Gottheit auszugeben. Dadurch machen sie uns abhängig von sich und zwingen uns zu ihren Füßen. Wenn ich aber das Haupt des Volkes bin, brauche ich kein Diener der Priester zu sein. Ich will also durchaus nichts von dem blinden Gehorsam gegen uns wissen, den sie den Völkern nur deshalb predigen, um ihn hernach von mir gegen sich selbst zu verlangen."

„Trotzdem, Sire, gibt es so verderbte und kühne Verbrecher, daß man nicht Zügel genug anwenden kann, um sie zu zähmen. Die Religion ist ein wunderbares Hilfsmittel gegen diese Menschenart. Die Qualen des Jenseits haben oft großen Einfluß, selbst auf die verderbtesten."

„Oh, gegen die Verbrecher habe ich den Scharfrichter, der genügt vollkommen."

„Und wenn die Verbrecher Menschenfeinde sind, die sich der Verzweiflung hingeben, sich von Haß und Rache hinreißen lassen und ihr Leben für nichts achten?"

„Mein Lieber, weißt Du denn nicht, daß ich für diese Leute das Irrenhaus habe? Geh, geh, es ist sehr gut regiert worden in Ländern und Zeiten, wo man eure Religion nicht hatte."

Im Jahre 1767 verlor Preußen den Prinzen Heinrich, den jüngeren Bruder des Thronfolgers[1] ... Der König kam einige Monate später nach Berlin und ließ mich rufen. Er sagte zu mir:

„Sie wissen, der Staat und ich haben einen schweren Verlust erlitten durch den Tod eines jungen Prinzen, auf den man mit Recht große Hoffnungen setzen konnte. Dies Unglück hat mich besonders tief getroffen. Tag für Tag hab' ich mir die hervorragenden Eigenschaften vergegenwärtigt, die ihn schätzens- und liebenswert machten. Aber ich wollte es nicht bei nutzlosen Tränen bewenden lassen, ich hielt es für meine Pflicht, das Beste an ihm aus dem Grabe zu retten. Ich will meine Trauer durch getreue Darlegung ihrer Gründe rechtfertigen. Ich glaube, die Schilderung seiner Jugend könnte ein nützliches Vorbild für alle sein, die durch ihre Geburt auf der gleichen Rangstufe stehen, und sicher auch für alle, die zu edler Nacheiferung fähig sind. So habe ich denn versucht, meinen Schmerz für die Gesellschaft nutzbar zu

[1] Prinz Heinrich, der zweite Sohn des Prinzen August Wilhelm, geboren am 30. Dezember 1747, starb am 26. Mai 1767 an den Pocken im Dorfe Protzen bei Ruppin während des Marsches seines Kürassierregiments, dessen Chef er war, zur Revue nach Berlin. Vgl. S. 158.

Digitized by Google

machen, und eine Gedächtnisrede auf diesen heißgeliebten und tiefbeklagten Neffen verfaßt. Sie soll in einer öffentlichen Sitzung meiner Akademie verlesen werden[1], und ich habe Sie zu dieser Vorlesung ausersehen. Indes betrachte ich die Arbeit noch nicht als vollendet: mehrere Stellen müssen gefeilt werden. Sobald ich mich aber daran machen will, steht mein Neffe vor mir, und ich bin außerstande zu den Verbesserungen, die ich doch als nötig empfinde. Zudem ist in meinem Manuskript schon so viel durchgestrichen, daß oft kaum mehr Platz für Zusätze bleibt. Ich bitte Sie also zunächst, mir eine neue, gut lesbare Abschrift herzustellen und zwischen den Zeilen und Worten so viel Raum zu lassen, daß ich die wünschenswerten Änderungen einfügen kann. Aber Sie kennen meine Handschrift nicht und können sie vielleicht gar nicht entziffern, denn ich schreibe nicht, ich kritzle. Damit Sie also besser erraten können, was gemeint ist, werde ich Ihnen die Arbeit in ihrem jetzigen Zustand vorlesen. Außer der erbetenen Abschrift erwarte ich von Ihrem Eifer noch die Angabe der Fehler, die mir entgangen sind, sowohl Sprachfehler wie Verstöße gegen die Gesetze der Rhetorik."

Damit nahm er ein Heft von einem Tischchen, das gewöhnlich neben ihm stand, und auf dem stets ein paar Bücher, Papier und Tinte und oft mehrere Tabaksdosen standen, und die Vorlesung begann. Er rang nach Selbstbeherrschung: am Ton seiner Stimme erkannte ich, daß er seine Worte fest aussprechen wollte, wie um sich gegen den Einfluß des Schmerzes zu wappnen. Er sprach langsam und machte ziemlich lange und häufige Pausen. Aber sein Widerstand währte nicht lange. Schon bei der zweiten oder dritten Seite schlug seine Stimme um, und seine Augen netzten sich mit Tränen; er mußte oft innehalten und zum Taschentuch greifen. Aber wie er sich auch das Gesicht trocknete, hustete und ausspie, all seine Anstrengungen hielten nur bis zur vierten Seite vor. Da sahen seine Augen nichts mehr vor Tränen, und seine völlig erstickte Stimme brachte keine Worte mehr hervor. Schließlich überwältigte ihn das Schluchzen, und er hielt mir das Heft hin, ohne daß er noch eines Wortes mächtig war. Ich nahm es und blickte voller Ehrfurcht auf den großen Mann und gewissermaßen getröstet, da ich ihn wie jeden anderen den rührendsten und heiligsten Gefühlen der Menschheit unterliegen sah. Zwei, drei Minuten herrschte Schweigen. Als er wieder zu sprechen vermochte, sagte er: „Sie haben verstanden, was ich von Ihnen wünsche? Gehen Sie, ich wünsche Ihnen guten Abend."

[Juli 1775]

Während seines kurzen Aufenthalts in Potsdam spielte Le Kain[2] dreimal

[1] Die Gedächtnisrede (vgl. Ges. Werke, Bd. VIII, S. 201 ff.) wurde am 30. Dezember 1767 in der Akademie verlesen.

[2] Nach Auftesne (vgl. S. 161 f.) gab auch der französische Tragöde Henri Louis Le Kain (1728—1778) im Juli 1775 ein Gastspiel am Berliner Hofe. Auf Friedrichs Wunsch trat er in Voltaires Dramen „Ödipus", „Mahomet" und „Zaïre" auf. Man vergleiche dazu Goethes

Digitized by Google

vor dem König ... Um ihn besser zu beurteilen, stand Friedrich dauernd hinter dem Orchester mit dem Augenglas in der Hand und ließ ihn keinen Augenblick aus den Augen. Nachher bei der Abendtafel drückte er sein lebhaftes Erstaunen über den großen Ruf dieses Schauspielers aus. Sein Spiel sei zwar kunstvoll, aber höchst übertrieben und stets weitab von der Natur.

Alles schien ihm gezwungen, nichts wahr; kurz, Le Kain war in seinen Augen nicht nur ein schlechter Schauspieler, sondern auch ein höchst gefährliches Vorbild, durchaus geeignet, den Geschmack zu verderben.

Nach der zweiten Vorstellung änderte der König sein Urteil. Auch jetzt meinte er noch, Le Kains Spiel sei nur ein Produkt der Kunst, aber er gab doch zu, daß diese Kunst klug berechnet und sehr geschickt war, daß die bloße Natur nicht so stark wirken könnte, und daß Le Kain seine Erfolge wohl verdient hätte. Er entsann sich, daß die Kunst nicht die gewöhnliche Natur nachahmen, sondern sich stets zum Heroischsten und Vollkommensten erheben soll.

Bemerkungen über die „Revolution", die der „alten, strengen, rhythmischen, kunstreichen Tragödie", als deren Vertreter Le Kain erscheint, durch Aufreene drohte, „der aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte". („Aus meinem Leben", dritter Teil, Buch XI.)

Digitized by Google

Sein Schluß lautete nicht etwa, daß dieser Schauspieler keinen Tadel verdiente, sondern daß er Begabung genug besäße, um sich einen glänzenden Namen zu machen.

Am dritten Abend schließlich warf Friedrich sein erstes Urteil ganz um und änderte das zweite in auffälliger Form. „Um künstlerische Dinge richtig zu beurteilen," sagte er, „muß man sie nicht nur sehr aufmerksam, sondern auch mehrmals sehen. Die guten und richtigen Beobachtungen stellen sich nicht alle zugleich ein, oder auch: man merkt ihre volle Tragweite nicht sogleich. Das habe ich erfahren, als ich Le Kain spielen sah. Das erstemal verglich ich ihn nur mit der gewöhnlichen, alltäglichen Natur und fand, daß er ihr nicht glich. Da hielt ich ihn für einen falschen, übertreibenden und gefährlichen Schauspieler. Beim zweitenmal merkte ich, daß er kunstvoll spielte, nach wohlstudierten Regeln, die er sehr geistvoll beobachtete. Trotzdem glaubte ich noch, daß er zuviel Kunst gäbe und sich zu weit von der Natur entfernte. Heute glaube ich den richtigen Standpunkt gefunden zu haben, von dem aus er beurteilt sein will. Die Dichtkunst soll nur eine gewählte Natur darstellen; dieser Grundsatz gilt vor allem für die Dramatiker und besonders für die tragischen Dichter. Somit kann der Schauspieler, will er dem Geist der Dichtung treu bleiben, nicht die gewöhnliche Natur nachahmen, wie wir sie überall und täglich sehen. Aber weiter. Die Handlung, die der Dichter auf die Szene bringt, spielt ja nicht nur in einem beschränkten Kreis von Menschen oder im Schoß einer Familie, sondern sie wird auf eine große Bühne versetzt und vollzieht sich vor den Augen eines ganzen Volkes. Welche Kunstmittel sind dazu nicht nötig! Kann ein denkender Schauspieler diese große und wichtige Tatsache außer acht lassen? Kurz, steht der Schauspieler selbst auf dem gleichen Boden wie wir Zuschauer? Nein, wir sehen ihn nur in unbestimmter Ferne und in der Perspektive: muß er da nicht alle seine Gebärden auf die vergrößerten Verhältnisse einstellen? Bei Le Kain nimmt alles riesenhafte oder besser heroische und gewaltige Formen an. Ja, ohne Zweifel, er steht auf einem Piedestal! Er könnte nicht anders spielen, als es der Fall ist, sonst würde er ungeschickt, linkisch, inkonsequent und dem Geist der Dichtung untreu werden. Mein letztes Urteil lautet also, daß er ein großer und bewundernswerter Schauspieler ist, und wie ich hinzusetze, der erste Tragöde, den ich gesehen habe. Bisher wußte ich nicht, was Tragödie spielen heißt; nun werde ich die Stücke, in denen ich ihn sah, mit doppelter Freude wieder lesen."

[11. Dezember 1779.]

Im selben Augenblick, wo der König die Kammergerichtsräte nach der Seite, wo das Pagenzimmer lag, hinausschickte[1], ließ er mich von der anderen Seite

[1] Am 11. Dezember 1779 hatte der König den Großkanzler Fürst und die drei Kammergerichtsräte, die das Urteil im Müller Arnoldschen Prozeß verfaßt hatten, zu sich beschieden, um sich vor ihm zu verantworten. Die drei Räte ließ er verhaften, den Großkanzler jagte er davon (vgl. S. 190ff.).

Digitized by Google

eintreten, um den Rest des Abends mit literarischen oder philosophischen Gesprächen zu verbringen. Ich ahnte nichts von dem Auftritt, der vorangegangen war, und erfuhr davon erst am nächsten Abend; ich wußte also nicht, daß er schon jemand anders vor mir gesprochen hatte. Ich fand ihn in seinem Polsterstuhl sitzend, den Hut auf dem Kopf und den rechten Arm in ein Daunenkissen eingewickelt, das über die Finger hinausragte und von einem Bande zusammengehalten war ...

Er fragte mich zunächst, warum man die Kinder nicht lehrte, mit beiden Händen zu schreiben. „Ein Staatsbürger", sagte er, „verliert im Kampfe oder durch einen anderen Unglücksfall seine rechte Hand. Hat er trotzdem nicht seine Geschäfte zu regeln und sein Hab und Gut zu verwalten? Wieviel leichter wäre es für ihn, wenn er mit beiden Händen gleich gut schreiben könnte! Und warum erlauben sich die Menschen, einen Teil ihrer natürlichen Anlagen verkümmern zu lassen oder gar zu ächten? Denn schließlich steht es doch fest, daß unsere beiden Hände ursprünglich die gleiche natürliche Fähigkeit zu allem haben, wozu sie geeignet sind. Die rechte Hand hat bei allem, was sie tut, kein größeres Vorrecht vor der linken als das rechte Auge beim Sehen vor dem linken und das rechte Ohr beim Hören vor dem anderen. Ist es da nicht eine recht folgenschwere Ungeschicklichkeit, ja eine höchst sträfliche Art von Verstümmelung, daß wir unsere beiden Hände nicht gleichmäßig in allem üben, wozu sie geschickt sind, besonders im Schreiben? Hätte man bei unserer Erziehung diesen Plan befolgt, hätte ich also in meiner Jugend bald mit der einen, bald mit der anderen Hand schreiben gelernt, so wäre mir heute die Mühe erspart geblieben, mit der linken Hand schreiben zu lernen, weil ich die rechte vor Gicht nicht rühren kann[1]. Ist es nicht grausam, wenn ich im Alter von über 60 Jahren noch solche Anfangsgründe lernen muß? Können Sie mir irgendeinen Grund anführen, der die menschliche Gesellschaft von diesem Vorwurf reinigt? Oder würden Sie es für gut halten, wenn man allen Schreiblehrern aufgibt, ihre Schüler stets im Schreiben mit beiden Händen zu unterrichten?"

Ich antwortete, im allgemeinen wäre es in meinen Augen ein wenig vernünftiger und recht schädlicher Brauch, die linke Hand zur Ungeschicklichkeit, ja oft zur Untätigkeit zu verdammen. Nur bezüglich des Schreibens hätte ich einige Bedenken. Wenn wir nämlich mit beiden Händen schrieben, könnte dies zu schweren Unzuträglichkeiten und schwierigen Rechtsfällen führen. „Unsere geschicktesten Schriftkundigen haben es schon jetzt oft schwer, die Identität ein und derselben Handschrift nachzuweisen. Wie sollten sie erst ein zuverlässiges Gutachten abgeben, wenn jeder Mensch zwei Schriftweisen hätte? Warum aber sollten wir zwei Schriftweisen lernen, wenn wir im

[1] In der Tat hat sich der König damals und auch später, als neue Gichtanfälle ihn heimsuchten, beim Schreiben der linken Hand bedient.

Digitized by Google

Interesse der öffentlichen Ordnung nur eine brauchen dürfen? Dazu käme, daß die linke Hand bei der Richtung unserer Schriftzeichen und der ganzen Zeilen Schwierigkeiten zu überwinden hätte, die die rechte nicht hat. Die Hebräer hätten vielleicht ebensogut mit der linken Hand schreiben können, aber bei uns ist alles auf die rechte Hand angelegt. Nur ein Beispiel: wenn wir mit der linken Hand schrieben, würden wir, von links nach rechts schreibend, immer die Buchstaben, die gerade entstehen, mit der Hand verdecken; außerdem bestände die Gefahr, daß man das eben Geschriebene auswischt."

Der König schien diese Einwände zu billigen und bemerkte nur, es sei schlimm, daß der Mensch keine der Gaben, die ihm die Natur verliehen hat, vernachlässigen kann, ohne darunter zu leiden. Das hätte er jetzt erfahren, da er in seinen Jahren wieder schreiben lernen müßte wie ein Schuljunge.

Da ich nicht wußte, was ich über die angebliche Notwendigkeit, daß er selbst schreiben müßte, sagen sollte, versetzte ich nur, es sei ärgerlich, daß Se. Majestät in diesem Falle nicht hätte diktieren können. Da veränderte sich zu meiner Überraschung sein Gesichtsausdruck völlig, er erhob majestätisch den Kopf und entgegnete im bestimmtesten Ton: „Herr, es mußte sein."

Da ich sah, daß er den König in Szene setzte, blieb ich bescheiden und ehrerbietig. Die Unterhaltung ging auf die Verderbtheit der Menschen über, erst im allgemeinen, dann auf die Laster eines jeden Standes und schließlich auf die Art von Gaunerkniffen, die man insgemein als unredlichen Gewinn bezeichnet. Hier wurde er etwas heiterer und behauptete, es gebe keinen Rang, keine Stellung und keinen Beruf, der nicht seine besonderen, charakteristischen Unredlichkeiten hätte, die nur die Ungeschickten entehrten. Zum Beweis ging er eine Zahl von in Europa bekannten Berufen und Ständen durch und gab deren Unredlichkeiten an. Bei den Kaufleuten nahm er sich ihre Warensendungen und ihre Ladenkniffe vor, bei den Fabrikanten ihre Manufakturen und Verkaufsstellen, bei den Künstlern ihre Modelle und ihre Meisterwerke, bei den Priestern ihr Amt und ihre Erbschleichereien usw. Aber was angesichts des vorher Vorgefallenen am merkwürdigsten war: die Juristen ließ er aus. Das Gespräch streifte sie zwar, aber er sagte von ihnen kein Wort. Um so ausführlicher ging er auf die Finanzleute und Unternehmer ein, und mit ihnen schloß er seine allgemeine Satire mit den Worten:

„Von allen Klassen von Spitzbuben scheinen mir die Heereslieferanten am raubgierigsten und gefährlichsten. Sie würden es nicht glauben, wieviel, auf wie mancherlei Art, mit welchem Geschick und welcher Beharrlichkeit sie stehlen. Ich habe diese traurige Erfahrung gemacht. Umsonst war ich gewarnt worden, umsonst sah ich ihnen auf die Finger und umgab sie mit Aufpassern: sie ließen sich durch nichts abschrecken und im Zaum halten. Hätten Sie gesehen, wie sie mit mir im Siebenjährigen Kriege umgegangen sind, es hätte Ihnen das Herz durchbohrt! Stellen Sie sich meine Not vor! Ich sah ihre Betrügereien, ich

Digitized by Google

hatte genügend Beweise in Händen, um nicht mehr zu zweifeln, aber doch nicht genug, um sie vor Gericht zu bringen — und ich brauchte sie! Ich mußte also heucheln und leiden! Nach Friedensschluß ging ich alle Zweige der Verwaltung durch, um ihnen, soweit es von mir abhing, wieder aufzuhelfen und nach Möglichkeit die Schäden abzustellen, die ein solcher Krieg mit sich gebracht hatte. Da konnte ich von neuem den Riesenanteil berechnen, den meine Heereslieferanten daran gehabt hatten, und ich erschrak noch mehr darüber. Ich fragte mich, ob die Untertanen in meinem Lande denn noch größere Spitzbuben seien als im übrigen Europa, oder ob alle Heereslieferanten Europas in ihrer Verderbtheit gleich weit gediehen waren und die gleichen Talente besaßen. Zur Lösung dieser Frage schickte ich eine besondere Anweisung an meine Gesandten in Wien, Paris, London, Petersburg und Stockholm und empfahl ihnen, nichts zu verabsäumen, um alle Spitzbübereien der Heereslieferanten dieser Länder im letzten Kriege zu ermitteln und mir darüber eine genaue Aufstellung einzusenden. Ich muß meinen Gesandten Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie haben ihre Sache sehr gut gemacht. Alle sandten mir die ausführlichsten Denkschriften ein, und ich sah darin alle Gaunerkniffe der Heereslieferanten aller meiner früheren Freunde oder Feinde bloßgelegt. Nun wohl, ich fand, daß es überall Stück für Stück so gewesen war wie bei mir. Nun werden Sie gewiß nicht behaupten, daß diese Leute sich gegenseitig unterrichten und Winke geben. Sie werden nicht behaupten, daß es zwischen Preußen und Österreichern eine derartige Abmachung gegeben hätte. O nein, dazu liebten sie sich zu wenig! Das gleiche Gewerbe, der Kastengeist, der besondere Berufsgeist, von der menschlichen Schlechtigkeit angespornt — der hat sie samt und sonders in die Lehre genommen und ihnen das gleiche eingeblasen!"

Diese ganze Unterhaltung ist mir um so tiefer im Gedächtnis geblieben, als sie in Verbindung mit dem vorhergegangenen Auftritt einen schlagenden Beweis für Friedrichs Selbstbeherrschung, aber auch für seine scharfe Beobachtung der unbedeutendsten Dinge lieferte ... Nun verstand ich auch, warum er selbst hatte schreiben wollen — nämlich um das Gerichtsurteil zu kassieren —, warum er sich so majestätisch aufrichtete und sagte: „Es mußte sein", warum seine Gedanken den ganzen Abend bei den gewöhnlichen Unredlichkeiten der Menschen verweilten und warum er, im Geiste stets mit seinen Kammergerichtsräten beschäftigt, kein Wort über den Richterstand gesagt hatte.

Als ich eines Abends zu ihm kam, hatte er sehr schlimme Augen.

„Wie Sie sehen," sagte er, „sind meine Augen so stark entzündet, daß ich nicht lesen kann; kommen Sie mir also, bitte, zu Hilfe. Sehen Sie, da sind ein paar Kleinigkeiten, die man mir aus Paris gesandt hat und deren Inhalt

Digitized by Google

und Wert mir noch unbekannt sind. Vielleicht taugen sie nichts; das wollen wir jetzt sehen. Nehmen Sie zuerst dies Lustspiel von einem gewissen Beaumarchais[1] vor, und sehen wir zu, ob er Talent hat" ... Der König kritisierte das Stück sehr scharf, und oft mit Recht ...

Dann ging er nach und nach auf die zeitgenössische Literatur über und sprach sich sehr abfällig über sie aus.

„Welcher Abstand", sagte er, „ist zwischen diesen Gauklern und einem Molière! Sie sehen, das sind nur Possenreißereien für die Vorstadtbühne! Immerfort Überraschungen nach Art der Taschenspielerkünste, mit denen man die Kinder ergötzt! Kalauer, elende Wortspiele, klägliche Albernheiten — darauf beschränkt sich die Nachahmung der französischen Genies des letzten Jahrhunderts! Wieviel solcher Fadheiten, für die ein Mensch von Geschmack, ja von gesundem Verstand nur ein Achselzucken hat, wären nötig, um einen einzigen Vers, ein einziges Wort von Molière oder Racine aufzuwiegen! Anscheinend habt ihr die Sprache eurer großen Schriftsteller vergessen! Anscheinend versteht ihr sie nicht mehr! Sie sind für euch Früchte ohne Saft und Kraft! Bald wird sich auf euren großen Bühnen nur noch falscher Schöngeist und der Jargon der Straße breitmachen. Und nicht nur in den Theaterstücken sehe ich euren Verfall: ich finde euch in fast allen Gattungen gleich armselig. Ihr gleicht einem Menschen, der die Auszehrung hat und durch Aufgedunsenheit über sein Leiden hinwegzutäuschen sucht. Sehen Sie nur, mit welchem Selbstvertrauen Ihre heutigen Schriftsteller sich sämtlich als große Männer hinstellen und sich einbilden, alle ihre Vorgänger in den Schatten zu stellen! Ich für mein Teil bin so unzufrieden mit dem, was man mir seit mehreren Jahren schickt, daß ich Lust habe, zu schreiben, ich wollte künftig nichts mehr haben."

Ich wartete nach meinem Grundsatz seine Aufforderung ab, ihm meine Meinung über die Gegenwart zu sagen; dann entgegnete ich:

„Wir beurteilen das letzte Jahrhundert mit hundertjährigem Abstand. Die Gegenwart aber ist noch im Fluß, und doch fällen wir schon ein Urteil über sie. Dieser Unterschied scheint mir sehr wichtig; die Urteile werden notwendig dadurch beeinflußt. Wollen wir mit gleichem Maße messen, so müssen wir uns erst ins Zeitalter Ludwigs XIV. versetzen und danach in die Mitte des künftigen Jahrhunderts; dann wird der Vergleich ganz anders ausfallen." Ich führte dann weiter aus, daß die großen Schriftsteller im Zeitalter Ludwigs XIV. zum Teil noch nicht anerkannt wurden und verhältnismäßig selten in den Vordergrund traten, während der Büchermarkt mit Dutzendware überschwemmt war.

[1] Pierre Augustin Caron de Beaumarchais (1732—1799), französischer Schriftsteller. Es handelt sich um sein berühmtes Lustspiel: „La folle journée ou le mariage de Figaro", nach dem Mozarts Oper bearbeitet ist.

Digitized by Google

Jetzt sähen wir nur noch die Werke von Corneille, Racine, Molière, Fénélon[1], Bossuet[2], Fléchier[3], Boileau, La Bruyère[4], La Fontaine[5], Frau von Sévigné[6] und ein paar andere vor uns, als ob sie alle zu gleicher Zeit entstanden wären, während die Mittelmäßigkeiten der Zeit versunken sind. Versetzen wir uns dann in das künftige Jahrhundert, so könnten wir für die Gegenwart nennen: Voltaire, Jean Baptiste und Jean Jacques Rousseau, Buffon, Montesquieu[7], die Enzyklopädie[8], eine Fülle von Entdeckungen in den Künsten und Wissenschaften, von Werken geistlicher und weltlicher Beredsamkeit, von ausgezeichneten Schriftstellern, die ich nicht nennen wollte, teils weil sie noch leben, teils weil ihre Liste zu lang sei. „Diese Auswahl", schloß ich, „kann sich nicht mit dem vergangenen Jahrhundert messen, aber wird die Nachwelt sie darum für minderwertiger halten? ... Wenn wir keinen Molière mehr haben, so kommt es daher, weil die Kultur Allgemeingut geworden ist und alle äußeren Lebensformen und die Sitten mehr ausgeglichen hat. Originale und schlagende komische Kontraste wären auf der Bühne nicht mehr möglich, da sie der Wirklichkeit nicht mehr entsprächen. Wenn wir also nur noch Intrigenstücke haben, so liegt das am Mangel von Urbildern und nicht von Talenten. Zum Glück ist aber diese Literaturgattung nicht die einzige, und es gibt andere, die sie ersetzen können."

Der König schien mit meinem Vergleich zufrieden und entließ mich.

Während des Karnevals, der den berühmten Versuchen von Montgolfier, Robert, Pilâtre de Rozier[9] u. a. folgte, brachte der König auch die Luftballons aufs Tapet, sah darin aber nur eine Art von Narrheit.

„Nun," sagte er, „Ihre Landsleute verschmähen jetzt die Erde und ihre schlichten Bewohner und wollen nur noch den Himmel stürmen. Alle Blicke in

[1] François de Salignac de La Mothe Fénélon (1651—1715), Erzbischof von Cambrai, Verfasser der „Aventures de Télémaque". [2] Vgl. S. 99 und 240.

[3] Esprit Fléchier (1632—1710), Bischof von Nîmes, Verfasser berühmter „Oraisons funèbres".

[4] Jean de La Bruyère (1645—1696), französischer Moralist, bearbeitete u. a. „Les Caractères de Théophraste". [5] Vgl. S. 239.

[6] Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné (1626—1696), die berühmte Verfasserin der an ihre Tochter gerichteten „Lettres".

[7] George Louis Leclerc Graf Buffon (1707—1788), berühmter Naturforscher; Charles de Secondat Baron de Montesquieu (1689—1755), Verfasser des „Esprit des lois", der „Lettres persanes" und des Buches „De la grandeur et de la décadence des Romains".

[8] Gemeint ist das von d'Alembert (vgl. S. 126) in Verbindung mit den bedeutendsten Zeitgenossen, den sogenannten „Encyklopädisten", herausgegebene Werk: „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers", 28 Bände (Paris, 1751—1772).

[9] Joseph Montgolfier (1740—1818) und sein Bruder Etienne konstruierten 1783 den Luftballon mit Auftrieb durch erwärmte Luft und 1784 den Fallschirm. Gleichzeitig konstruierte der Physiker Charles einen Ballon mit Auftrieb durch Wasserstoffgas. Pilâtre de Rozier und der Marquis d'Arlandes stiegen am 19. Oktober 1783 in einer „Montgolfière" zum erstenmal in die Luft, Charles mit dem Mechaniker Robert in einem Gasballon („Charlière") am 1. Dezember 1783. Am 7. Januar 1785 fuhr er mit einem Ballon von Dover nach Calais über den Kanal.

Digitized by Google

Frankreich richten sich auf dies einzige Ziel, niemand blickt mehr auf seine Füße. Das ist schön, das ist bewunderswert! Aber wohin, meinen Sie, wird diese Begeisterung führen? Unterwerfen wir diese wundersamen Hirngespinste dem Urteil des gesunden Verstandes: was kann man an wirklich Brauchbarem davon erwarten? Für die Astronomie kommt nichts dabei heraus, denn Beobachtungen in der Luft haben keine feste Grundlage. Wie will der Beobachter seinen Standort bestimmen? Wird er nicht fortwährend verschoben, selbst ohne daß man es merkt? Welchen Vorteil könnten solche Beobachtungen überhaupt vor denen haben, die auf der Erde gemacht sind? Was bedeuten ein paar hundert Ellen mehr oder weniger im Vergleich zu den Riesenentfernungen der Himmelskörper? Aber wenn die Luftballons für die Astronomie wertlos sind, wozu könnten sie sonst dienen?"

Ich antwortete ihm, ich sei nach seinen Ausführungen überzeugt, daß die Astronomie keinen Vorteil davon hätte. Aber könnten sie nicht für die Meteorologie von Wert sein? „Unsere gelehrten Mathematiker haben umsonst versucht, die Ursachen und die Theorie der Winde zu entdecken. Wer weiß, ob Beobachtungen nach einem bestimmten Plan und in verschiedenen Höhen uns nicht neue, wertvolle Aufschlüsse geben? . . Die meteorologischen Beobachtungen, die man in Europa seit noch nicht hundert Jahren anstellt, haben schon gute Resultate ergeben, und die Physiker erwarten für die Zukunft noch weit größere. Wer weiß, ob die Aerostaten die Mittel und Erfolge nicht verdoppeln können?"

„Mag sein", versetzte der König. „Das vielleicht gebe ich Ihnen zu, und ich habe nichts gegen die Versuche. Aber Sie werden mir einräumen, daß die Luftschiffe sonst keinen Zweck haben, zumal sie nie lenkbar sein werden."

Ich entgegnete, daß ich nicht wüßte, ob ein Luftschiff nicht lenkbar sein und ob man ein solches nicht erfinden könne . . . Mir schiene überhaupt, daß die Mehrzahl der großen Entdeckungen für unmöglich gegolten hätte, bevor sie gemacht wurden. Die Möglichkeit erkennen, hieße schon die Mittel erkennen und damit die Entdeckung machen. Wer das Fernrohr für möglich erklärt und erfunden hätte, bevor der Zufall es uns schenkte, hätte für einen Phantasten gegolten . . . Ich führte die Erfindung des Pulvers, der Buchdruckerkunst, ja selbst des Prismas und des Kompasses, sowie die Wunder der Elektrizität an und, zur Lenkbarkeit der Luftschiffe zurückkehrend, sagte ich, wenn sie im allgemeinen für unmöglich gälte, wäre mir das nur ein Beweis, daß sie noch nicht erfunden sei; für unmöglich dürften wir nur das wirklich Widersinnige erklären . . . Die Vögel schlügen in der Luft auch eine bestimmte Richtung ein, ebenso die Fische im Wasser, und da unsere Kunst und Geschicklichkeit nur in der Nachahmung der Natur bestände, könnten wir sagen: Alles, was geschieht, läßt sich nachahmen.

„Und wem sollte diese Erfindung zugute kommen?" fragte der König. „Diese Art zu reisen wäre äußerst kostspielig, und kein Mensch wäre so reich oder so töricht, sie zu benutzen."

Digitized by Google

„Vielleicht würde diese Entdeckung große Übel nach sich ziehen. Aber Euer Majestät wissen, daß Kosten bei gewissen Gelegenheiten für die Regierungen keine Rolle spielen."

„Ja, zum Beispiel, wenn man einen großen Sieg erfochten hat, und ein Verbündeter will gerade einen Sonderfrieden schließen. Dann kann man ihm den errungenen Erfolg nicht schnell genug mitteilen. Aber solche Gelegenheiten sind so selten."

Hier brach das Gespräch ab. Ich unterließ es, auf verschiedene andere Verwendungsmöglichkeiten der Luftballons hinzuweisen, z. B. darauf, daß ein Heerführer dadurch Näheres über das Innere einer Festung, eine feindliche Stellung usw. erfahren könne[1]. Wie ich nur zu wohl wußte, hätte er es nicht gelitten, daß ich in seiner Gegenwart von Dingen sprach, die er besser verstehen mußte als ich.

Sulzer[2]

(31. Dezember 1777)

Der König fing die Unterredung, wie ich vermutet hatte, gleich damit an, daß er mich über den jungen Schulz befragte[3] . . . Als ich von Schulz als einem tüchtigen Astronomen sprach, sagte der König, daß er nicht absehe, warum wir uns so sehr für die Astronomie interessierten, da wir keine Marine hätten noch jemals haben würden[4].

Ich antwortete hierauf, daß Europa Se. Majestät als einen allgemeinen Beförderer aller Wissenschaften ansehe, daß die Astronomie, als eine der wichtigsten, von allen europäischen Nationen mit großem Eifer getrieben werde, und daß es der Akademie zu großer Ehre gereichen würde, wenn sie das Ihrige zur Vervollkommnung dieser Wissenschaft beitragen würde, daß folglich dieses ein Gegenstand wäre, der so gut als irgendein anderer die Aufmunterung von seiten Sr. Majestät verdiente. Der Erfolg war, so wie ich es gewünscht hatte, daß Herr Schulz mit einer Pension als Mitglied der Akademie aufgenommen ward.

[1] Schon 1794 im Revolutionskriege, vor Charleroi, erhielt der Luftballon seine Feuertaufe. Die beiden damals gegründeten Luftschiffertkompagnien fanden vor allen befestigten Städten des Rheinlandes gute Verwendung.

[2] Johann Georg Sulzer (1720—1779), Philosoph und Direktor der philosophischen Klasse der Berliner Akademie, Verfasser der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste" (1771/74). Der Bericht nach „Sulzers Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt", herausg. von Merian und Nicolai, S. 62ff. (Berlin und Stettin 1809).

[3] Es handelte sich um die Aufnahme des Astronomen und Mathematikers Johann Gottfried Schulz (1749—1796) in die Berliner Akademie.

[4] Da die Mittel des damaligen Preußischen Staates zur gleichzeitigen Unterhaltung eines starken Heeres und einer Flotte nicht hinreichten, der König aber in Österreich den Hauptgegner erblickte, verzichtete er auf Schaffung einer Marine, auf Kolonien und überseeischen Handel.

Digitized by Google

Nachher sprach der König vieles über das Epikuräische System der Philosophie, dem er nicht abgeneigt schien. Er kam darauf auf die heutigen Philosophen in Frankreich[1], von denen er, ungeachtet seiner Verbindung mit d'Alembert[2], keine große Vorstellung zu haben schien. Er sagte unter anderem, daß diese Leute die Menschen reformieren wollten, die sie doch gewiß nicht kennten, daß sie von dem kleinen, sehr eingeschränkten Zirkel ihrer Bekanntschaft auf die Menschen überhaupt Schlüsse machten, die notwendig sehr einseitig sein müßten usw.

Nach mancherlei die Philosophie betreffenden Materien kam die Unterredung noch auf die Religion. Als Se. Majestät unter anderem sagten, daß man in dem Unsinn so weit gegangen, „einen Gott anzunehmen, der einen zweiten erschafft, und diese beiden zusammen hätten einen dritten geschaffen usw.", nahm ich mir die Freiheit zu sagen, daß gegenwärtig die vornehmsten Theologen, besonders einige der angesehensten Geistlichen in Berlin, dergleichen abgeschmacktes Zeug nicht mehr vorbringen, daß überhaupt die christliche Lehre, so wie sie jetzt von den im größten Rufe stehenden Predigern in Berlin vorgetragen werde, eine ganz andere Gestalt habe, als sie zu den Zeiten, da Se. Majestät in der Religion unterrichtet worden, gehabt usw. Unter anderem sagte ich auch, daß der Propst Spalding[3] ein eigenes, mit großem Beifall aufgenommenes Werk geschrieben habe, worin er den Geistlichen die stolze Vorstellung, daß sie unmittelbar einen göttlichen Beruf als Priester Gottes hätten, zu benehmen suche und ihnen vorstelle, daß ihr Beruf, als bloß politisch betrachtet, demzufolge sie das Volk über alle Pflichten unterrichten und zu Befolgung derselben ermahnen sollten, edel genug sei usw.

Worauf der König sagte: „Das ist sehr richtig, und ich bin der erste, der das respektiert." Se. Majestät setzten hinzu, die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf sei ebenso ungereimt als das Vorgeben, womit man den Souveränen schmeichelt, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien[4]. Hier sagte der König etwas, das mich sehr rührte und welches ich deswegen für merkwürdig genug halte, es von Wort zu Wort hier anzuführen. „Sehen Sie," sagte er in einem sehr ernsthaften und nachdrücklichen Tone, „wenn es mir auch gelänge, alle meine Untertanen vollkommen glücklich zu machen, so würde sich die Wirkung immer nur auf einen sehr kleinen Teil unserer Erdkugel erstrecken, die nur ein unendlich kleiner Teil des Weltalls ist. Wie könnte ich mich denn unterstehen, mich dem Wesen zu vergleichen, welches dieses unermeßliche Weltall regiert und in Ordnung erhält?" Ich denke, daß wenig Könige eines solchen Gedankens fähig sind.

[1] Die Enzyklopädisten (vgl. S. 266 Anm. 8).
[2] Vgl. oben S. 126.
[3] Johann Joachim Spalding (1714—1804), Propst an der Nikolaikirche zu Berlin.
[4] Vgl. S. 258.

Digitized by Google

Nachdem die Unterredung gegen zwei Stunden gedauert hatte, sagten Se. Majestät zu mir sehr gnädig: „Ich sehe, Sie sind ermüdet. Ich werde Sie ein andermal rufen lassen." Worauf ich mich beurlaubte.

Herr von Catt[1] sagte mir hernach, daß er den König in langer Zeit nicht so aufgeräumt gesehen habe. In der Tat war er in einem hohen Grade herablassend und höchst aufgeräumt, erzählte gelegentlich allerhand Anekdoten, insonderheit von dem verstorbenen Baron von Pöllnitz[2] und dessen Religionsänderungen, wobei Se. Majestät sich herabließen, seine Heucheleien durch Ton und Gebärden auf das lebhafteste nachzuahmen, unter anderen eine an seiner Tafel vorgefallene Unterredung, woran Voltaire, Maupertuis[3], d'Argens[4], Algarotti[5] Anteil hatten. Er ahmte die Gebärden und die Stimmen dieser Männer so genau nach, daß wir darüber erstaunten.

Als er solches bemerkte, sah er Merian[6] an und sagte: „Sie sehen mich an? Ist dies nicht ungefähr des Maupertuis Ton, den Sie müssen gekannt haben?"

„Ja, Sire, so sehr, daß ich glaubte, er sei aus jener Welt zurückgekommen und ich hörte ihn."

Zu diesem Berichte liefert Nicolai noch folgenden Beitrag[7]:

Als er mit dem seligen Sulzer vom Erziehungswesen sprach und dieser bei der Gelegenheit äußerte, der Mensch habe von Natur weniger Neigung zum Bösen als zum Guten, so schüttelte der König den Kopf und sagte lächelnd:

„Ach, lieber Sulzer, Sie kennen diese verfluchte Rasse, der wir angehören, nicht genügend."

Garve[8]

(Winter 1778/79)

Ich erinnere mich nicht ohne Rührung eines Teils seines Gesprächs mit mir ...

Der König redete von der Glückseligkeit, und mit der Art von Skeptizismus, die ihm am besten Gelegenheit gab, die Gegenstände nach seiner Art zu zer-

[1] Vgl. S. 50.

[2] Pöllnitz (vgl. S. 33f.) war nach mannigfachen Irrfahrten Oberkammerherr und Zeremonienmeister am preußischen Hofe geworden. Aus gewinnsüchtigen Beweggründen hatte er mehrfach das Bekenntnis gewechselt. Schon als Kronprinz hatte Friedrich das Wort auf ihn geprägt: „Divertissant beim Essen, nachher einsperren."

[3] Vgl. S. 64 Anm. 3. [4] Vgl. S. 87 Anm. 4. [5] Vgl. S. 25.

[6] Mit Sulzer war zugleich der Philosoph Johann Bernhard Merian (1723—1807), Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften an der Akademie, bei der Audienz anwesend. Die letzten Sätze sind von ihm dem Sulzerschen Bericht hinzugefügt.

[7] „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen", Heft 3, S. 274 f.

[8] Christian Garve (1742—1798), Philosoph, Professor in Leipzig, lebte dann als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt Breslau. Während seines dortigen Winterquartiers 1778/79

Digitized by Google

gliedern oder zu malen, behauptete er, daß es keinen sicheren Begriff von Glückseligkeit gebe, daß jeder Mensch, nach seiner Art zu denken und seinen Gewohnheiten, die seinige habe.

Ich, um durch eine sehr erlaubte Schmeichelei, da sie auf Überzeugung gegründet war, meinen Widerspruch zu mildern, sagte ihm, daß bei allem dem Unbestimmten in den Wünschen und Bestrebungen der Menschen es doch wohl gewiß höhere und mindere Grade von Glückseligkeit unter ihnen gebe, und daß niemand dieses besser wissen könne als er selbst, dem ein so vorzügliches Los zuteil geworden sei. „Nicht," setzte ich hinzu, „weil Ew. Majestät vom Glücke zu dem höchsten Range unter Menschen erhoben worden sind, sondern weil Sie mit so außerordentlichen Kräften zugleich eine so große Sphäre überkommen haben, in welcher Sie dieselben in ihrem ganzen Umfange äußern und zugleich zum besten andrer anwenden können, — und hierin, glaube ich, liegt eigentlich der Grund der Glückseligkeit: mit großen Kräften große Dinge tun können, und noch dazu solche, die andre glücklich machen."

Er verwarf dies, so wie man eine Schmeichelei verwirft, indem er sagte, daß ich viel zuwenig auf die Empfindungen des Herzens gerechnet hätte, die, wenn sie schmerzlich wären, das Leben des Größten wie des Kleinsten verbitterten. Er hätte in dem seinigen die größten Leiden dieser Art erfahren: — „und", setzte er mit einem Tone der Güte und Vertraulichkeit, der in seinen Unterredungen mit mir nie so rührend wiederkam, hinzu, „wenn Er wüßte, was mich zum Exempel der Tod meiner Mutter[1] gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder andre, und unglücklicher als andre, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe."

Von einem Gespräch über die deutsche Literatur und über Gellert erzählt Garve: Gellert hatte durch eine wirklich schöne Fabel, die er dem König aus dem Gedächtnisse mit Nachdruck vorgesagt hatte[2] (denn nachdrücklich und im Akzent richtig war Gellerts Deklamation, wenn auch eintönig), fast zuerst sein Vorurteil gegen die deutsche Sprache und Dichtkunst überwunden. Von dem Augenblicke an war Gellert der einzige Deutsche, der, wie er sich gegen mich selbst ausdrückte, zur Nachwelt gelangen würde, weil er zwar nur in einer kleinen Gattung, aber in dieser mit wirklichem Glücke gearbeitet habe.

Ferner berichtet Garve: Friedrich war, was selten Könige sind, ein Beobachter der menschlichen Sitten in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft.

und auf späteren Reiseu beschied ihn der König mehrfach zu sich und veranlaßte ihn auch zur Übersetzung von Ciceros Schrift „Über die Pflichten". Aus dem persönlichen Verkehr mit Friedrich ist darauf Garves zweibändige Charakterstudie erwachsen, die 1798 unter dem Titel: „Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs II." erschien und die auch die obigen Mitteilungen über seine Unterredungen mit dem König enthält (vgl. „Fragmente", Bd. 1, S. 314ff.; Bd. 2, S. 70 und 240f.).

[1] Vgl. S. 55. [2] Vgl. S. 242.

Digitized by Google

Er liebte, sich in ausführliche Schilderungen davon einzulassen. Seine Gedichte sind voll, und noch mehr waren seine Gespräche voll von solchen Gemälden. Ohne Zweifel waren viele Züge aus seiner Imagination nach Ähnlichkeiten hinzugesetzt, viele waren nach allgemeinen Begriffen, die er sich von den Ständen gemacht hatte, gebildet. Vorurteil und Wahrheit waren darin miteinander gemischt. Auch schadete die satirische Farbe, mit welcher er seine Bildnisse überzog, indem er sie selten anders als zur Belustigung ausstellt, der Richtigkeit derselben. Nichtsdestoweniger mußten oft die Personen, welche aus der genauesten und aus eigener Erfahrung den Stand kannten, an dessen Gewohnheiten und Denkungsart Friedrich seinen Pinsel übte, über die Kenntnisse erstaunen, die der König von dem Eigentümlichen ihrer Lage und selbst von den kleinsten Äußerungen ihrer Torheiten zu haben schien. Seine Aufmerksamkeit war nicht bloß auf die höheren Stände eingeschränkt: er wollte wissen, wie es in der Stube des Bauern, dem Gelage der Handwerksleute, den Tabagien der Gelehrten und den Kränzchen der Kaufleute zuginge. Er malte einst einem jungen Offizier die Art ab, wie er und seinesgleichen ihren Tag zubrächten, wovon sie sich unterredeten und was sie dächten. Mir schilderte er den Bürgermeister von Breslau und seine Antichambre.

Formey[1]

(1779—1784)

Ich komme zum Jahre 1779, wo der König die Mitglieder der Akademie kennenlernen wollte und sie nacheinander zu Unterredungen beschied, von denen wohl keiner enttäuscht zurückkam. Wenigstens kann ich bezeugen — und ich berufe mich auf das Zeugnis der anderen —, daß der König nie einen Akademiker unhöflich, ironisch, bissig, noch gar verächtlich behandelt hat . . .

Ich wurde also zum erstenmal ganz unerwartet am 24. Dezember 1779 mit Herrn Merian[2] zum König gerufen. Die Audienz währte von 3 bis $^1/_2$5 Uhr. . . Der König, der aus meinen Antworten sofort meine Offenheit und Treuherzigkeit erkannte, schien Gefallen an meinem Charakter zu finden, und seitdem habe ich wirklich bei den Audienzen, die ich bei ihm hatte, mehr Vergnügen genossen als in jeder anderen Unterhaltung mit den Großen. Der König sprach sehr gern, sehr gut und hatte einen unerschöpflichen Vorrat an Ideen und Kenntnissen. Es kam nur darauf an, daß man ihm recht zuhörte und ein Wort zur rechten Zeit anzubringen wußte, doch ohne Anspruch auf Esprit zu machen; denn es

[1] Samuel Formey, ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Berlin (vgl. S. 105). Die obige Darstellung nach dem Bericht in seinen „Souvenirs d'un citoyen", Bd. 1, S. 122ff. (Berlin 1789).

[2] Vgl. S. 270 Anm. 6.

Digitized by Google

ist denen, die dadurch bei ihm haben glänzen wollen, nie gelungen. Da ich überdies mit dem Könige im gleichen Alter war und beständig in Berlin gelebt hatte, die gleichen Personen kannte und die gleichen Begebenheiten erlebt hatte, so brauchte ich nur ein Ereignis, das ein halbes Jahrhundert zurücklag, zu streifen, damit es der König sogleich aufgriff und alles erschöpfte, was er davon wußte.

Nie werde ich das Feuer seiner Augen, die Sanftheit seines Blickes, das liebenswürdige Lächeln seiner Lippen und alles Verbindliche, was er sagte, vergessen. Nur die Unterredungen, worin er sich auf theologische und philosophische Streitigkeiten einließ, waren etwas unbehaglich. Er hatte eine Rüstkammer, aus der er alle seine Pfeile hernahm, nämlich Voltaires Schriften. Ich verfocht dann immer entgegengesetzte Thesen, und wir ereiferten uns zuweilen darüber so sehr, als ob wir auf öffentlichen Lehrstühlen gesessen hätten. Indessen endigte doch alles im Guten, und der einzige Nachteil dabei war, daß man seine Zeit nicht so angenehm zugebracht hatte, als wenn von den schönen Wissenschaften, historischen Anekdoten usw. die Rede gewesen wäre.

Der König wußte alles so zu behandeln, als ob er sich darauf vorbereitet hätte. So erinnere ich mich, daß einst das Gespräch auf die Politik des Tiberius und auf das Gehässige im Charakter dieses Kaisers fiel. Der König, der immer gern widersprach, hielt dem Tiberius eine Schutzrede und bewies die Notwendigkeit seines Betragens. Er sprach eine gute halbe Stunde darüber, ohne anzustoßen, und in fesselndster Weise, wie Tacitus, ja besser als dieser . . .

Am 5. August 1782 traf ich in Potsdam ein, nachdem ich mich beim König vorher angemeldet hatte[1] . . . Vor 2 Uhr erhielt ich den Bescheid, daß ich um 4 Uhr in einer Kutsche nach Sanssouci abgeholt würde. Als ich dort ankam, fand ich am Fuße der Anhöhe einen Tragstuhl, worin ich heraufgetragen werden sollte[2]. Diese Aufmerksamkeit rührte mich bis zu Tränen. Ich wurde in einen Saal geführt, den der König bald nachher betrat. Dies ist das einzige Mal, wo ich ihn stehend und gehend gesehen und unter vier Augen mit ihm gesprochen habe. Ich setzte mich in einen Armstuhl neben dem Sofa, auf dem der König saß.

Die Unterredung währte 1 1/2 Stunden und drehte sich vorwiegend um Religion. Das machte sie mir minder angenehm, obschon der König immer gleich gütig gegen mich war. Ich will hier nur einen Zug aus der Unterredung anführen, der verewigt zu werden verdient, weil er für die Charakterstärke des Königs bezeichnend ist. Ich sprach davon, wie sehr alle seine Untertanen Ursache hätten, einem König wie ihm ein langes Leben zu wünschen, und wie er selbst wünschen müßte, zum Wohl seines Volkes zu leben.

[1] Der König hatte gewünscht, Formey zu sprechen, der auf einer Reise nach Brandenburg durch Potsdam kam.

[2] Formey war gichtkrank; aus diesem Grunde ließ der König, entgegen dem sonst üblichen Brauch, ihn bei den Audienzen auch sitzen.

Digitized by Google

„Nicht doch," sagte er mit festem Blick und Ton; „wenn der Tod in diesem Augenblick käme, so würde ich zu Ihnen sagen: Gute Nacht, Herr Formey."

Der König war so gütig und aufmerksam gegen mich, daß er mir am folgenden Tag aus seinem Weinkeller eine Wegzehrung für meine brandenburgische Reise schickte.

Gleich in der ersten Unterredung hatte der König mich gefragt, wo ich her sei, nämlich wo meine Familie herstammte. Ich war froh, ihm antworten zu können, ich sei ein ehrlicher Champagner und hätte die angeborene Offenheit und Treuherzigkeit meines Landes bewahrt.

„Sie lieben also den Champagnerwein?"

„Sire, ich habe mein Vaterland nie verleugnet."

Am folgenden Tage erhielt ich einen Korb Wein, zur Hälfte Champagner und zur Hälfte Tiroler und Burgunder.

Als er mir das letztemal Wein schickte, war ein wirklich pantomimischer Auftritt vorhergegangen, der die Güte und Munterkeit des Königs zu gut bezeichnet, um ihn nicht anzuführen. Es war am 24. Dezember 1784. Die Unterredung begann wie gewöhnlich mit verschiedenen Gegenständen. Nach einer halben Stunde unterbrach sich der König plötzlich, sah mich an und fragte: „Trinken Sie Champagner?" — „Nein, Sire." — „Und warum nicht?" — „Weil ich keinen habe." — „Und warum haben Sie keinen?" — „Weil Ew. Majestät mir keinen gegeben haben." Damit war es zu Ende; allein nach einer weiteren halben Stunde erhob sich der König, langte mit der Hand nach einem vor ihm stehenden Tisch und sagte: „Mein Gedächtnis läßt mich doch manchmal im Stich." Er nahm, oder tat so, als nähme er Papier und Feder, und sprach wie beim Schreiben die einzelnen Silben: „Mein Se—kre—tär hat kei—nen Cham—pag—ner mehr." Dann schob er das Papier beiseite und sagte: „Nun werde ich schon daran denken", und die Unterredung ging weiter. Am folgenden Tage erhielt ich den Korb mit Wein. Kann man so viele Güte vergessen? Nicht die Beträchtlichkeit des Geschenks, sondern die Art, wie es gemacht wird, verleiht ihm den Wert ...

Wie ich schon erwähnte: wenn irgendein Gegenstand aufs Tapet kam, durfte man sich nicht übereilen, seine Meinung zu äußern, noch viel weniger einen entschiedenen Ton anschlagen; denn sonst hätte der König sofort das Gegenteil behauptet, woraus dann eine Kontroverse zu entstehen pflegte, die das Gespräch sehr lebhaft machte und gewöhnlich damit endete, daß man in gleichgültigen Dingen seiner Meinung beitrat.

Eine andere Sonderbarkeit bestand darin, daß der König sich oft stellte, als wüßte er Dinge nicht, die er besser wußte, und erstaunt tat, wenn man mit ihm davon sprach. Hier ein Beispiel dafür. Die Akademie hatte aus dem Gebiete der Metaphysik eine Preisfrage über die Urkraft ausgeschrieben (1777). D'Alem-

Digitized by Google

bert[1], dem sie sehr dunkel vorgekommen war, hatte darüber in seinem Briefwechsel mit dem Könige gescherzt, und dieser nahm daher Anlaß, der Akademie zu befehlen (doch so, daß er ihr erlaubte, ihre erste Frage beizubehalten), noch eine andere Frage zu stellen, nämlich die: „Ist es erlaubt, das Volk zu täuschen[2]?" Die Preisfrage wurde also ausgeschrieben (1779), und es liefen eine Menge Bewerbungen ein. Ich nahm daher Gelegenheit zu sagen:

„Ich erhalte eine Menge Abhandlungen über die ungewöhnliche Preisfrage, welche die Akademie ausgeschrieben hat."

„Was für eine Frage?"

„Ob es erlaubt sei, das Volk zu täuschen."

„Hat man diese Frage gestellt?"

„Ja, Sire."

Darauf fing der König an, sie umständlich auseinanderzusetzen und zu sagen, wie er sie behandeln würde, und zwar mit der Anmut, die er über alles, was er sprach, zu verbreiten wußte. Es wäre sehr unvorsichtig gewesen, ihm zu sagen, daß er selbst die Frage aufgegeben habe, und daß man bloß seinen Befehlen gefolgt sei.

Die Berliner Gelehrten.

König Friedrich schreibt im Januar 1780 an d'Alembert über seine Unterredungen mit den Berliner Gelehrten[3]:

Nach meiner Rückkehr (aus Potsdam) nach Berlin wollte ich meinen Geist von dem Rost, den er draußen auf dem Lande angesetzt hatte, durch einen Überzug mit akademischem Firnis befreien. Ich habe mich mit Herrn Formey unterhalten[4]. Zu meiner großen Erbauung haben wir grundgelehrte Erörterungen über die schwierigsten Fragen angestellt, von denen unser ständiger Sekretär mich überzeugen wollte. Ein andermal hat mir der homerische Bitaubé[5] allen Ernstes versichert, der Verfasser der „Ilias" und „Odyssee" sei der einzige Dichter, den die lange Reihe der Jahrhunderte hervorgebracht habe. Danach habe ich mich an den weisen politischen und philosophischen Betrachtungen des Herrn Wegelin[6]

[1] Vgl. S. 126.

[2] Diese Preisfrage ist richtig nur zu verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Gebiet der „Wahrheit" in Friedrichs Augen durch die engsten Grenzen umschrieben war, nur den Deismus, die Pflicht, die Naturphilosophie umfaßte, daß daher alles übrige, die konkreten Religionen, alle Kulturmittel ihm als „Täuschung" galten. Wie seine Haltung Formey gegenüber lehrt, hat er später von der Preisfrage nichts mehr hören wollen.

[3] Nach dem Druck in den „Œuvres de Frédéric le Grand", Bd. 25, S. 139 f. (Berlin 1854).

[4] Vgl. S. 272 ff.

[5] Paul Jeremias Bitaubé (1732—1808), Homerübersetzer.

[6] Jakob Wegelin (1721—1791), Professor der Geschichte.

Digitized by Google

gestärkt. Und da ich über den irdischen Geschäften eine Zeitlang den Himmel vergessen hatte, war Herr Bernoulli[1] so freundlich, mich über die Reiseroute der Gestirne zu unterrichten. Wie er mich belehrte, vermute man, der Hof der Venus sei größer, als man bisher annahm, und man sei einem ihrer Trabanten auf der Spur. Rasch von Entschluß, wie ich bin, taufte ich sofort diesen Trabanten und nannte ihn Cupido. Ich habe mich der Huld der Göttin, ihres Trabanten und der drei Grazien empfohlen. Herr Bernoulli behauptete nun, vermittelst dieses Trabanten — er ist offensichtlich ein Spion — könne man Masse und Umfang der Göttin von Cythera genau feststellen, gleich als ob er sie mit ihrem Gürtel gemessen hätte. Darauf bat ich ihn inständig, das Geheimnis für sich zu bewahren, um nicht die Meisterwerke von Phidias und Praxiteles, die so wunderbare Bildsäulen dieser Göttin geschaffen hätten, in Verruf zu bringen. Seitdem habe ich noch Herrn La Grange[2] gesehen. Er war so gütig, die Erhabenheit seiner Sprache in umgekehrtem Verhältnis zum Quadrat meiner Unwissenheit herabzustimmen, und führte mich von Abstraktion zu Abstraktion durch ein Labyrinth der Finsternisse, wo mein armer Geist Gefahr lief, sich ganz zu verlieren, hätte mich nicht unser guter Schweizer, Herr Merian[3], aus den hehren Regionen der Differential- und Integralrechnung wieder auf diesen verworfenen und gemeinen Erdball, auf dem ich vegetiere, zurückgeleitet. Endlich belehrte mich Herr Achard[4] darüber, was „fixe Luft" ist, und brachte mich ohne große Mühe zu dem Zugeständnis, daß die Materie ungezählte Eigenschaften besitzt, deren Kenntnis uns bisher entgangen ist, und daß wir mit der Zeit dahin gelangen können, den engen Kreis unseres Wissens um einige Grade zu erweitern, wenn wir nach Bacons[5] Beispiel nicht aufhören, tüchtig Erfahrungen zu sammeln. Das ist mit wenigen Worten der Verlauf des kleinen akademischen Lehrkursus, den ich während meiner Krankheit genommen habe.

Ferner schreibt der König am 13. Januar 1782 an d'Alembert[6]:

Ich habe die meisten unserer Akademiker gesehen. Die einen sprachen von einem neuen Planeten, die anderen von einem neuen Kometen[7]. Ich warte die Entscheidung darüber ab, um ihn demgemäß zu ehren. Herr La Grange aber, er rechnet, rechnet, rechnet über seinen Kurven, soviel

[1] Johann Bernoulli (1741—1807), Astronom.
[2] Joseph Louis de la Grange (1736—1813), Naturforscher und Präsident der Akademie.
[3] Vgl. S. 268 und 270.
[4] Franz Karl Achard (1754—1821), Physiker, seit 1782 Direktor der physikalischen Klasse der Akademie.
[5] Vgl. S. 70 und 220.
[6] Nach dem Druck in den „Œuvres", Bd. 25, S. 212.
[7] Es handelt sich um den Planeten Uranus, der am 13. März 1781 von Friedrich Wilhelm Herschel (1738—1822) entdeckt, aber zunächst als Komet ausgegeben war.

Digitized by Google

Sie wollen. Herr Formey hält Lobreden, Achard macht oxydierte Luft und Wegelin ſtudiert, wie man den Dreißigjährigen Krieg ſchneller hätte beenden können.

Garve[1]

(27. Auguſt 1785)

Friedrich II., wenn er nach Breslau kam, ließ Garve regelmäßig zu ſich kommen und unterhielt ſich mit ihm über philoſophiſche Gegenſtände. Garve erzählt, daß der König ihn einmal mit der Frage empfangen habe: „Was iſt ein Theorem?“ und nun habe ſich daran ein langes wiſſenſchaftliches Geſpräch geknüpft. Am wichtigſten war mir, daß Garve bemerkt haben wollte, der König, je älter er würde, verlöre immer mehr das Vertrauen zu Menſchen. Früher wären darüber nur Andeutungen gekommen, welche Garve in ſeiner ſanften, intereſſanten Art zu entfernen bemüht geweſen wäre, und der König habe den Gegenſtand nicht weiter verfolgt. Als der König aber zum letzten Male in Breslau war[2], mußte er kurz zuvor von einzelnen Menſchen, denen er Vertrauen ſchenkte, auf eine empfindliche Art gekränkt ſein. Er ſchien alles Vertrauen zum Menſchen verloren zu haben. Garve opponierte in ſeiner angemeſſenen Art, der König wurde dadurch immer mehr für ſeine Meinung aufgeregt, und als er offenbar Menſchenfeindlichkeit äußerte und die Menge canaille nannte, ſagte Garve, wäre er ſelbſt dadurch ſo aufgeregt worden, daß er dem König erwidert habe:

„Als Ew. Majeſtät geſtern in die Stadt kamen und alles Volk zuſammenlief, um ſeinen großen König zu ſehen, das war nicht canaille.“

Der König antwortete darauf aber ſchnell: „Setze Er einen alten Affen aufs Pferd und laſſe Er ihn durch die Straßen reiten, ſo wird das Volk ebenſo zuſammenlaufen.“

[1] Nach der Erzählung Garves (vgl. S. 270) in Theodor von Schöns „Selbſtbiographie“ („Aus den Papieren des Miniſters und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön“, Bd. I, S. 21; Halle 1875). [2] 26.—29. Auguſt 1785.

Digitized by Google

Gleim[1]

(22. Dezember 1785)

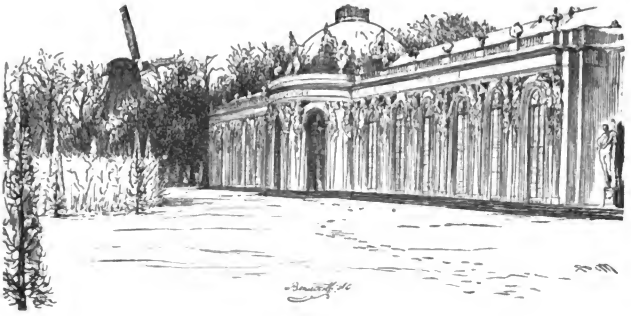
„Wie heißt der Domdechant?“ — von Hardenberg[2]. —
„Macht der auch Verse?“ — Mehr als ich! —
„Macht er sie auch so gut als Er?“ —
Ich glaube, nein; man schmeichelt sich
Am liebsten selbst. — „Da hat Er recht! Die Brüder
„Im heiligen Apoll, die harmonieren nicht.“ —
Wir harmonieren sehr; denn er macht Kirchenlieder,
Ich nicht, und keiner spricht
Von seinen Versen. — „Das ist besser,
„Als wenn Ihr's tätet. Aber sagt:
„Ist Wieland[3] groß, ist Klopstock[4] größer?“ —
Der, Sire, wäre stolz, der's zu entscheiden wagt. —
„Er ist nicht stolz?“ — Ich bin's in diesem Augenblick,
Sonst eben nicht. — „Er geht nach Halberstadt zurück,
„Ins hochgelobte Mutterland?“ —
Ja, Ihro Majestät! — „Grüß' Er den Domdechant!“

[1] Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803), deutscher Dichter, seit 1747 Domsekretär am Domkapitel zu Halberstadt. Obwohl der Dichter der „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier“ den König glühend verehrte und öfter in Berlin weilte, kam es erst 1785 durch Vermittlung des Marchese Lucchesini (vgl. S. 215) zu einer Unterredung mit Friedrich, über die nur ein Bericht in Versen von Gleims Hand aus dem Jahre 1795 vorliegt (gedruckt bei Körte, „Gleims Leben“, S. 221; Halberstadt 1811).

[2] Georg Ludwig von Hardenberg (1720—1786), Verfasser geistlicher Lieder und eines großen hymnologischen Registerwerkes.

[3] Christoph Martin Wieland (1733—1813), deutscher Dichter. [4] Vgl. S. 161 und 234.

Digitized by Google



Ausgang

Diez[1]

(16. Mai 1784)

Friedrich hatte an jenem Tage früh um 4 Uhr seine Kabinettsgeschäfte verrichtet, war sodann zur Musterung[2] gegangen, kam gegen 11 Uhr zurück, ließ sich sodann die fremden Offiziere vorstellen, setzte sich nach 12 Uhr zu Tisch, wo er bis um 2 Uhr bleiben mochte, und von da bis 3½ Uhr hatte er Adjutanten bei sich, um ihre Berichte zu hören und ihnen seine Befehle für die Manöver des anderen Tages zu geben. Ich begegnete denen noch, als ich mit Herrn Laspeyres[3], der zum Schreiber bestellt war, hereingerufen ward.

Hier stand ich nun neben dem Manne, der bis dahin, seit dem Augenblicke des Erwachens, vor Geschäften gleichsam nicht zu sich selbst gekommen war und der noch krank sein sollte; nichts Krankes, nichts Müdes, nichts Erschlafftes, im Gegenteil alles an seinem Vortrag und an seinen Begriffen so frisch, so klar und durchdacht, daß, nachdem seine ersten Fragestücke vorüber waren, woraus ich im Grunde wenig machte, er meine ganze Aufmerksamkeit fesselte, als ich ihn in die Sache selbst, über den Zweck meiner Mission, über die Interessen von Preußen und anderen Mächten, auch über den Charakter und die Ver-

[1] Heinrich Friedrich Diez (1751—1817) war zum Geschäftsträger in Konstantinopel ernannt, wo er bis 1790 blieb. Nach einem Schreiben von Diez an Gleim bei Rödenbeck, „Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben", Bd. 3, S. 320 (Berlin 1842).

[2] Der König hatte über die Regimenter der Potsdamer und der umliegenden Garnisonen Revue gehalten.

[3] Theodor Etienne Laspeyres, Kabinettsrat des Königs.

Digitized by Google

fassung der Türken, mit einem Zusammenhang und Plan hineingehen hörte, wovon ich bei jedem anderen, der sich sechs Monate dazu vorbereitet haben möchte, eine große Idee gefaßt haben würde. Endlich fing er an, die Instruktion zu diktieren: bei jedem Absatz hielt er inne, machte Paraphrasen und spielte zugleich mit dem Windhunde, der ihm unterdessen auf den Schoß gesprungen war, und nachdem er mich jedesmal eins um das andere hatte sprechen lassen, um zu hören, ob ich seine Meinung recht verstanden, fuhr er fort zu diktieren, zu paraphrasieren, mit dem Hunde zu spielen und mich zu hören, und so ging es bis ans Ende einer zwei Bogen langen Instruktion, ohne daß er sich von Laspeyres das, was geschrieben war, wieder vorlesen und sich in Zusammenhang bringen ließ, als dessen Faden er gar nicht verloren hatte.

Die ganze Audienz dauerte zwei Stunden, bis gegen $5\frac{1}{2}$ Uhr, und ich war instruiert, wie man sein muß.

Marquis Bouillé[1]

(1784/85)

Als der König in den Saal trat, nahm er seinen Hut ab und begrüßte den Marquis von Bouillé, der auf ihn wartete und durch den Kammerherrn Grafen Goertz[2] vorgestellt wurde. Dann begann er sofort, sich sehr leutselig mit ihm zu unterhalten, besonders über den Krieg auf den Antillen und über England. Er stellte eingehende Fragen über die Art, wie man bei einer Landung angesichts des Feindes verfährt. „Sie sind ja darin Sachverständiger", setzte Friedrich sehr verbindlich hinzu. Von den Engländern sprach er mit großer Abneigung. „Sie sind wie Kranke," sagte er, „die das Fieber gehabt haben und ihren Zustand erst merken, wenn der Anfall vorüber ist." Charles Fox nannte er einen Wirrkopf, dagegen drückte er seine Bewunderung für die Talente, besonders für die Klugheit und Mäßigung des jüngeren Pitt[3] aus. „Denn ich begreife nicht," fuhr Friedrich lebhaft fort, „wie ein Mann, nicht nur in seinen Jahren, sondern ein Mann überhaupt, nicht allein Widerspruch duldet, sondern sich verspotten, ja beschimpfen läßt, ohne je sein kaltes Blut zu ver-

[1] François Claude Amour Marquis de Bouillé (1739—1800), französischer General. Er hatte sich während des amerikanischen Krieges gegen England in Westindien durch die glänzende Verteidigung der Antillen ausgezeichnet. Nach Friedensschluß (1783) kehrte er nach Frankreich zurück und ging auf Reisen. Im Sommer 1784 besuchte er Preußen und nahm auf Einladung König Friedrichs zunächst an der schlesischen Revuereise, dann auch am Herbstmanöver bei Potsdam teil. Im Jahre 1785 brachte er mit Friedrichs Erlaubnis seinen Sohn in die 1765 gegründete Ritterakademie nach Berlin. Der Bericht nach seinen Aufzeichnungen (gedruckt bei: René de Bouillé, „Essai sur la vie du marquis de Bouillé", S. 137 ff.; Paris 1853).

[2] Vgl. S. 168 Anm. 4.

[3] William Pitt (1759—1806), seit Ende 1783 Leiter der englischen Regierung, leidenschaftlich bekämpft von Charles Fox (1749—1806).

Digitized by Google

lieren, noch sich zu erhitzen. Das scheint doch über die menschliche Geduld zu gehen."

Der König schloß diese Unterredung mit der sehr gütigen Versicherung, er werde sich sehr freuen, den Marquis in Schlesien wiederzusehen, wohin er augenblicklich abreise (15. August), um die üblichen Revuen abzuhalten . . .

Am ersten Revuetage in Neiße (20. August) waren vierzig Gäste bei Tafel, der König und der Prinz von Preußen inbegriffen, lauter Generale oder Regimentskommandeure, mit Ausnahme des preußischen Gesandten in Wien, Freiherr von Riedesel[1], und des Marquis von Bouillé, der dem König gegenübergesetzt wurde. Dieser Platz war für die Fremden bestimmt, damit er sie besser sehen und mit ihnen plaudern konnte. Schon bei Beginn der Mahlzeit richtete Friedrich das Wort an Riedesel und Bouillé. Zuerst kam das Gespräch auf die Kriege Ludwigs XIV. und die hervorragendsten Heerführer seiner Zeit, Condé, Turenne und Luxemburg[2]. Der König nannte sie die großen „Meister der Kriegskunst" und bezeichnete das Zeitalter Ludwigs XIV. als „die große Zeit des französischen Volkes". Ebenso erging er sich in Lobsprüchen über den Marschall von Sachsen[3], den er, wie er sagte, persönlich gekannt und verehrt hat. Dann ging er auf Amerika und England und den Krieg zwischen beiden Ländern über und tadelte immerfort die Engländer, für die er offenbar keine Neigung hatte. Die französischen Finanzverhältnisse kannte er ganz genau. Er kritisierte die Einrichtung der Generalpächter und billigte den Plan der Einberufung von Provinzialversammlungen, den Necker[4] schon teilweise verwirklicht hatte. Er hatte eine hohe Meinung von den Hilfsquellen Frankreichs, dem Charakter seiner Einwohner, ihrer Vaterlandsliebe und Königstreue. „Sie sind lebhaft, geistreich und fleißig", sagte er; aber er machte einige scharfe Bemerkungen über die Höflinge und meinte, daß ihre Stöckelschuhe wahrscheinlich sehr unbequem für den Krieg wären.

Das Wort Krieg brachte ihn auf die große Menge von Artillerie, die die Heere mit sich schleppten. „Im Feldzuge von 1778", sagte er, „hatte ich über 1200 Kanonen und 40 Haubitzen. Die Franzosen müssen auch viel Artillerie halten, wollen sie hinter ihren Feinden nicht zurückstehen. Wer heute eine Schlacht schlägt, muß gleichsam eine Belagerung durchführen und in die Befestigungen des feindlichen Heeres Bresche schießen." Der König mißbilligte die französische Garde und bezeichnete sie als kostspielige und unnütze Truppe. Dann sprang er plötzlich auf den Papst über, erklärte, daß er ihm leid täte, und meinte, das Haupt der Christenheit werde eines Tages sicherlich zum Beichtvater des Kaisers herabsinken[5].

[1] Freiherr Johann Hermann von Riedesel vertrat seit 1773 den König in Wien.
[2] Vgl. S. 94 und 221. [3] Vgl. S. 152 Anm. 3.
[4] Jacques Necker (1732—1804) hatte von 1777 bis 1781 die französischen Finanzen geleitet.
[5] Anspielung auf die Reise des Papstes Pius VI. nach Wien (1782), der vergeblich gesucht hatte, durch persönliche Verhandlung den kirchlichen Reformen Josephs II. Einhalt zu tun.

Digitized by Google

Die Tafel währte dreieinhalb Stunden, während deren Friedrich die fesselndste Unterhaltung führte. Seine Reden waren mit viel attischem Salz und feinen Bemerkungen gewürzt. „Hier", sagte er mehrfach zu Bouillé, „herrscht völlige Freiheit, als ob wir im Wirtshaus wären."

Auch am nächsten Tage (21. August) zog ihn der König zur Tafel und sprach mit ihm viel über Frankreich, besonders über Kardinal Richelieu, dessen Grundsätze und Regierungsweise er rühmte. Auch ging er auf die Kriege der Franzosen ein, deren Geschichte ihm völlig geläufig war. Er betonte mehrfach, daß er das französische Volk für unfähig zu einer freien Regierungsform hielte; andrerseits billigte er das Recht der französischen Parlamente, Einspruch zu erheben, ohne daß der freien Entscheidung des Herrschers Schranken gezogen würden. Die Artillerie kam von neuem aufs Tapet; er ließ sich darüber auf eine lange Erörterung ein, die fast zur Diskussion wurde; denn der König erlaubte den Streit der Meinungen und duldete selbst Widerspruch.

Am folgenden Tage (22. August) begannen die großen Manöver . . . Nach der Rückkehr drehte sich bei Tisch das Gespräch hauptsächlich um militärische Dinge. Der König sprach von mehreren Ereignissen des Siebenjährigen Krieges, so von den Schlachten bei Minden und Vellinghausen[1], die die Franzosen nach seiner Meinung hätten gewinnen müssen. Er tadelte den Marschall von Broglie[2], weil er bei Minden nicht das Dorf Todtenhausen angegriffen hätte, wo der linke Flügel des Feindes stand, und daß er es bei Vellinghausen unterlassen hätte, den Angriff mit der ganzen Front zu unterstützen. „Denn", sagte er, „der angreifende Truppenteil muß von der ganzen Armee unterstützt werden; sie bildet seine Grundlage, wie beim Standbild der Sockel" . . .

Eines Tages, bevor der König sich zu Tisch setzte, sagte er zu Bouillé: „Sie erraten nicht, was ich heute morgen getan habe. Ich habe die Finanzen meiner Jesuiten[3] geordnet. Die guten Leute verstehen gar nichts davon . . . Sie sind mir sehr nützlich; denn ich habe sie eigens beauftragt, den Nachwuchs des katholischen Klerus heranzubilden, den ich haben muß und von dem ich will, daß er aufgeklärt sei. Ich habe die Sache mit dem Papste geregelt; ich bin sehr zufrieden mit ihm, und wir sind die besten Freunde." Dann wies er zum Fenster hinaus auf ein Kapuzinerkloster und sagte: „Die Leute da werden mir etwas lästig mit ihrem Geläute; sie haben sich erboten, es des Nachts einzustellen. Das wollte ich nicht: man muß jeden bei seinem Handwerk lassen; das ihre ist zu beten, und ich hätte ihnen viel Verdruß gemacht, wenn ich ihr Glockengeläute verhindert hätte."

Die 20 000 Mann Truppen aller Waffengattungen, die bei Breslau zusammengezogen waren[4], fanden den Beifall des Königs nicht. Er brauste

[1] Schlacht bei Minden am 1. August 1759; Gefecht bei Vellinghausen am 16. Juli 1761. Vgl. Ges. Werke, Bd. IV, S. 6f. und 113f.

[2] Victor Franz, Herzog von Broglie (1718—1804).

[3] Vgl. S. 167 und 199. [4] Die Revuen bei Breslau dauerten vom 29. bis 31. August.

Digitized by Google

gegen mehrere Truppenführer auf und sagte ihnen: „Sie sind mehr Schneider als Soldaten!“ Er setzte mehrere ab, mit deren Leistungen er unzufrieden war, und schickte sogar einen Generalleutnant für sechs Wochen in Arrest.

Zur eigenen Belehrung und um Vergleiche zu ziehen, wollte der Marquis von Bouillé auch den Manövern des Kaisers in der Gegend von Prag beiwohnen. Er setzte den König davon in Kenntnis und bat um Erlaubnis, später

zu den Truppenübungen bei Potsdam erscheinen zu dürfen. Der König genehmigte es mit großer Freundlichkeit und redete ihm sogar zu. „Mit den Manövern, die ich Ihnen hier vorgeführt habe,“ sagte er, „bin ich unzufrieden; ich hätte Ihnen gerne mehr gezeigt. Vor allem bedauere ich, daß ich Ihnen keine Landung zeigen konnte, aber ich habe weder Schiffe, noch eine Marine, noch Häfen.“ Da die französische Generalsuniform des Marquis von Bouillé von gleicher Farbe war wie die preußische, setzte Friedrich boshaft hinzu: „Sehen Sie sich vor, in dem Lande, wohin Sie gehen, sind die Blauröcke nicht beliebt. Auch Ihre Königin[1] hat die Abneigung ihrer Familie dagegen beibehalten; denn sie mag sie ebensowenig“ ...

Die Herbstmanöver waren eine wahre Schule des Krieges. 18 Bataillone und 28 Schwadronen waren bei Potsdam zusammengezogen und in zwei Armeen geteilt; die eine führte Friedrich, die andere General Möllendorff[2]. Die Übungen währten drei Tage (21.—23. September), und der Marquis von

[1] Maria Antoinette, Gemahlin König Ludwigs XVI., geb. österreichische Erzherzogin.
[2] Wichard Joachim Heinrich von Möllendorff (1721—1816), Generalleutnant.

Digitized by Google

Bouillé hatte die Ehre, täglich beim König zu speisen. Dieser hatte sich schon im voraus erkundigt, ob er angekommen sei, und überhäufte ihn mit Freundlichkeiten und Höflichkeiten. Die Tafel — etwa 40 Gedecke — war in der alten Orangerie[1] aufgestellt, und zwar in zwei sehr schönen und großen Räumen, die als Empfangssaal und Speisezimmer dienten und mit Möbeln von himmelblauer und rosa Seide mit silbernen Fransen und Beschlägen ausgestattet waren. Alle Simse, Türen und die zahlreichen Wandspiegel waren mit vergoldeten Amoretten in erhabener Arbeit geschmückt. In diesem prachtvollen und üppigen Rahmen bewegten sich Friedrich II. und etwa vierzig alte, rauhe, weißhaarige Kriegsmänner, gestiefelt und gespornt, mit langen Degen oder großen Säbeln, umgeben und bedient von zwölf schönen Pagen in blauen oder rosa Samtröcken und ebensoviel Läufern mit kleinem Schurz von derselben Farbe und federgeschmückten Hüten; dazu die reichgekleideten Husaren und die Lakaien in großer Livree. Dieser gesuchte und seltsame Prunk, der sybaritisch anmutete, stach, wie man sich denken kann, höchst sonderbar von den strengen Zügen, dem martialischen Wesen, den schlichten Uniformen und der rauhen Sprache der Tischgäste ab.

Während der Mahlzeiten, denen Friedrich vier Stunden widmete, war er stets leutselig, heiter und prickelnd. Er sprach mit Vorliebe von Frankreich und zollte ihm reiches Lob. „Aber", setzte er hinzu, „der Hof verdirbt alles. Ihre Höflinge mit ihren Stöckelschuhen und ihren zarten Nerven sind sehr schlechte Soldaten und fallen den Heeren doppelt zur Last, erstens durch ihr schlechtes Beispiel und zweitens durch ihre Ränke gegen den Führer. Das macht die Führung eines französischen Heeres so schwer. Wie der Marschall von Sachsen[2] mir oft versicherte, machten die Höflinge ihm bei seinen Feldzügen in Flandern das Leben saurer als der Herzog von Cumberland[3]."

Vom Marschall von Richelieu[4] . . . erzählte Friedrich mehrere galante Abenteuer. Dann ging er auf das Zeitalter Ludwigs XIV. über und hielt eine Lobrede auf den König, seine Regierung und Verwaltung, und zwar äußerst geistvoll und scharfsinnig. Er entschuldigte seine Fehler und Schwächen und hob seine guten Eigenschaften hervor, tadelte aber die Widerrufung des Edikts von Nantes[5], obwohl Preußen viel dadurch gewonnen hätte, da die Refugiés ihren Gewerbefleiß in ihre neue Heimat mitbrachten. „Diese unglücklichen Menschen", sagte er, „bewahrten eine so starke Anhänglichkeit für ihr Vaterland und eine so tiefe Ehrerbietung vor dem König von Frankreich, daß sie ihren Kummer über die Mißgeschicke ihres Volkes nicht unterdrücken konnten. Was glauben Sie

[1] Das sogenannte Kavalierhaus. [2] Vgl. S. 281.

[3] Wilhelm August, Herzog von Cumberland (1721—1765), Sohn König Georgs II., führte im Österreichischen Erbfolgekrieg das englische Heer.

[4] Louis François Armand Duplessis, Herzog von Richelieu (1696—1788), Marschall von Frankreich.

[5] Durch den Widerruf (1685) wurde die Ausübung des reformierten Bekenntnisses in Frankreich untersagt.

Digitized by Google

wohl? Unter Ludwig XIV. kamen sie am St.-Ludwigs-Tage (25. August) noch mit ihren Familien und Freunden zusammen, um den Namenstag des Königs zu feiern, der sie verfolgte."

Über Ludwig XV. äußerte sich Friedrich wenig günstig, suchte aber die Gutmütigkeit des Verstorbenen gegen seine Günstlinge, die er mit Gnaden und Gold überschüttete, einigermaßen zu rechtfertigen. „Denn," sagte er, „ein Fürst, der so gut und gebefreudig ist, wie er, freut sich, wenn die Menschen, die um ihn sind und die er täglich sieht, glücklich und zufrieden sind, ihm mit lächelnder Miene und zufriedenem Gesicht nahen. Schlägt er ihnen ab, was sie verlangen und erbitten, so sind sie traurig und ernst; ihre Traurigkeit steckt den Fürsten an, ihre schlechte Laune verdirbt die seine; er wird infolge ihrer Unzufriedenheit selbst trübsinnig, und zu seinem eigenen Behagen bewilligt er ihnen etwas, das ihm so wenig kostet, bloß eine Unterschrift, einen Befehl, den er zu geben hat. So sind die meisten Fürsten; sie sind sehr zu bedauern, und man beurteilt sie doch so streng."

Der König fragte Bouillé, ob er aktiv sei und in einer Provinz kommandiere. Der General verneinte es.

„Und warum nicht?" fragte Friedrich.

„Weil ich eben Krieg geführt habe und alle Stellen besetzt sind."

„Oh! Ich sehe also," sagte der König, „bei Ihnen gibt es Offiziere für den Krieg und andere für den Frieden. Dieser Luxus entspricht der Prachtentfaltung eines Königs von Frankreich. Ich bin nicht reich genug, um ihn mir zu leisten. Immerhin scheint mir, daß an die Spitze der Truppen Leute gehören, die sie geführt haben und die sie im Kriege gut führen können. Das ist meine Meinung. Vielleicht ist sie falsch; denn die Franzosen sind ja seit lange die militärischen Lehrmeister Europas. Wenigstens verdanke ich ihren Schriftstellern und dem Vorbild ihrer großen Heerführer das wenige, was ich weiß."

Friedrich war überhaupt von einer übergroßen Bescheidenheit, die fast geziert schien. Wo ihm als Herrscher über verschiedene Fragen das entscheidende Wort zustand, pflegte er zu sagen: „Wenn ich mir eine Meinung erlauben darf." Und diese Meinung war stets hervorragend, mochte es sich nun um Krieg, Politik, Verwaltung, Finanzen, Geschichte, ja selbst Medizin handeln; denn er hatte die Schwäche, ein wenig den Arzt zu spielen.

Die schöne Literatur kam in seinen Gesprächen nicht zu kurz. Nach seiner Ansicht haben wir[1] die Alten übertroffen, besonders im Drama, und von allen Dichtern hat Racine den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht. Von der englischen Literatur hielt der König von Preußen nicht viel; Shakespeare zog er ins Lächerliche[2]. Auch über die deutsche Literatur machte er bittere Scherze; geflissentlich nannte er die Sprache barbarisch und die Schriftsteller geistlos . .

[1] Die Franzosen.

[2] Vgl. Friedrichs abfälliges Urteil über Shakespeare und seine „abscheulichen Stücke" in seiner Abhandlung „Über die deutsche Literatur" (Ges. Werke, Bd. VIII, S. 88).

Digitized by Google

Als der Marquis von Bouillé zum zweitenmal (Mai 1785) in Sanssouci speiſte, brachte er dem König die Nachricht vom Tode des Herzogs von Choiſeul[1] mit. Friedrich hatte ſeinen Groll gegen den früheren Miniſter und beſtändigen Freund Öſterreichs nicht verwunden; er ſchüttelte nur den Kopf und ſagte: „Das iſt kein großer Schade.“ Dann ging er ſofort auf den alten Marſchall Biron[2] über. „Das“, ſagte er lebhaft, „iſt einer, den ich liebe und ſchätze, ein Mann, der den Ton, den Charakter und die Formen des franzöſiſchen Edelmannes bewahrt hat.“ Dann entwarf er ein ſehr treffendes Bild von Herrn von Maurepas[3] und ſetzte hinzu: „Das war nicht der Mann, den Sie nötig hatten.“ Nach ein paar ſpitzen Bemerkungen über die Königin von Frankreich ſagte er: „Verſuchen Sie Ihrem König doch eine Mätreſſe zu geben, das wäre beſſer.“ Dieſe Bemerkung bewies, daß der König über Marie Antoinettes Mangel an Aufmerkſamkeit und Rückſicht gegen den Prinzen Heinrich bei deſſen letzter Reiſe nach Frankreich (1784) ſehr wohl Beſcheid wußte, ja ſogar verletzt darüber war.

Über die Zarin Katharina II. ſprach der König zurückhaltend, ebenſo über Peter III., bei dem er jedoch den guten Willen lobte, nützliche Reformen in den Sitten und Bräuchen des Volkes und in der Diſziplin der ruſſiſchen Truppen vorzunehmen. Ausführlicher ſprach er von Peter dem Großen und erkannte ſeine wirklichen Tugenden und hohen Eigenſchaften an, die freilich durch eine ſeltſame Grauſamkeit verdunkelt wurden. Für dieſe führte er mehrere Beiſpiele an, unter anderem folgendes. Als der Zar in Berlin weilte (1717), ging er oft zu Fuß, wenn er den König beſuchte[4]. Da die Neugierigen ſich auf ſeinem Wege drängten, ſagte er eines Tages: „Bruder, Eure Untertanen beläſtigen mich; ſie laſſen es an Ehrerbietung gegen mich fehlen. Laßt einige aufknüpfen, damit die anderen weggehen.“ Es verſteht ſich, daß ſein Rat nicht befolgt wurde. Man beſchränkte ſich darauf, die Straßen durch Schranken abzuſperren. „In Charlottenburg“, fuhr Friedrich fort, „trat Peter I. nach der Tafel auf einen Balkon, der auf den Garten ging. Als er eine große Menſchenmenge erblickte, knirſchte er mit den Zähnen und machte wütende Gebärden. Die Zarin Katharina, die neben ihm ſtand, bemerkte es und bat, daß ein Mann mit roter Perücke entfernt würde, ſonſt ſähe ſie ein Unglück kommen. Der Rat wurde befolgt, und der Zar beruhigte ſich wieder. Katharina ſetzte hinzu, daß er derartige Wutanfälle ſehr leicht hätte. Wenn ſie einen ſolchen vorausſah, kratzte ſie ihm den Kopf, und das beruhigte ihn.“ Und zum Marquis von Bouillé gewandt, ſagte Friedrich: „So ſind die großen Männer!“

[1] Etienne François, Herzog von Choiſeul-Amboiſe (1719—1785), von 1758 bis 1770 franzöſiſcher Premierminiſter.

[2] Louis Antoine de Gontaut, Herzog von Biron (1700—1788), Marſchall von Frankreich.

[3] Graf Maurepas (vgl. S. 168) war von 1774 bis 1781 franzöſiſcher Premierminiſter.

[4] Peter I. wohnte im Schloß Mondijou.

Digitized by Google

Zieten[1]

(25. Dezember 1784)

Zieten ging am 25. Dezember zur Parolezeit auf das Schloß, um seinem Könige das letzte Opfer seiner Ehrfurcht zu bringen und ihn nach einer Zwischenzeit von sechs Monaten wiederzusehen. Schon hatte der königliche Regent an die Generale von Möllendorff[2], von Braun und von Prittwitz[3]

seine Befehle erteilt und wandte sich soeben zu den anwesenden Prinzen und übrigen Generalen, als er den betagten Zieten gewahr ward, der entfernt

[1] Hans Joachim von Zieten (1699—1786), der berühmte Husarengeneral. Der obige Vorgang wird beglaubigt durch eine kurze Notiz in den „Berlinischen Nachrichten" vom 28. Dezember 1784, die auch das richtige Datum angibt. Die Darstellung nach Frau von Blumenthals „Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten", S. 594f. (Berlin 1797).

[2] Vgl. S. 283.

[3] Generalleutnant Heinrich Gottlob von Braun, Kommandant von Berlin; Generalmajor Joachim Bernhard von Prittwitz.

Digitized by Google

unter anderen Offizieren stand und seinen Sohn, den Leutnant von Zieten, auch seine beiden Generaladjutanten neben sich hatte.

Der König ward von seiner Gegenwart angenehm überrascht, eilte sogleich mit dem Ausruf auf ihn zu: „Da ist ja mein alter Zieten!“ äußerte sein Bedauern, „daß Zieten sich bemüht hätte, die vielen Treppen zu steigen,“ und setzte hinzu, „daß er ja gern zu ihm gekommen wäre.“

Auf die Frage des Königs, „wie er sich befände?“ erwiderte der Greis: „Meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen, aber ich fühle die Abnahme meiner Kräfte.“

„Das erste höre ich gern,“ sagte der König, „aber das Stehen muß Ihm sauer werden. Geschwind einen Lehnstuhl!“

Die Adjutanten eilten solchen zu holen. Zieten weigerte sich, versicherte, daß er nicht müde sei, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere sagte: „Setz' Er sich, alter Vater, setz' Er sich, sonst gehe ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.“ Und so stand Friedrich der Große als Greis vor seinem sitzenden alten General mit freudigen Blicken und fragte ihn noch vieles über seine Gesundheit, über sein Gedächtnis, sein Gehör usw. Endlich sagte er ihm: „Leb' Er wohl, Zieten!“ — Ach! es war das letzte Lebewohl! — „Nehm' Er sich ja in acht, sich zu erkälten, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn wiederzusehen!“

Darauf wandte sich der König, ohne weiter mit jemandem zu reden oder sich, wie er sonst zu tun gewohnt war, in die anderen Säle zu verfügen, sondern kehrte in sein einsames Zimmer zurück.

Besuch des Königs und Familientafel[1]

(Januar 1785)

Im Winter 1785 erkrankte mein Vater an einem schweren Brustleiden. Friedrich II. besuchte ihn. Sein Kommen wurde am Tage vorher angekündigt und rief große Aufregung hervor. Man nahm uns in die Lehre und paukte uns die Antworten auf alle möglichen Fragen des Königs im voraus ein ...

Meine Brüder und ich empfingen den König am Wagenschlag. Ich sehe ihn noch vor mir, den altmodischen Wagen mit Silberbeschlägen und mit rotem Samt ausgeschlagen, die acht Pferde davor, die Pagen und Lakaien in samte-

[1] Nach den Erinnerungen der Prinzessin Luise, späteren Prinzessin Radziwill (1770—1836), Tochter des Prinzen Ferdinand, Bruder des Königs (aus: Louise de Prusse, princesse Antoine Radziwill, Quarante-cinq années de ma vie, 1770—1815, hrsg. von Prinzessin Radziwill, geb. Castellane, S. 15ff.; Paris 1911).

Digitized by Google

nen Livreen. Der König umarmte uns, gab uns aber keine Gelegenheit, ihm irgendeins von den hübschen eingelernten Sprüchlein zu sagen. Was er beim Abschied zu meinen Brüdern sagte, habe ich vergessen. Mich fragte er: „Und Du, Kleine, wann wirst Du heiraten?“ Auf die Frage war ich nicht vorbereitet, und in meiner Verlegenheit stammelte ich: „Wann Euer Majestät befehlen werden.“ Der König lächelte und war zufrieden, daß ich mir so gut herausgeholfen hatte.

Am nächsten Sonntag (9. Januar) wurde meine Mutter[1] zur Königlichen Tafel befohlen. Sie erhielt die Erlaubnis, mich mitzunehmen, eine Ehre, die

den Kindern der Königlichen Familie vom zehnten Jahre ab zustand. Niemand war stolzer und glücklicher als ich. Ich bekam eine Courrobe aus reichem Stoff, wurde gepudert, frisiert, mit Blumen geschmückt und geschminkt; denn der König mochte blasse Gesichter nicht. Sehr zufrieden mit meinem schönen Putz fuhr ich ab. Ich wurde bei Tafel neben meine Cousine Friederike[2] gesetzt, die ich sehr liebte und die ich hin und wieder besuchte . . .

Wir erwarteten den König im Kabinett der Königin[3], die an eine Kommode gelehnt stand, da ein Fußleiden ihr das Stehen beschwerlich machte. Neben ihr stand die Prinzessin Heinrich[4], dann folgte meine Mutter. Gegenüber der Prinz von Preußen, links neben ihm meine Cousine Friederike, dann ich und schließlich die Prinzessin von Braunschweig[5].

[1] Luise, Gemahlin des Prinzen Ferdinand, Tochter der Markgräfin Sophie von Schwedt (vgl. S. 20), Nichte des Königs.

[2] Prinzessin Friederike, Tochter des Thronfolgers Friedrich Wilhelm aus seiner ersten Ehe (vgl. S. 135). Sie wurde von der Königin erzogen.

[3] Vgl. S. 12 und 21.

[4] Wilhelmine, Gemahlin des Prinzen Heinrich, geb. Prinzessin von Hessen-Kassel.

[5] Friederike Sophie Karoline Auguste, Gemahlin des Prinzen Friedrich von Braunschweig, geb. Erbprinzessin von Württemberg-Öls.

Digitized by Google

Der König blieb an der Tür stehen und unterhielt sich mit Frau von Kannenberg[1], der Oberhofmeisterin der Königin. Er fragte sie ziemlich laut nach dem Befinden der Königin, ließ diese bitten, sich zu setzen, was sie aber ablehnte, trat dann vor sie und machte ihr sein Kompliment. Der König sprach lange mit der Prinzessin Heinrich, mit meiner Mutter und wandte sich dann zu uns um.

Die Prinzessin von Preußen[2] blickte er sehr streng an und grüßte sie nicht. Er war mit ihrer Lebensart, ihren Gewohnheiten und ihrem Anzug unzufrieden und hatte sich nach vergeblichen Vorhaltungen in seinen letzten Lebensjahren ganz mit ihr überworfen. Die Prinzessin selbst war sehr schlecht gelaunt, sie brummte etwas zwischen den Zähnen. Friedrich II. überhörte es, trat auf meine Cousine zu, war sehr freundlich zu ihr und lobte ihren Fleiß und ihren Lerneifer. Die Königin hatte ihm in ihren täglichen schriftlichen Berichten viel Gutes von ihr gesagt. Dann kam der König zu mir und sprach von dem Gatten, den er mir geben würde, wenn ich recht artig wäre. Hierauf richtete er das Wort noch an die Prinzessin von Braunschweig, scherzte mit ihr und fragte sie, ob das Jahr noch verstreichen werde, ohne daß sie ihn als Paten einlüde. (Die Prinzessin war seit zwanzig Jahren kinderlos verheiratet.)

Nach diesen Gesprächen ging der König zur Tür des Speisesaals, und die

Königin, die Prinzessinnen, die Hofdamen defilierten an ihm vorbei. Meine Verbeugung verursachte mir heftiges Herzklopfen.

Bei Tafel saß der König neben der Prinzessin Heinrich und rief seinen Bruder Heinrich an seine Seite; denn der Prinz von Preußen stand bei ihm ebensowenig in Gunst wie dessen Gemahlin. Ich saß neben meiner Cousine und

[1] Baronin Charlotte Albertine von Kannenberg, geb. Gräfin Finck von Finckenstein.

[2] Friederike Luise, die zweite Gemahlin des Thronfolgers, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt.

Digitized by Google

bewunderte das goldene Tafelgeschirr, die schönen Livreen, die Pagen, Husaren und Läufer in ihren goldverbrämten Samtkleidern, kurz das ganze Mahl. Beim Nachtisch trank der König nacheinander auf das Wohl aller Prinzessinnen. Er schickte einen Pagen, um es ihnen anzusagen, dann standen sie auf und machten ihre Verbeugung. Dies Mahl machte mir einen solchen Eindruck, daß ich mich noch der geringsten Einzelheiten entsinne.

Graf Ségur[1]

(28. Januar 1785)

Als ich zur bestimmten Stunde in Potsdam angelangt war, glaubte ich einen Augenblick, nicht zu einem großen Herrscher, sondern zu einem einfachen Obersten zu kommen. Vor dem Schloß stand nur ein Posten. Ich durchschritt eine Galerie und kam in einen großen Saal, in dem der Adjutant des Königs, Graf Goertz[2], allein am Feuer saß. Er stand auf, um mich anzumelden. Ich fragte ihn, ob bei meiner Vorstellung eine bestimmte Etikette zu beobachten sei. „Etikette?“ sagte er lachend, „nein, das Wort ist hier unbekannt. Will der König Sie empfangen, wie die meisten Fremden, so kommt er aus seinem Kabinett, dessen Tür Sie hier sehen, und spricht Sie hier im Saale. Hält er es für nötig, Sie in seinem Kabinett zu empfangen, weil Sie Gesandter sind, so ruft er uns beide hinein. Und wenn er Sie besonders auszeichnen will, so bleiben Sie mit ihm allein.“ Nach diesen kurzen Worten ging er zum König, kam fast sofort wieder heraus und plauderte mit mir.

Nach einer Viertelstunde sah ich, wie die Tür aufging, und der König winkte uns beiden einzutreten. Kaum aber waren wir drinnen, als er den Grafen Goertz entließ. So stand ich denn etwas befangen ganz allein vor dem großen Manne, der die Welt mit dem Ruhm seines Namens erfüllt.

Ich dankte Seiner Majestät für die Gnade, daß er mir so bald eine Audienz bewilligt und meinen heißen Wunsch befriedigt hätte, meine Huldigungen einem Herrscher darzubringen, dessen Genius ganz Europa bewunderte und dessen Freundschaft meinem König so wertvoll sei.

Friedrich entgegnete, er wünschte aufrichtig, daß die Bande der Freundschaft, die zwischen ihm und Ludwig XVI. beständen, erhalten blieben, ja noch fester geknüpft würden. Dann fragte er mich im einzelnen nach dem König, der

[1] Graf Louis Philippe de Ségur (1753—1830), französischer Diplomat und Schriftsteller, berührte auf der Reise nach Rußland, wohin er als Gesandter geschickt war, Anfang 1785 Berlin. Seine Audienz bei Friedrich nach seinen „Mémoires ou Souvenirs et anecdotes“, Bd. 2. S. 126ff. (Paris 1827).

[2] Vgl. S. 168 Anm. 4.

Digitized by Google

Königin, den Prinzen und ihrer Familie. Er sagte: „Ich habe Frankreich stets geliebt, den Charakter der Franzosen, ihre Sprache, ihre Kunst, ihre Literatur, und es freut mich, Sie bei mir zu sehen. Ihren Vater kenne ich längst von Ruf; er ist ein Ehrenmann und ein wackerer Soldat, der sich seinen Marschallstab durch Schlachten und Wunden verdient hat[1]. Ich sehe, Sie tragen die Auszeichnung des Cincinnatus[2]. Sie haben den Krieg in Amerika mitgemacht; die französische Jugend ist stets kriegerisch. Und doch hätten Sie seit 1763 den Krieg vergessen können; eine so lange Friedenszeit kann ein Volk verweichlichen. Wie war es möglich, daß Sie in so weiter Ferne, in einem Lande, das erst in den Anfängen der Zivilisation steht, die Freuden von Paris vergessen und Luxus, Bälle, Parfüms und Puder entbehren konnten?"

Diese etwas unhöflichen Worte verletzten mich. Ich unterbrach ihn und griff das Wort Puder[3] auf, als hätte ich es in anderem Sinne verstanden. „Sire," sagte ich, „leider fanden wir keine Gelegenheit, so viel Pulver zu verschießen, wie wir gewünscht hätten. Nach drei kurzen Feldzügen zogen sich die Engländer in ihre Festungen zurück und bequemten sich zum Frieden. Das Vergnügen hat also nicht lange gedauert."

„Ja," versetzte der König lächelnd, „wie schon gesagt: niemand wird der Kriegslust Ihres Volkes gerechter als ich. Kein Volk steht glänzender da. Alles, was es unternimmt, gelingt ihm, aber wie Sie wissen, hat man es stets bezichtigt, etwas leichtfertig und unbeständig zu sein. Es ist rege wie seine Einbildungskraft."

„Sire," entgegnete ich, „kein Mensch ist vollkommen, auch der größte nicht. Wenn Euer Majestät mir den Ausdruck erlauben: hatten wir nicht manchmal selbst über Ihre Unbeständigkeit zu klagen, als wir Ihre Verbündeten waren?[4] Nur der Ruhm hat Sie stets treu gefunden."

Da sein Sarkasmus mich zu meiner Antwort gereizt hatte, nahm er sie wohl auf. „Im Gegenteil!" lachte er. Und seine blauen Augen, die abwechselnd so boshaft, so durchdringend und bisweilen so streng blickten, nahmen plötzlich einen seltsamen Ausdruck von Sanftmut und Wohlwollen an.

Mit lebhafter Neugier betrachtete ich diesen Mann, der geistig so groß, von Gestalt klein und von der Last seiner Lorbeeren und Mühen gebückt und gleichsam gebeugt war. Sein blauer Rock, verbraucht wie sein Körper, seine hohen, bis übers Knie reichenden Stiefel, seine mit Tabak befleckte Weste bildeten ein seltsames und doch imposantes Gemisch. Das Feuer seiner Blicke zeigte, daß

[1] Philippe Henri Marquis de Ségur, Marschall von Frankreich, 1780—1787 Kriegsminister.

[2] Der Cincinnatusorden, ein Orden der nordamerikanischen Union und nach dem Befreiungskrieg 1783 von den Offizieren der Armee zur Aufrechterhaltung der errungenen Rechte und Freiheit gestiftet, trug diesen Namen, weil sie, wie einst der Römer Cincinnatus, nach beendetem Kampf zu ihrem Herd zurückkehren wollten.

[3] Wortspiel mit dem französischen „poudre", das Puder und Pulver bedeutet.

[4] Anspielung auf den Sonderfrieden, den Friedrich 1742 zu Breslau mit Österreich schloß.

Digitized by Google

seine Seele nicht gealtert war. Trotz seiner hinfälligen Erscheinung spürte man, daß er noch kämpfen konnte wie ein junger Soldat. Trotz seiner Kleinheit überragte er geistig alle anderen.

„Wissen Sie," sagte er, „daß die Regierung Ihres jungen Königs gut anfängt? Er hat meine Befürchtungen Lügen gestraft und meine Hoffnungen übertroffen. Ich fürchtete, der Sohn des Dauphins[1] würde sich von Priestern leiten lassen, von einem Kardinal wie Fleury, und die Welschen — wie Voltaire sie nannte — würden unter dem Priesterjoch zusammenbrechen. Er hat aber den Mut gehabt, einen Protestanten zum Minister zu machen[2], von dem ich freilich annahm, daß er ihn länger behalten würde. Er hat Malesherbes' Mahnung zur Duldsamkeit beherzigt[3], hat die Fehler der Engländer benutzt, um ihnen 13 Provinzen abzunehmen[4], hat kürzlich Holland in Schutz genommen und den Plänen Österreichs einen Damm vorgeschoben[5]. Das ist nicht leicht, und bleibt er weiterhin so, kann er uns noch anderweitig zu schaffen machen."

Nach diesen letzten Worten glaubte ich, er würde vielleicht auf den Austausch von Bayern und auf Rumänzows[6] Drohungen zu sprechen kommen, aber er hielt inne und schwieg.

Dann sprang er plötzlich auf ein anderes Thema über und fragte mich nach literarischen Neuigkeiten aus Frankreich. Von den hervorragendsten Werken sprach er mit ebensoviel Urteil wie Geist, schalt ziemlich auf den Abbé Raynal[7], den er doch günstig aufgenommen hatte, fragte mich, was ich von ihm hielte, und schien ziemlich zufrieden, als ich die guten Grundgedanken seines Buches in Schutz nahm und nur den Schwulst tadelte, der es entstellt.

„Die Philosophen", fuhr der König fort, „tun viel Gutes und haben uns aus der Barbarei erlöst. Sie haben die törichten Vorurteile und den schmäh-

[1] Der Dauphin Ludwig, Sohn Ludwigs XV. und Vater Ludwigs XVI., war bereits 1765 gestorben.

[2] Jacques Necker, 1777—1781 Leiter der französischen Finanzen. Vgl. S. 281.

[3] Chrétien Guillaume de Lamoignon de Malesherbes, 1750—1763 Leiter der Zensur, die er maßvoll handhabte, und 1775/76 Minister des Innern.

[4] Frankreich hatte an der Seite der Amerikaner gegen England gefochten, das im Frieden von Versailles 1783 die Unabhängigkeit der 13 vereinigten Staaten Nordamerikas anerkannte.

[5] Der Versuch, den Joseph II. im Oktober 1784 unternommen hatte, zur Hebung des Handels der österreichischen Niederlande die Sperrung der in der Hand der Holländer befindlichen Scheldemündung gewaltsam zu beseitigen, war an ihrem Widerstand und der Weigerung Frankreichs, ihn zu unterstützen, gescheitert.

[6] Joseph II. hatte den 1778/79 an Friedrichs Widerstand gescheiterten Plan, Bayern gegen die österreichischen Niederlande einzutauschen, wieder aufgenommen, und Graf Nikolai Rumänzow, der russische Gesandte in Regensburg, hatte unter Drohungen die Zustimmung des Herzogs Karl von Zweibrücken, des Erben der bayrischen Lande (vgl. S. 168 f.), zu diesem Plane gefordert. Der Gegenzug Friedrichs war die Begründung des Deutschen Fürstenbundes.

[7] Guillaume Raynal (1713—1796), französischer Schriftsteller, 1781 wegen seiner Schrift „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes" aus Frankreich verwiesen. Im Mai 1782 besuchte er Berlin und sprach den König, obwohl jene Schrift heftige Ausfälle gegen Friedrich enthielt.

Digitized by Google

lichen Wahnsinn des Aberglaubens fast zerstört, aber sie sind keine Menschenkenner und glauben fälschlich, Regieren sei ebenso leicht wie Bücherschreiben. Es will ihnen nicht in den Sinn, daß ein Fürst, der Philosoph aus persönlicher Neigung ist, Politiker aus Pflicht und Krieger aus Notwendigkeit sein muß. Ihr ewiger Friede ist ein Traum[1] wie die Vollkommenheit. Ihr Oberhaupt ist tot, das ist ein großer Verlust. Auf lange hinaus wird niemand Voltaire ersetzen, bei Ihnen wie anderswo."

„Wie freut mich das, Sire," sagte ich, „für das Andenken dieses unsterblichen Schriftstellers! Sie erweisen seinem Schatten eine Gunst, deren Verlust er vielleicht verdient, aber sicherlich nur schmerzlich ertragen hätte."

„Ja," entgegnete der König, „ich habe über ihn zu klagen gehabt[2]. Aber wir hatten uns ausgesöhnt. Ich habe sein Unrecht vergessen; ich erinnere mich nur noch des Genusses und der Bereicherung, die ich von seinen Werken hatte. In Rußland werden Sie die Zarin sehen, die ihn bewundert. Sie vergalt seine etwas überschwenglichen Huldigungen und seine Bosheiten gegen die Türken mit sanft prickelnden Schmeicheleien. Mich hat sie nicht so gut behandelt, und ein einziger Besuch des Kaisers hat mir ihre Freundschaft geraubt[3]. Übrigens wäre es falsch von mir, überrascht zu sein: die Frauen sind launisch wie das Schicksal, außerdem hat sie es mit der Treue nie sehr streng genommen; durch diese Tugend ist sie nicht berühmt geworden."

Da ich ihn so gut aufgelegt fand, erlaubte ich mir einige Worte über den Ehrgeiz der Zarin, die den König von Polen geliebt, erhoben, gekrönt, unterjocht und ausgeraubt hatte[4]. Ich merkte sehr bald, daß ich in diesem Augenblick nicht sehr taktvoll war; Friedrich hatte seine Gründe, über Stanislaus' Lage und die Teilung Polens hinwegzugleiten. Auf die Zarin kam er jedoch zurück, und da er gegen Menschen, über die er Anlaß zur Beschwerde zu haben glaubt, sehr bissig war, erzählte er mir mehrere anzügliche Anekdoten über Katharinas Gesundheit, ihren Hof und ihre Günstlinge.

Ich sagte ihm, ich sei sehr gespannt, eine so berühmte Fürstin kennenzulernen, die unstreitig Genie besäße; denn als Frau und als Fremde hätte sie es verstanden, einen sturmbewegten Hof ruhig zu regieren, sich die Liebe eines riesenhaften Volkes zu erwerben, das kaum aus der Nacht emportauchte, mehrere Verschwörungen ohne Grausamkeit zu unterdrücken, die Türken zu

[1] Nach dem Abbé Saint-Pierre (1658—1743), dem Verfasser des Werkes „Plan eines ewigen Friedens" (1713), trat vor allem die jüngere philosophische Schule in Frankreich für diesen Gedanken ein. Vgl. Friedrichs Entgegnung in seiner Schrift: „Kritik der Abhandlung ‚Über die Vorurteile'" (1770) in den Ges. Werken, Bd. VII, S. 248.

[2] Vgl. S. 64 und 106.

[3] Im Sommer 1780 hatte Joseph II. die Zarin Katharina II. besucht und darauf 1781 ein Bündnis mit ihr geschlossen (vgl. S. 222). Ihre Allianz mit Preußen dauerte noch bis 1788 dem Buchstaben nach fort.

[4] Die Erhebung von Stanislaus II. August Poniatowski auf den Königsthron (1764) war das Werk Katharinas II.; sie beherrschte seitdem Polen diktatorisch und teilte es 1772 mit Österreich und Preußen.

Digitized by Google

besiegen, deren Flotte am Bosporus zu verbrennen[1] und sich von den größten europäischen Mächten umwerben zu lassen. „Es ist schade," schloß ich, „daß eine in vieler Hinsicht so glänzende Regierung mit einer so tragischen Katastrophe begonnen hat[2]."

„Ach," entgegnete der König, „in dieser Hinsicht muß ich sie in Schutz nehmen, obwohl wir zur Zeit auf gespanntem Fuße stehen. Man ist da falsch berichtet. Der Zarin kann man weder die ‚Ehre' noch das ‚Verbrechen' dieser Revolution anrechnen. Sie war jung, schwach, völlig allein, von fremder Herkunft; Verstoßung und Kerker stand ihr bevor. Die Orlows[3] haben alles gemacht, die Fürstin Daschkow[4] spielte sich nur mächtig auf. Rulhière[5] hat sich geirrt. Katharina war damals noch nicht imstande, irgend etwas zu leiten. Sie warf sich denen in die Arme, die sie retten wollten. Die Verschwörung war töricht und schlecht angelegt; Peter III. fiel nur durch seinen Mangel an Mut, trotz der Ratschläge des braven Münnich[6]. Er ließ sich entthronen wie ein Kind, das man zu Bett schickt. Als Katharina frei war und die Krone trug, glaubte sie als junge, unerfahrene Frau, daß alles vorüber sei; ein so feiger Gegner schien ihr ungefährlich. Aber die Orlows waren kühner und weitsichtiger; sie wollten nicht, daß man den Zaren gegen sie ausspielte, und brachten ihn um. Die Zarin wußte von diesem Verbrechen nichts, und als sie es erfuhr, war ihre Verzweiflung ungeheuchelt. Sie ahnte das Urteil voraus, das man heute allgemein über sie fällt; denn dies falsche Urteil besteht, und es läßt sich nicht aus der Welt schaffen, da sie als Kaiserin ja die Früchte des Attentats geerntet hat und, um sich zu behaupten, gezwungen war, die Urheber des Verbrechens nicht nur zu schonen, sondern auch in ihrer Umgebung zu behalten, da sie ihnen allein ihre Rettung zu verdanken hatte. Um der Sache auf den Grund zu gehen, rate ich Ihnen, einen alten würdigen Mann zu besuchen, der gegenwärtig wohl in Mitau wohnt; es ist ein Herr von Keyserling[7]. Er hat alles mit angesehen und erfahren; er war damals der nächste Vertraute der Zarin, dem sie ihren geheimen Kummer gestand."

„Ihre Meinung, Sire," sagte ich, „fällt sehr ins Gewicht, und ich atme erleichtert auf; denn es wäre mir schwer gefallen, eine Herrscherin zu bewundern, die auf so blutige Weise zum Throne gelangt ist. Sie war mir so gerühmt worden, daß ich nur mit Schmerz einen solchen Flecken im ‚Licht des Nordens' sah, wie Voltaire und d'Alembert sie genannt haben."

[1] In der Seeschlacht in der Bai von Tschesme am 5./6. Juli 1770.
[2] Absetzung und Ermordung Peters III. (vgl. S. 143).
[3] Graf Gregor Orlow, ihr Günstling, und sein Bruder Alexej.
[4] Vgl. S. 194. [5] Vgl. S. 166ff.
[6] Graf Burchard Christoph Münnich (1683—1767), russischer Feldmarschall.
[7] Graf Otto Ernst Keyserling war in seiner Jugend Adjutant des Grafen Münnich (vgl. Anm. 6) gewesen.

Digitized by Google

„Ihre Behauptung, daß das Licht jetzt vom Norden käme," erwiderte der König, „war eine etwas starke Lobhudelei."

„Sire," antwortete ich, „Berlin liegt auch im Norden."

Er lächelte huldvoll und fragte mich: „Wie werden Sie nach Petersburg reisen? Auf dem kürzesten Wege?"

„Nein Sire," entgegnete ich, „über Warschau, um Polen zu sehen."

„Ein merkwürdiges Land," versetzte der König. „Ein freies Land mit einem Sklavenvolk, eine Republik mit einem König, ein weites Land fast ohne Bevölkerung, ein Land, das den Krieg liebt und seit Jahrhunderten ruhmvoll kämpft, aber keine Festungen hat, und dessen Heer nur eine ungestüme, aber zuchtlose Miliz ist, ein Land, das stets in Parteien und Konföderationen[1] zerfällt und für seine regellose Freiheit derart begeistert ist, daß im Reichstag das Veto eines einzigen Polen genügt, um den Willen der Allgemeinheit zu lähmen. Die Polen sind tapfer und ritterlich, aber mit wenigen Ausnahmen unbeständig, leichtfertig; nur die Frauen zeigen erstaunliche Charakterstärke; sie sind wirkliche Männer." An die letzten Worte anknüpfend, erzählte mir der König mehrere überraschende Züge von Unerschrockenheit, Standhaftigkeit und Heldenmut verschiedener Polinnen.

Dann nickte er mir zum Abschied zu, rief mich aber alsbald zurück und sagte: „Ich bitte Sie, ein Paket für meinen Gesandten in Petersburg, den Grafen Goertz[2], mitnehmen zu wollen." Ich versprach, den Auftrag gewissenhaft auszuführen.

„Hören Sie," fuhr er fort, „mir liegt an Ihrem Erfolg in Rußland. Die Zarin steht sich seit lange ziemlich schlecht mit Ihrem Hofe, und Sie werden bei Ihrer Sendung auf Hindernisse stoßen, die ziemlich schwer zu beseitigen sind. Es liegt mir daran, und ich hoffe, daß Ihr Hof seinen Einfluß in Petersburg wiedererlangt, um dem Einfluß der Österreicher die Wage zu halten. Hier begegnen sich unsere Interessen. Sie werden hoffentlich Beziehungen zu meinem Gesandten anknüpfen. Graf Goertz ist ein Mann von Geist und Erfahrung, der mir seit langer Zeit eifrig dient. Da aber die Zarin während seiner Gesandtschaft ihr politisches System gewechselt hat und der Kaiser an meine Stelle getreten ist, werden Sie den Grafen Goertz, der ein Mann von leidenschaftlicher Natur ist, sehr gereizt, unzufrieden und nur zu sehr geneigt finden, alle Nachrichten für wahr zu halten, die ihm die Mißvergnügten und alle von der Zarin schlecht Behandelten zutragen. Hüten Sie sich vor seinen Übertreibungen. Ich halte es für nützlich, Ihnen diesen Rat für Ihr Verhalten zu geben; er ist wichtig für den Erfolg, den ich Ihnen wünsche."

Ich dankte ihm für diesen Beweis von Güte, der mich zwar überraschte, aber doch bei weitem nicht so, wie man glauben sollte; denn seit dem Zwischen-

[1] Adelsbünde.

[2] Graf Eustachius Goertz (vgl. S. 168).

Digitized by Google

fall mit Holland hatte ſich unſer Verhältnis zum Wiener Hof abgekühlt, und unſer Kabinett neigte mehr und mehr zu einem politiſchen Syſtemwechſel und einer geheimen Annäherung an Preußen. Meine Inſtruktion ſchrieb mir ſogar vor, mit dem öſterreichiſchen Botſchafter, Graf Cobenzl[1], äußerlich auf ſehr vertrautem Fuße zu leben, insgeheim aber dem preußiſchen Geſandten mehr Vertrauen zu zeigen.

Beim Abſchied ſagte der König zu mir: „Leben Sie wohl, Herr von Ségur. Es war mir eine Freude, Sie kennenzulernen. Wenn Sie nach Ihrer Sendung nach Frankreich zurückkehren und ich noch lebe, ſo reiſen Sie über Berlin und bleiben Sie länger hier. Ich werde Sie mit wahrem Vergnügen wiederſehen."

Der Oberſtallmeiſter Graf Schwerin[2]

(Juli 1785)

Der König hat den Oberſtallmeiſter Schwerin zu ſeiner Geſellſchaft in Potsdam. Neulich ſagte er zu ihm:

„Wie fangen Sie es bloß an, Schwerin, daß Sie ſtets guter Dinge ſind?"

Er entgegnete: „Sire, ich habe zwei Freunde, die zu meiner Zufriedenheit viel beitragen."

„Und wer ſind ſie?" fragte der König.

„Erſtens der liebe Gott, der mir ſtets viel Gutes erwieſen hat, außer, daß er letztes Jahr meine Scheunen in Schleſien in Flammen aufgehen ließ. Der zweite iſt Eure Majeſtät. Obgleich Sie mir manchmal ſchmollen, tun Sie mir doch auch viel Gutes."

Am nächſten Tage ſprach der König zu ihm: „Ihr erſter Freund hat mich beauftragt, Sie für Ihre Feuersbrunſt zu entſchädigen. Ich gebe Ihnen 2000 Thaler."

„Amen", ſprach Schwerin.

Der König und ſein Großneffe[3]

(Sommer 1785)

König Friedrich Wilhelm III. erzählte dem Biſchof Eylert, dem er an einem Sommerabend des Jahres 1823 im Park von Sansſouci in der Nähe des Japaniſchen Hauſes begegnete, über ſeine letzte Unterredung mit ſeinem Großonkel, König Friedrich:

[1] Graf Ludwig Cobenzl.

[2] Graf Friedrich Albrecht Schwerin (1717—1789). Er gehörte zu dem engeren Kreiſe des Königs, der mit ihm auf ſcherzhaftem Fuße ſtand. Der obige Bericht nach dem Tagebuch des Grafen Lehndorff.

[3] Nach dem Berichte des Biſchofs Eylert in ſeinem Buche: „Charakterzüge und hiſtoriſche Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.", Bd. 1, S. 454ff. (Magdeburg 1843).

Digitized by Google

Eben auf dieser Stelle hier, auf dieser Bank war es, wo ich ihn zum letztenmal sah und sprach. Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden; dann zog er aus der Tasche La Fontaines Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Angesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu:

„So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst."

Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben.

Vorzüglich ermunterte er mich zur Fertigkeit in der französischen Sprache; sie sei die diplomatische in der ganzen Welt und wegen ihrer Flexibilität auch dazu vorzüglich geeignet. Wirklich spreche ich sie auch, weil sie biegsamer ist, fertiger als die deutsche; doch ist diese mir lieber. Als mich Friedrich entließ, sprach er:

„Nun, Fritz, werde was Tüchtiges par excellence. Es wartet Großes auf Dich! Ich bin am Ende meiner Karriere, und mein Tagewerk ist bald absolviert. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's Pêle-mêle geben. Überall liegen Gärungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und zu exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruche kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitiere, rüste Dich; sei firm; denke an mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine!" Unter solchen Äußerungen war er in Sanssouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht.

„Sieh ihn an", sprach er zu mir. „Schlank, aufstrebend und hoch, und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: Ma force est ma droiture[1]. Der Kulminationspunkt, die höchste Spitze, überschauet und krönet das Ganze, aber trägt nicht, sondern wird getragen von allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein."

Er maß mich mit festem Blick von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten:

„Vergiß diese Stunde nicht!"

[1] Meine Geradheit ist meine Stärke.

Digitized by Google

Besuch in Hirschberg[1]

(18. August 1785)

Die Reise des Königs ist das allgemeine Gespräch. Am 18. August reiste er hier durch. Sie hätten das frohe Gewühl vieler Tausende, die aus der ganzen Gegend zusammengekommen waren, sehen sollen. Schon etliche Stunden vor seiner Ankunft ging's an, und man las auf allen Gesichtern, daß man etwas Großes mit Freuden erwarte. Die voranreitenden Kuriere spannten diese Erwartung aufs höchste. Endlich kam er, der Einzige, und aller Augen waren mit dem sprechendsten Ausdruck von Ehrfurcht und Liebe auf einen Punkt gerichtet. Da er im Wagen saß, so können Sie sich die mannigfaltigen Stellungen und Wendungen denken, die jeder machte, um sich die beste Richtung zu geben. Jeder vergaß sich und den drängenden Nachbar und dachte jetzt nur an ihn. Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, die sich meiner, und gewiß eines jeden, bemächtigten, als ich ihn sah, den Greis — in der schwachen Hand den Hut, im großen Auge freundlichen Vaterblick auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab und stromweise begleitete ...

Als er sich eine lange Zeit über verschiedene Gegenstände mit den ihm aufwartenden Kaufleuten aus dem Gebirge unterhalten hatte, fragte er zuletzt: ob jemand noch etwas zu sagen habe? Der Kaufmannsälteste Lachmann aus Greifenberg trat vor und sagte: Die abgebrannten Bürger zu Greifenberg statteten nochmals ihren untertänigsten Dank für das königliche Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser ab; zwar sei ihr Dank von keinem Gewicht, sie bäten aber täglich Gott, diese königliche Huld zu belohnen.

Der König war sichtlich gerührt und antwortete: „Sie haben nicht Ursach', sich deswegen bei mir zu bedanken; es ist meine Schuldigkeit, daß ich meinen verunglückten Untertanen wieder aufhelfe; dafür bin ich da."

Mirabeau[2]

(17. April 1786)

Ich war fast eine Stunde beim König, der in seinem Lehnstuhl saß; denn die Ausfahrt am Morgen hatte ihn angegriffen. Er war so schnell gefahren, daß er zwei Pferde aus seinem Marstall zuschanden fuhr. Man kann sich keinen frischeren Geist, keine liebenswürdigere Unterhaltung denken, aber

[1] Nach einem Schreiben bei Nödenbeck, „Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben", Bd. 3, S. 331 f. (Berlin 1842).

[2] Gabriel Honoré Riqueti Graf von Mirabeau (1749—1791), berühmter französischer Schriftsteller und Politiker. Bevor er im Juli 1786 als geheimer Agent seiner Regierung nach Berlin ging, um über die allgemeinen politischen Zustände zu berichten, hatte er schon zu Anfang des Jahres vorübergehend dort geweilt und zweimal König Friedrich gesprochen, am 25. Januar

Digitized by Google

ich hatte keinen vollen Genuß davon: seine starke Atemnot bedrückte mich mehr als ihn. Welch erschütternder Anblick, einen großen Mann leiden zu sehen! Seine Beschwerden waren so stark, und ich war derart ergriffen, daß ich mich so kurz wie möglich faßte und fast abergläubisch alles vermied, was die Unterhaltung hinausziehen konnte, die mich zu jeder anderen Zeit beglückt hätte. Sie verstehen dies Empfinden; ob viele es begreifen, ist nebensächlich. Im übrigen wird dieser Ausnahmemensch bis zum Ende Herrscher sein, und die Sonne wird dieses Ende hinausschieben.

Ich reise heute abend ab, nachdem ich viele Gärten, viele Vergoldungen, einige schöne Bilder und Antiken und ein paar Höflinge gesehen habe, und in dieser langen Reihe von Menschen und Dingen hat mich nichts so ergriffen wie der Mann, der sich so hoch über die Stellung erhoben hat, die das Schicksal ihm anwies, das ihn eigens erschaffen hat, um sie auszufüllen ...

Sagen Sie Dohm[1], wir hätten sehr hübsch über die Juden und die Toleranz gesprochen. Ich rate den Fanatikern nicht, sich daran zu stoßen.

Mirabeau erzählt ferner: Ich wagte dem König Vorstellungen darüber zu machen, daß er der deutschen Literatur so gleichgültig gegenüberstände. „Warum", fragte ich ihn, „ist der Caesar der Germanen nicht ihr Augustus gewesen? Warum hat Friedrich der Große nicht geruht, sich der ruhmvollen literarischen Umwälzung anzuschließen, die zu seiner Zeit stattfand? Warum hat er sie nicht beschleunigt, sie mit dem Feuer seines Genius, seiner Macht befruchtet?"

„Aber," entgegnete Friedrich, „was hätte ich für die deutschen Schriftsteller mehr tun können, als ich für sie tat, indem ich mich nicht mit ihnen abgab und ihre Bücher nicht las?"

und 17. April. In der ersten Audienz war nach seiner Mitteilung an Formey (vgl. S. 272) „ganz allein von dem Zustand der Literatur in Frankreich" die Rede gewesen. Auch über die zweite liegen nur spärliche Angaben vor: der oben mitgeteilte Brief Mirabeaus an seine Freundin Frau von Nehra vom 17. April (gedruckt bei Lucas-Montigny, „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau", Bd. 4, S. 295f.; Paris 1834) und der kurze Bericht in seinem Werke: „De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand", Bd. 1, S. 206f. (London 1788).

[1] Christian Wilhelm Dohm (1751—1820), preußischer Archivar und Schriftsteller, Verfasser der Abhandlung „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (Berlin 1786). Mirabeau selbst verfaßte 1787 eine Schrift: „Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des juifs et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grande-Bretagne."

Digitized by Google

Dantal[1]

(1784—1786)

Am 23. Oktober 1784 um ½4 Uhr nachmittags ließ der König mich nach Sanssouci kommen, um mich selbst im Lesen des Französischen zu prüfen. Kaum war ich vor ihn getreten, so fragte er mich, wo ich her sei, wer mein Vater sei und was er treibe, ob ich studiert hätte und wie ich dazu gekommen wäre. Dann stellte der König noch verschiedene Fragen über meine Familienverhältnisse, und ich bemühte mich, so kurz wie möglich darauf zu antworten. Endlich fragte er mich, ob ich lesen könne. Darauf erwiderte ich, daß ich mich ganz seiner Prüfung unterwürfe. Nun holte der König aus seinem Wohnzimmer einen Band von Jean Jacques Rousseaus Werken — welchen, weiß ich nicht mehr —, blätterte lang darin und gab mir schließlich zwei Seiten zu lesen. Der unerwartete Beifall, mit dem er mich beehrte, und sein gnädiger Blick flößten mir so viel Zutrauen ein, daß ich mich fortan nicht mehr einem großen König, sondern einem Menschen gegenüber fühlte, der zwar durch Geburt und Rang erhaben, durch Talente und Taten groß war, aber mit der Selbsterkenntnis, dem γνωθι σεαυτον, das er bisweilen selbst im Munde führte, große Nachsicht gegen alle verband, die aus demselben Erdenstoff gebildet waren. Dieses Vertrauen war es, das mich bis an sein Ende in seiner Gnade erhielt.

Der König stellte mir darauf noch andere Fragen, die zumeist meine bisherige Lage betrafen. Besonders wollte er wissen, ob ich schon in einer öffentlichen Anstalt tätig gewesen sei. Ich antwortete ihm, daß ich seit drei Jahren französischer Lehrer im Militärwaisenhaus in Potsdam wäre. Das schien seine Neugier zu erregen und führte zu genauen Fragen über meine dortige Beschäftigung, die Fortschritte meiner Schüler und schließlich meine Besoldung. Dies war dem König aber noch nicht genug; er wollte mich durch mannigfache und oft unerwartete Fragen scheinbar noch genauer ausforschen. So fragte er mich, wovon ich während meiner Studienzeit in Berlin gelebt hätte und wo meine Eltern wohnten. Ich mußte ihm also genau die Straße beschreiben, worauf er gestand, daß er die meisten Straßen vergessen hätte.

Durch diese Verkettung von Fragen und Antworten kam der König darauf, sich nach dem Prediger an der französischen Kirche in Potsdam, Pelet, zu erkundigen, der damals durch völligen Zusammenbruch seiner Nerven zur Ausübung seines Berufes völlig unfähig geworden war. Auf seine Frage nach dessen Befinden und Alter antwortete ich, er möge wohl die siebzig Jahre überschritten haben. Da lachte der König und sagte: „Und ich bin 73 Jahre alt."

[1] Charles Dantal, Mitglied der französischen Kolonie zu Berlin, wurde 1784 von König Friedrich zu seinem Vorleser berufen. Die obige Darstellung nach Dantals Schrift: „Les délassements littéraires ou heures de lecture de Frédéric II", S. 5ff. (Elbing 1791).

Digitized by Google

Endlich fragte er mich nach meinem Namen, trug mir meine künftigen Pflichten auf, die sowohl im Vorlesen wie im Anschaffen von Büchern bestanden, und wies mir sogleich ein Gehalt von 500 Talern an ...

Am 16. November 1784 um 7 Uhr abends wurde ich zum erstenmal zum Vorlesen befohlen; allein das Bellen der Windhunde, die mich noch nicht kannten, und die Wiederholung der gleichen Fragen, die ich schon das erstemal

hatte beantworten müssen, verschoben den Beginn der Vorlesung um eine gute halbe Stunde ...

Wenn ich las, hörte er sehr aufmerksam zu. Er saß stets in voller Uniform im Lehnstuhl. Bisweilen machte er einige Anmerkungen, besonders wenn er gut aufgelegt war, und verbesserte meine Aussprache. Der König hielt sehr auf die französische Prosodie, empfahl mir ihre Anwendung und riet mir, um mich darin zu verbessern, häufiges Lesen französischer Verse. Zugleich stellte er als Regel die Betonung der vorletzten Silbe auf ...

Etwas verwunderte mich stets: bei gewissen Worten hatte der König eine fehlerhafte Aussprache angenommen, von der ich ihn trotz aller, mit schuldiger Ehrfurcht vorgebrachter Gegengründe nicht abbringen konnte. So mußte ich die Wörter Oligarchie und s'immiscer aussprechen: Oliarchie, s'immissier. Bei anderen Irrtümern, die wohl von einer Gedächtnisschwäche herrührten,

Digitized by Google

nahm er es niemals übel, wenn man sie ihm klarmachte. Einmal sagte er sogar, ein junger Mann dürfe die Irrtümer eines Greises berichtigen.

Der Ton, in dem er seine Gedanken mitteilte, war so leutselig, daß man ihm mehr aus wahrer Zuneigung als aus sklavischer Furcht diente. Er war zwar bisweilen durch Krankheit oder andere Gründe verstimmt, aber man hatte doch nie das mindeste zu befürchten, sobald man seine Pflicht treulich erfüllte. Überhaupt war er in seinen Krankheiten sehr geduldig und zeigte gegen alle, die ihn bedienten, größte Nachsicht. Verstieß ich einmal gegen meine Absicht wider meine Pflicht, ohne daß er gleich erkannte, ob der Grund in meiner Versäumnis oder in anderen Umständen lag, so war er auch in solchen Fällen billig und bediente sich nie eines Ausdrucks, der hart war oder mich hätte schrecken können. Sein Mißfallen zeigte er nur durch eine sehr ernste Miene an, die sich aber sogleich aufhellte, wenn ich mich gebührend entschuldigt hatte.

Die Bücher, die sich der König vorlesen lassen wollte, wählte er selbst, und ich bemerkte bald, daß die Alten seine Lieblingslektüre waren. Sie fesselten ihn besonders an den langen Winterabenden, wofern ihn nicht eine Unpäßlichkeit bestimmte, ein anderes Buch zu wählen, das seinen Geist weniger anstrengte und ihn mehr erheiterte ... Auch bei den heftigsten Schmerzen blieb seine Aufmerksamkeit gespannt, und damit seine Krankheiten ihm das Gedächtnis nicht trübten, übte er es unaufhörlich, indem er mir einen Teil von dem wiederholte, was ich ihm am Tage vorher vorgelesen, oder mir die Seitenzahl sagte, wo wir stehen geblieben waren ...

Durch verschiedene in den Büchern befindliche Zeichen bemerkte ich, daß der König sie mehrfach gelesen hatte, besonders die Werke der Alten. Dadurch hatte er eine gründliche Kenntnis der griechischen und römischen Geschichte erworben. Sogar die Sprüche einiger berühmter Griechen führte er gelegentlich im Original an, obwohl er ihre Sprache nicht verstand; z. B. γνωθι σεαυτον, αὐτος ἐφα usw. Lateinische Zitate in den Übersetzungen ließ er sich aber von mir erklären.

Da für alle, die diesen großen Mann genau kennenlernen möchten, nichts gleichgültig ist, will ich hier die Bücher nach der Reihenfolge der Lektüre angeben[1].

Eine Übersetzung der griechischen Redner vom Abbé Auger (16. November 1784 bis 22. Februar 1785). Je nachdem der König aufgelegt war, zergliederte er die vorgelesene Rede manchmal und bestimmte danach seinen Beifall oder Tadel. Mit den Reden, die vor einer wichtigen Unternehmung gehalten zu werden pflegten, war er nie einverstanden, weil sie nur die Ausführung verzögerten. „Die Griechen waren stets große Klugredner", sagte er bei dieser Gelegenheit ...

[1] Die Bücher, bei denen lediglich der Titel angeführt ist, sind in unserer Auswahl fortgelassen.

Digitized by Google

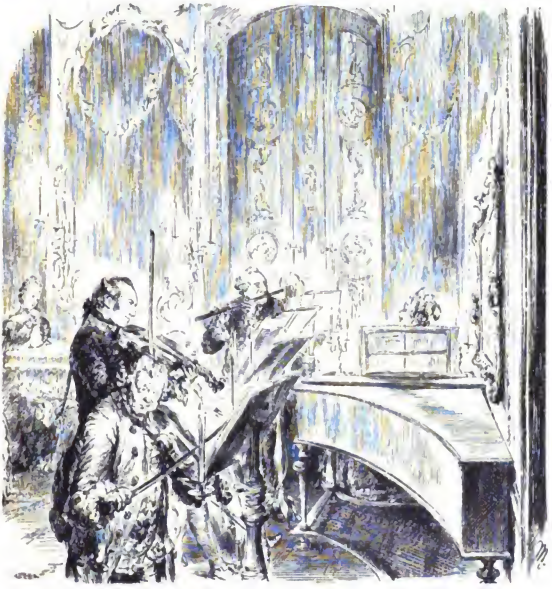
Tacitus und Suetons Geſchichte der zwölf erſten Kaiſer in der Überſetzung von H. O. de la Pauſe (9.—20. März 1785) beſchäftigten mich abwechſelnd; denn der König wollte beide Schriftſteller, wo ſie den gleichen Stoff behandeln, miteinander vergleichen. So kam es, daß ich die Geſchichte des Auguſtus, Tiberius und Claudius zuerſt bei Sueton, dann bei Tacitus zweimal las.

Am 20. März 1785 war ich damit fertig. Am folgenden Tage hatte der König einen heftigen Fieberanfall. Da er jedoch, wie oben erwähnt, an Tagen, wo er ſich unwohl fühlte oder krank war, nur unterhaltende Werke zu leſen pflegte, ging er zum „Weißen Stier“ von Voltaire über, über den er herzlich lachen mußte.

„Die römiſche Geſchichte“ von Rollin[1] (24. März bis 17. April 1785). An dieſem Schriftſteller tadelte der König die Frömmelei, beſonders weil er alles auf Chriſtus und ſeine Religion bezog. Der König konnte es nicht leiden, daß Rollin von den Tugenden der Heiden mit ſolcher Bewunderung redete, als

[1] Charles Rollin (1661—1741), franzöſiſcher Hiſtoriker.

Digitized by Google



Konzert des Königs
Holzschnitt von Menzel

Digitized by Google

ob Tugend bei ihnen etwas ganz Ungewöhnliches wäre. „Oh der Frömmler," sagte er, „als ob die Heiden nicht ebenso tugendhaft sein könnten wie Christen."

„Der gesunde Menschenverstand oder natürliche Begriffe im Gegensatz zu den übernatürlichen"[1] (19.—22. Juli 1785). Nachdem ich etwas über die Welt gelesen, sagte der König: „Zur letzten Ursache kann unsere Vernunft nicht hinabdringen. Es muß zunächst ausgemacht werden, ob die Welt seit Ewigkeit besteht oder einen Anfang gehabt hat[2]. Darüber scheint der Verfasser hinwegzugleiten." Weiter sagte der König: „Der Begriff, den man sich von der Gottheit macht, ist gänzlich verkehrt, und in allem, was man gewohntermaßen darüber sagt, finde ich nichts als Widerspruch. Bald wird die Natur als Gott bezeichnet, bald Gott als Natur." Über den Ursprung des Menschen teilte der König die Ansicht des Verfassers: „Der Mensch kann nur ein Naturwesen sein wie Tiere und Pflanzen." Da, wo der Verfasser vom Unterschied zwischen Religion und Moral spricht, stimmte der König gleichfalls dem bei, daß die Moral sich auf die menschliche Natur selbst gründe[3].

„Chronologischer Abriß der Geschichte Frankreichs" vom Präsidenten Hénault[4] (1. August bis 1. September 1785). Bei der Geschichte Ludwigs des Heiligen spricht der Verfasser von seiner Liebe zum Volke. „Eine schöne Liebe zu seinem Volke," versetzte der König, „daß er es in den Tod schickte." (Er meinte die Kreuzzüge, die unter seiner Regierung häufig waren.) . . . . Nichts aber mißfiel ihm mehr als die Lobhudeleien für Ludwig XV. Auch an der Parallele zwischen Ludwig XIV. und Augustus fand er viel auszusetzen. Über beide urteilte der König nicht eben vorteilhaft, indem er eines Tages sagte: „Das waren Sch . . ." Nichts aber brachte ihn in dem Werk mehr zum Lachen als das außerordentliche Lob, das der Verfasser ihm, dem König, selbst zollte. „Oh, oh," rief er mit spöttischem Tone, „ich glaubte nicht, daß ich da auch vorkomme."

Rollins Buch: „Wie man die schönen Wissenschaften lehren und studieren soll" (18. November bis 2. Dezember 1785). Der König hegte von diesem Schriftsteller keine hohe Meinung, da er ihn mehrfach als Plebejer bezeichnete. Als Rollin die Notwendigkeit geographischer Kenntnisse beweisen wollte, sagte der König, daß dieser selbst keine besäße; denn er habe nicht einmal gewußt, daß man von Paris nach Berlin zu Lande reisen könne.

Über den Ursprung der Dichtkunst war der König anderer Meinung als der Verfasser, der sie aus der menschlichen Natur heraus erklärte. „Die Dichtkunst", sagt Rollin, „war anfangs nichts als der Schrei und Ausdruck der Empfindung eines Menschen, der beim Anblick eines Gegenstandes, der ihm über alles

[1] Von Baron Paul Heinrich Dietrich von Holbach (1723—1789), dem Hauptvertreter des Materialismus.

[2] Vgl. S. 254 f. [3] Vgl. S. 216.

[4] Charles Jean Hénault (1685—1770), französischer Historiker, Verfasser des „Nouvel abrégé chronologique de l'histoire de France" (1744).

Digitized by Google

köſtlich und beglückend erſchien, entzückt, begeiſtert und außer ſich war." Der König hingegen meinte, die Poeſie ſei urſprünglich nur der Geſetze wegen dageweſen, die man in Verſe brachte, um ſie leichter zu behalten . . .

Der Auszug aus Bayles Wörterbuch, den der König ſelbſt gemacht hat[1] (19. Dezember 1785 bis 9. Januar 1786). Der König hatte gerade ſein Lieblingshündchen Arſinoe auf dem Schoße, als ich ihm aus dieſem Wörterbuch den Artikel von Rorarius vorlas: „Wenn die Tierſeele alſo eine nicht räumliche, empfindungsfähige Subſtanz iſt, ſo iſt ſie auch fähig zu denken." Da ſagte er wörtlich: „Hörſt du, Liebling? Von dir iſt die Rede. Du ſollſt keinen Verſtand haben, und doch haſt du welchen, mein Liebling." Bei der Lektüre des Artikels „Theſmophorien"[2] ſagte der König, ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß, Bayle hätte Spinozas Syſtem nicht begriffen. „Er war Atheiſt, aber um nicht hingerichtet zu werden, ſprach er vom Daſein eines Gottes."

Am 30. Juli 1786 mußte ich wegen der heftigen Unterleibsſchmerzen des Königs aufhören[3] . . . An den folgenden Tagen wurde ich zwar wie gewöhnlich zum Vorleſen befohlen, aber die zunehmende Krankheit und die Schwäche des Königs, die ihn fortwährend in lethargiſchen Schlaf verſenkte, verboten jede weitere Vorleſung.

[1] Vgl. S. 231 Anm. 3. [2] Feſte zu Ehren der Ceres als Geſetzgeberin.

[3] Am 8. Juli war die Lektüre von Voltaires „Précis du siècle de Louis XV" begonnen. Sie wurde am 30. bei der Erzählung von Damiens' Attentat auf König Ludwig im Jahre 1757 abgebrochen.

Digitized by Google

Zimmermann[1]

(24. Juni — 11. Juli 1786)

24. Juni 1786.

Auf einem großen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand, wo ich hereintrat, saß der König. Er hatte einen alten, großen, schlichten, vor Jahren abgetragenen Hut mit einer ebenso alten weißen Feder auf dem Kopf. Er war gekleidet in ein Cassakin aus hellblauem Atlas, vorne herunter ganz von spanischem Tabak gelb und braun gefärbt. Übrigens war er in Stiefeln. Er lehnte ein erschrecklich geschwollenes Bein auf ein Taburett; das andere hing.

Äußerst gnädig und freundlich nahm der König seinen Hut ab und sagte mit einer entzückend angenehmen Stimme: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie so freundlich waren, herzukommen, und daß Sie so schnell gereist sind."

„Der Herzog von York"[2], sagte ich, „hat mir aufgetragen, Euer Majestät diesen Brief zu überreichen."

[1] In seiner letzten Krankheit lud König Friedrich den ihm bereits persönlich bekannten hannöverschen Leibarzt Zimmermann (vgl. S. 156 ff.) durch ein Schreiben vom 6. Juni 1786 auf 14 Tage nach Potsdam ein, „um ihn über seinen Gesundheitszustand zu konsultieren". Die obige Darstellung seines Besuches bei dem Könige nach Zimmermanns Schrift: „Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode", S. 21 ff (Leipzig 1788.)

[2] Friedrich, Herzog von York (1763—1827), der zweite Sohn König Georgs III., hatte 1785 der schlesischen Revue und den Potsdamer Herbstmanövern beigewohnt. König Friedrich hatte ihn um Erlaubnis zur Reise für Zimmermann gebeten.

Digitized by Google

Der König las den Brief, und nun kam es zu folgender Unterredung.

König. Ich bin dem Herzog von York sehr verbunden, daß er Sie hat wollen hierher kommen lassen . . . Sie sehen mich sehr krank.

Ich. Den Blick Euer Majestät finde ich seit fünfzehn Jahren, da ich die Ehre hatte, Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Euer Majestät sehe ich keine Verminderung ihres Feuers und ihrer Kraft.

König. Oh, ich habe sehr gealtert und bin sehr krank.

Ich. Deutschland und Europa werden nicht gewahr, daß Euer Majestät alt und krank sind.

König. Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg.

Ich. Euer Majestät stehen des Morgens um 4 Uhr auf und verlängern und verdoppeln dadurch Ihr Leben.

König. Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette. In dem Lehnstuhl, wo Sie mich sehen, werden meine Nächte hingebracht.

Ich. Euer Majestät schrieben mir: das Atemholen werde Ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich.

König. Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. Sie sehen indessen, wie meine Beine geschwollen sind.

Ich. Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich Ihre Beine etwas näher besehe?

Nun ward Herr Schöning[1] gerufen, der an der offenen Tür des Vorzimmers stand, damit er dem König die Stiefel ausziehe. Ich kniete an die Erde, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs — und schwieg.

König. Ich habe keine Wassersucht.

Ich. Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen. . . . Darf ich den Puls Euer Majestät untersuchen?

Der Puls war voll, stark und sehr fieberhaft. Sehr beklommen war der König auf der Brust, und er hustete unablässig.

Ich. Der Puls ist nicht schwach.

König. Man kann mich nicht heilen, nicht wahr?

Ich. Erleichtern, Sire.

König. Was raten Sie mir?

Ich. Vorerst nichts. Aber sogleich werde ich mir die ganze Krankheitsgeschichte Euer Majestät von Ihrem Kammerdiener erzählen lassen und alles lesen, was die Ärzte Euer Majestät darüber geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben, meine Meinung zu sagen.

König. Recht so. Schöning ist von allem unterrichtet.

Nun nahm der König sehr freundlich den Hut ab und sagte: „Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie haben hierher kommen wollen; haben Sie die Güte, diesen Nachmittag um drei Uhr mich wieder zu besuchen“ . . .

[1] Kammerhusar des Königs.

Digitized by Google

Gleich nach ½1 Uhr, als ich mich eben zu Tisch setzte, kam ein königlicher Jäger mit der Nachricht, Se. Majestät wünschen mich zu sehen, sobald ich gegessen habe . . . Bei meiner Ankunft in Sanssouci erfuhr ich von Herrn Schöning, daß der König vom Morgen bis Mittag immer heftiger gehustet, einen schrecklichen Anfall von Engbrüstigkeit habe und in einem fort sehr viel Blut auswerfe.

Fürchterlich war schon der erste Anblick, als ich vor den König kam. Der König konnte nicht sprechen. Er hustete entsetzlich, und jedesmal ging ihm viel Blut aus dem Munde. Das Atemholen war ein mühsames und schreckhaftes Streben nach Atem. Schlag auf Schlag kamen Augenblicke, in welchem es schien, der König verfalle in einen tödlichen Stickfluß. In seinem Lehnstuhl konnte er zuweilen nicht mehr sitzen, man mußte ihm auf die Beine helfen und ihn mit allen Kräften halten; denn alle Kräfte schienen verloren, und der Kopf lag dem König auf der Brust. Aber bald sank er dann wieder in seinen Lehnstuhl, und wenn der entsetzliche Husten nachließ, erfolgte ein tiefer Schlummer. Konvulsivische Bewegungen entstanden im Gesichte; zuweilen hörte ich ein leises Stöhnen und Wimmern. Stark und schnell schlug der Puls, aber nicht unordentlich ...

Dieser fürchterliche Auftritt hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als der König wieder ein wenig zu sich selbst kam. Ich bat um Erlaubnis, auf der Stelle etwas zur Erleichterung tun zu dürfen. Nun kam es zu folgenden Worten.

König. Was wollen Sie tun?

Ich. Die Brust erleichtern, dem Blutspeien widerstehen.

König. Das Blutspeien ist nichts. Ich habe im Siebenjährigen Kriege auf eben diese Art Blut ausgeworfen. Was soll ich gegen meine Kolik tun?

Ich. Ein Klistier nehmen.

König. Das geht den Augenblick wie ein Pistolenschuß weg. Doch ich werde es versuchen. Aber was tue ich weiter?

Ich. Was sich ohne Vermehrung der Kolikschmerzen tun läßt, muß zur Erleichterung der Brust geschehen. Euer Majestät nehmen Oxymel und Salmiak?

König. Das Oxymel hilft mir nichts. Was soll der Salmiak?

Ich. Er wird kühlen, welches sehr nötig ist, die Brust erleichtern und die Kolik nicht vermehren.

König. Verschreiben Sie mir Salmiak und sagen Sie mir dann, ob Sie über meinen ganzen Zustand jetzt recht unterrichtet sind.

Ich. Das bin ich zwar. Aber haben Euer Majestät die Gnade, den Professor Selle[1] von Berlin hierher kommen zu lassen, damit ich mit ihm einen Plan verabreden könne, wie Euer Majestät künftig behandelt werden müssen.

[1] Christian Gottlieb Selle (1748—1800), Arzt am Charitékrankenhaus.

Digitized by Google

Selle kennt Ihren Zustand am besten, hat von Anfang und immerfort am besten darüber geurteilt und Euer Majestät immer gut geraten.

König (mit einem erschrecklichen Gesichte, blitzenden Augen, emporgeworfenen Kopfe und einer Stimme, wie ich in meinem Leben keine Stimme gehört habe): Diesen Plan erwarte ich von Euch![1]

Ich. Diesen Plan werde ich Euer Majestät in der Folge vorlegen. Heute muß ich wider die gegenwärtigen Zufälle tun, was möglich ist.

Alle Kräfte des Königs schienen durch diese kurze Unterredung erschöpft. Gleich darauf verfiel er wieder in einen tiefen Schlummer, der Kopf lag ihm auf der Brust, und das Gesicht bewegte sich wieder konvulsivisch. [Der König gebrauchte verschiedene Mittel, schlummerte, wachte, unterzeichnete Briefe und schlummerte wieder.] Der König wachte allmählich länger, holte nicht mehr so ängstlich den Atem, sagte, daß seine Kolik nachlasse, und verabschiedete mich endlich, nachdem ich vier ganze Stunden auf diesem gefährlichen Posten ausgehalten hatte, mit einer ziemlich verdrießlichen Miene und mit den Worten: „Kommen Sie morgen früh um 1/2 7 Uhr wieder."

25. Juni 1786 nachmittags.

Der König unterhielt sich mit mir über eine halbe Stunde, sagte kein Wort von seinem Zustande, war sehr heiter und aufgeweckt, spie zwischendurch ein wenig Blut und sprach in einem fort von englischer und französischer Literatur. Zum Exempel:

König. Locke[2] und Newton[3] waren die größten Denker unter den Menschen; aber die Franzosen verstehen doch besser als die Engländer, die Dinge gut zu sagen.

Ich. Die englische Sprache ist allerdings sehr geschickt zum Vortrage spekulativer Philosophie und aller höheren Wissenschaften. Aber auch im Parlament lebt in ununterbrochener Reihe aus der Asche eines britischen Demosthenes ein anderer wieder auf. Die englische Sprache beugt sich auch zu dem edelsten Vortrage in historischen Werken und steht unter keiner in Werken von Witz und Laune.

König. Hume[4] und Robertson[5] sind Geschichtschreiber vom ersten Range. Ich schätze beide sehr hoch.

Ich. Gibbon[6] übertrifft sie vielleicht beide. Alle Würde und jeder Reiz

[1] Wie Zimmermann angibt, war der König gegen Selle verstimmt, weil dieser ihn „die unleugbare Wahrheit, daß er unheilbar sei, zu deutlich habe merken lassen".

[2] Vgl. S. 83 und 232 f. [3] Vgl. S. 238 Anm. 1.

[4] David Hume (1711—1776), englischer Philosoph und Historiker.

[5] William Robertson (1721—1793), Verfasser von „History of the reign of the Emperor Charles V."

[6] Edward Gibbon (1737—1794), Verfasser von „History of the decline and fall of the Roman Empire".

Digitized by Google

des historischen Stils sind in Gibbon vereinigt. Seine Perioden haben einen entzückenden Wohlklang, und alle seine Gedanken haben Nerv und Kraft.

König. Was hat Gibbon geschrieben?

Ich erzählte nunmehr den Hauptinhalt von Gibbons Werke über die Abnahme und den Sturz des römischen Reiches. Der König hörte mich mit großer Aufmerksamkeit und ließ mich lange reden, ohne mich zu unterbrechen.

26. Juni 1786.

Der König war wieder äußerst herablassend, sanft und von der besten Laune. Die Unterredung hub auf folgende Weise an[1].

König. Sie wollen mich also heilen?

Ich. Lindern will ich den Zustand Euer Majestät, wenn Sie Geduld genug haben und mir Zeit genug vergönnen. Eine sehr gelinderte Krankheit ist am Ende eine halbgeheilte Krankheit.

König. Da haben Sie recht. Aber was wollen Sie mir denn geben?

Ich. Ein sehr gemeines, allgemein bekanntes, äußerst einfaches Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn.

König. Das ist eine Pflanze, die ich nicht kenne.

Ich. Sie wächst im Frühling auf allen Wiesen.

König. Den Löwen möchte ich wohl kennen, für den dieser Zahn erschaffen ward.

Ich (lächelnd). Sire, dies wird sich bald zeigen.

König. Aber kennen Sie die Wirkungen dieser Pflanze aus eigener Erfahrung?

Ich. Aus häufiger Erfahrung.

König. Ich will dieses Mittel nehmen.

Und nun sagte der König noch bei seiner heiteren und in diesem Augenblicke komischen Laune: „Adieu, lieber Herr Zimmermann, ich werde allen Ihren Befehlen gehorchen" ...

Gegen 4 Uhr dieses Nachmittags sah ich den König wieder. Er war wieder äußerst höflich und zufrieden und sprach mit mir über anderthalb Stunden von mancherlei Dingen. Etwas von dieser Konversation kann ich mitteilen.

König. Sehen Sie oft den Herzog von York, und was denken Sie von ihm? ... Ich liebe den Herzog von York unendlich. Er ist für sein Alter so sehr ausgebildet. Er hat so gute Manieren und so viele Kenntnisse. Er ist so vernünftig und so wohlgesittet. Man muß es einem Prinzen verdanken, wenn er so viel Verdienst hat; denn mehrenteils haben die Prinzen gar kein Verdienst. Ich habe den Herzog von York oft in kleinen Dingen beobachtet, wo

[1] Die ersten medizinischen Auseinandersetzungen sind fortgelassen.

Digitized by Google

er gar nicht vermuten konnte, daß ich auf ihn sähe. In solchen Kleinigkeiten achtet der Mensch gar zu oft nicht auf sich selbst und macht sich dann eben da weit mehr kund als in großen Dingen, wo man sich immer zusammenfaßt, weil man weiß, daß man von anderen Menschen beobachtet wird ...

Nun versprach mir der König noch, bevor er mich verabschiedete, er wolle morgen früh das ihm vorgeschlagene Mittel aus dem Löwenzahn nehmen.

27. Juni 1786.

Gleich beim Eintritt in sein Zimmer kam mir der König mit einer äußerst zahlreichen Artillerie von Einwürfen gegen das Mittel aus dem Löwenzahn entgegen. Ich beantwortete mit der größten Freimütigkeit alle Einwürfe des Königs, denn seine Artillerie schien mir wahrlich nicht schwer.

[Es folgt eine längere Auseinandersetzung, die der König mit der Erklärung beendete: „Ich werde Ihr Mittel nehmen."]

Um 3 Uhr fing die Unterredung so an:

König. Aber sagen Sie mir, ist es möglich, daß ich, in meinem Alter, nach aller Arbeit, die ich getan, nach einem so ununterbrochen beschwerdevollen Leben und jetzt nach allem meinem Leiden, auch nur noch die allergeringste Erleichterung hoffen und erwarten dürfe?

Ich. Es ist möglich.

König. Ich kann es nicht glauben.

Ich. Ich glaube es. Denn am ersten Tage, als ich die Ehre hatte, Euer Majestät den ganzen Nachmittag hindurch zu sehen, waren Sie so schwach, so hinfällig, daß ich glaubte, Sie würden sich in langer Zeit nicht wieder erholen. Mit Schrecken kam ich den anderen Morgen wieder und fand Euer Majestät heiter und froh. Es ist also Lebenskraft da, und solange die da ist, habe ich Mut.

König. Morgen früh nehme ich den Löwenzahn.

28. Juni 1786.

König. Ihr Mittel, mein lieber Herr Zimmermann, ist ein medizinischer Kurier, der auf den ersten Befehl geradezu und mit der möglichsten Schnelligkeit am Orte seiner Bestimmung eintrifft. Ihr Mittel hat Geist; denn es weiß, wo mein Übel sitzt. Sie sind ein Mann, der gerade dahin trifft, wohin er zielt. Sie tun Wunder; denn ich bin heute mehr erleichtert, als ich es noch nie, durch kein einziges Mittel, gewesen bin. Ich befinde mich besser, als ich mich noch nie, seit meiner ganzen Krankheit, befunden habe ...

Ebenso munter und ebenso zufrieden fand ich den König des Nachmittags um 3 Uhr. Er unterredete sich mit mir über sehr mancherlei Dinge. Zum Exempel:

König. Sie sind mit der Kaiserin von Rußland in Korrespondenz?

Digitized by Google

Ich. Die Kaiserin hat die Gnade, bisweilen an mich zu schreiben.

König. Die Kaiserin fragt Sie ihrer Gesundheit wegen um Rat?

Ich. Dazu hat die Kaiserin keine Ursache, weil sie der allervollkommensten Gesundheit genießt. Literatur, Menschenliebe und Philosophie sind der Inhalt der Briefe, womit die Kaiserin mich beehrt.

König. Man weiß doch überall, daß die Kaiserin krank ist.

Ich. Die Kaiserin weiß, daß man dies überall glaubt. Sie scherzt oft darüber und schrieb mir einst: ihre Gesundheit kostet ihr jährlich 30 Pfennige.

König. Meine Nachrichten lauten nicht so.

Ich. Euer Majestät wissen am besten, wie unzuverlässig in solchen Fällen oft die geheimsten und ganz aus der Nähe kommenden Nachrichten sind. Ich weiß sehr genau und pünktlich, daß alles, was man von der Kränklichkeit der Kaiserin erzählt, nicht wahr sein kann. Die Kaiserin verträgt die allerstärksten Fatiguen. Noch im vorigen Sommer machte sie eine Reise von 250 deutschen Meilen bei der besten Laune und der anhaltendsten Froheit des Geistes. Diese gute Laune verläßt die Kaiserin nie. Den ganzen Tag ist ihr Geist geschäftig und wirksam. In den Stunden ihrer Muße schrieb sie noch neulich mit ihrer eigenen Hand ein Gesetzbuch für Rußlands Adel und ein Gesetzbuch für Rußlands Städte. Ein erstaunendes Werk in ganz philosophischer Absicht unternahm sie mit ihrer eigenen Hand, ein vergleichendes Glossarium aller Sprachen und Mundarten. Einige neuerlich zur Beschämung der Schwärmerei und des Aberglaubens von der Kaiserin selbst verfertigte Lustspiele voll lachender Satire, voll Witz und Laune erhielt ich in diesem Jahre zum Geschenke aus der Hand der Kaiserin.

König. Ich gestehe es, die Kaiserin von Rußland ist eine Frau von außerordentlichem Genie.

29. Juni 1786.

Der König befand sich diesen Morgen nicht ganz so gut wie gestern; aber er war doch nicht weniger aufgeweckt, gütig, liebreich und von heiterer Laune.

König. Sie verstehen, wie man Ihre Kunst einfach machen kann. Ich liebe gar sehr die Simplizität in der Medizin.

Ich. Weil Euer Majestät gewohnt sind, die größten Dinge mit den einfachsten Mitteln auszuführen.

König. Je mehr Triebwerke man bei einer Maschine anbringt, desto mehr kommt man in Gefahr, daß eines dieser Triebwerke seinen Dienst versage und dann die ganze Sache verderbe.

Der König endigte die Unterredung mit diesen Worten: „Ich werde fortfahren, Ihr Mittel zu nehmen."

Um 3 Uhr des Nachmittags fand ich den König äußerst aufgeweckt und froh. Eine Stunde vorher hatte er jedoch Leibschmerzen.

Digitized by Google

König. Meine Kolik kommt daher, weil ich heute zu viel Melonen gegessen habe.

Ich. Allein schaden die Melonen nicht so sehr, wie in Vermischung mit vielen anderen Speisen.

König. Kennen Sie die kleine, grüne afrikanische Melone, die inwendig weiß ist? Sie übertrifft alle übrigen Gattungen durch die Lieblichkeit ihres Geruches und Geschmackes.

Ich. Diese Melone haben wir in Hannover nicht, ob wir gleich fast alle ausländischen Früchte in der größten Vollkommenheit haben.

König. Morgen schicke ich Ihnen eine solche Melone, und dann sollen Sie sehen, wie schwer es ist, der Versuchung nicht zu unterliegen.

30. Juni 1786.

Von sehr guter Laune war der König wieder diesen Morgen. Ich ergriff den guten Augenblick, um von Diät zu sprechen. Der König gab mir in allem recht, sagte selbst vortreffliche Dinge über Diät und versicherte mich, daß er alle diese Regeln befolge; er sondere von jeder Speise das Schädliche und Unverdauliche ab und begnüge sich, jede Schüssel bloß zu schmecken. Der König sprach nun wieder von den Melonen und sagte, er wolle mir selbst den Mittag eine von seiner Tafel schicken, welches dann auch geschah.

Nach Beendigung des Kapitels über Diät kam der König auf andere Dinge.

König. Finden Sie Potsdam seit den 15 Jahren, da Sie hier gewesen sind, sehr verändert?

Ich. Zum Erstaunen. Euer Majestät haben in dieser Zeit eine sehr große Menge neuer Häuser bauen lassen. Die Stadt ist von allen Seiten verschönert. Mir ist oft, ich sei nicht in Deutschland, sondern in Rom, in Vicenza, in Venedig[1]. Aber mir gefallen auch außer den Palästen die neuen kleinen Häuser, die Euer Majestät haben bauen lassen. Die Bauart dieser Häuser könnten Partikularen so gut nachahmen, wenn sie Geschmack hätten und liebten ... Die Verzierungen sind von einer Komposition, die gegen die Witterung aushält.

König. Diese Verzierungen sind auch von gehauenen Steinen, s'il vous plaît!

Ich. Ich merke, daß ich eine Sottise gesagt habe, und bitte Euer Majestät um Vergebung.

König. Ich baue sehr gern und baue viel ... Ich habe nie kein größeres Vergnügen, als wenn ich einem armen Manne kann ein Haus bauen lassen ...

[Als Zimmermann nachmittags um 3 Uhr seinen Besuch wiederholt, trifft er Friedrich in sehr schlechtem Zustande an. Der König hat bei der Mittags-

[1] Diese Äußerung bezieht sich auf die Fassaden zahlreicher Häuser, die der König nach italienischen Vorbildern bauen ließ.

Digitized by Google

tafel schwere Diätfehler begangen. Die Speisenfolge bestand aus Kraftbrühe mit einem Eßlöffel Muskat und Ingwer, Rindfleisch nach russischer Art, in Branntwein abgekocht, Polenta aus türkischem Weizen und Parmesankäse mit Beiguß von Knoblauch und heißen Gewürzen und aus einer sehr heißen, gewürzten Aalpastete.]

Fürchterlich war der Blick seiner Augen. In den tiefen Höhlen der Wangen, und zumal in seinen sonst so feinen und mir so angenehmen Lippen saß die tiefste, schwärzeste, erschrecklichste Traurigkeit. Die ersten Worte, die der König mit einer mir ganz fremden Stimme aussprach, erschütterten mir Herz und Seele ...

„Ich bin nur noch ein altes Gerippe, wert auf den Schindanger geworfen zu werden."

Mit der zärtlichsten Rührung antwortete ich dem König: „Euer Majestät sehen in diesem Augenblicke nur die allerschlimmste Seite der Sache, Sie vergessen ganz die guten Zwischenräume, die Sie so oft haben und noch gestern und diesen Morgen hatten. Sie vergessen, was Sie doch alle Tage Ihres Lebens, jeden Morgen ohne Ausnahme, für Ihr ganzes Reich und alle Ihrem Zepter unterworfene und an Ihrer Vaterhand geleitete Völker tun und sind. Vorüber gehen bald diese Augenblicke von Traurigkeit, und dann fühlen Euer Majestät auch gewiß wieder die ganze Kraft und Gewalt Ihres Geistes ..."

Gerade ins Gesicht sah mir sonst immer und in einem fort der König, solange er mit mir sprach, und das mit Augen, wie sie Gott vielleicht nie als für diesen Königskopf erschaffen hat. Aber anitzt, da er die oben angeführten Worte aussprach, waren seine Blicke seitwärts von mir abgekehret. Nach und nach, indem ich mit einem männlich-zärtlichen Tone sprach, näherten sich mir wieder die Augen des Königs, und endlich hefteten sie sich wieder an mich und in mich mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zufriedenheit, Freundlichkeit und Milde.

1. Juli 1786, 3 Uhr.

Der König war bei sehr guter Laune. Er unterhielt sich lange mit mir über mancherlei Dinge und sagte zu meinem großen Vergnügen bis vollends am Ende nichts von Medizin.

König. Aus welchem Teile der Schweiz sind Sie gebürtig?

Ich. Aus dem Städtlein Brugg im Canton Bern.

König. Ich kenne diesen Ort nicht.

Ich. Es ist der Ort, wo mir die Siege und Schicksale Eurer Majestät oft den Schlaf benahmen.

König. Gibt es in der Schweiz noch Abkömmlinge der ersten Stifter der Republik? ...

Ich. Nein.

Digitized by Google

König. Wilhelm Tell war ein großer Wohltäter seines Vaterlandes.

Ich. Er und seine Gehilfen erzeigten der Schweiz die größte Wohltat, die man seinem Vaterlande erzeigen kann: wir verdanken diesen heroischen Männern unsere Freiheit.

König. Ich liebe die republikanischen Verfassungen. Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr gefährlich; nur die Schweiz wird sich noch lange erhalten. Ich liebe die Schweizer und zumal die Regierung in Bern. Es ist Würde in allem, was die Regierung in Bern tut; ich liebe die Berner.

Ich. Euer Majestät machen mich durch diese unvergeßlichen Worte glücklich und hochherzig. Aber alle Republiken verdienen doch Ihre Achtung nicht, zum Exempel die Holländer.

König. Der König in Frankreich regiert und gebietet in Amsterdam so unumschränkt wie in [der] Champagne.

Ich. Und die Holländer haben jetzt ein hitziges Fieber, ein Fieber und eine Hirnwut, die den Namen von „Patrioten" und „Patriotismus" ewig schändet und zum Ekel macht[1].

König. Das ist wahr. Aber mir mißfällt doch auch — (Hier sagte mir der König einige sehr wichtige Dinge mit einer Offenheit, über die ich erstaunte. Er hatte die Gnade sogar, hinzuzusetzen: „unter uns gesagt".)

2. Juli 1786.

Der König sprach äußerst lebhaft und ganz in der Manier seiner besten Lebenszeiten ... Er hielt eine ordentliche Fürstenrevue. Oft fragte mich der König zuerst, ob ich diesen und jenen deutschen Fürsten kenne? Er nannte mir der Reihe nach viele deutsche Fürsten, von denen ich auch viele nicht kenne. Ich antwortete mit dem größten Bedacht, immer so, als wenn die Fürsten gegenwärtig wären, von denen ich sprach, und von jedem sagte ich auch alles Gute, was ich von ihm wußte. Der König urteilte über alle, hieb gewaltig ein, und wahrlich bisweilen so, daß der Hieb den armen Fürsten vom Kopfe bis zu den Beinen spaltete!

Bei aller meiner leisen Zurückhaltung war es mir doch bisweilen schlechterdings unmöglich, nicht zu lachen. Der König, der mich nicht auf einen Moment aus seinen großen und umfassenden Augen verlor, mich immerfort durch und durch blickte, bemerkte jedesmal, wie es mir schien, mein Lächeln und mein Lachen wohlgefällig.

Eines einzigen Prinzen will ich hier erwähnen ... Der König sagte etwas zum Lobe jenes Prinzen; ich antwortete: „Er ist ein liebenswürdiger Prinz."

König. Ich bin mit ihm nicht ganz zufrieden. Er ist zu intrigant.

[1] Anspielung auf die inneren Wirren in Holland, wo die Partei der „Patrioten", von Frankreich unterstützt, dem Erbstatthalter Wilhelm V. (vgl. S. 137), der bei England Rückhalt suchte, feindlich gegenüberstand. Während König Friedrich jede Einmischung vermied, kam es unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. 1787 zum bewaffneten Einschreiten Preußens.

Digitized by Google

Ich. Man ſagt, er ſei auch ein wenig abergläubiſch.

König. Jawohl. Sehr abergläubiſch iſt er. In alle Torheiten der Alchimie und Theurgie hat er ſich verſtiegen, und die haben, wie Sie wiſſen, ihren Urſprung in der Freimaurerei[1]. Ich verlache alle dieſe Narrheiten!

Ich. Das Lächeln eines Königs iſt oft das beſte und immer das mildeſte Geſetz.

König. Aber der Aberglauben verliert doch allenthalben ſeine Macht durch die Fortſchritte der Vernunft ...

Nun kam der König an die katholiſchen Fürſten und ich gelegentlich an den Papſt. Aber der König fertigte mich ſehr kurz ab und ſagte: „Mit dem — iſt es aus!“[2]

[1] Vgl. S. 220. [2] Vgl. S. 281.

Digitized by Google

4. Juli 1786.

Heute früh um 8 Uhr war der König von der herrlichsten Laune.

König. Ich bin mit Ihrem Löwenzahn äußerst zufrieden. Dieses Mittel erleichtert mich sichtbarlich. Es gibt mir den größten Appetit und hält mir den Leib sehr gut offen. Ich will es sehr gern fortgebrauchen ... Wenn ich Arznei nehme, so weiß ich wohl, daß ich Unflat nehme, und schlucke sie dann geschwind nieder, ohne auf den Geschmack zu achten. Ich habe auch Ihren Qualm wieder eingehaucht[1], der mich sehr erleichtert, und womit ich ebenfalls fortfahren will. Aber, aber (der König hub den Arm in die Höhe, streckte seinen Zeigefinger aus und schwang seine Hand freundlich gegen mich, indem er diese Worte aus sprach) fünfundsiebenzig Jahre?

Ich. Ein Leben, wie das Leben Euer Majestät, berechnet man nicht nach der Zahl der Jahre.

König. Heute um 11 Uhr will ich ausreiten. Lieber Herr Zimmermann, ich empfehle mich! ...

Um 3 Uhr fand ich den König so matt, so bedrückt und so beklommen[2], daß er mich gar nicht sprechen konnte und mich mit diesen Worten verabschiedete: „Verzeihen Sie, lieber Herr Zimmermann, ich kann nicht mehr sprechen."

5. Juli 1786.

Weit besser als gestern Mittag, Nachmittag und Abend war der König diesen Morgen ... Lust zum Sprechen hatte er itzt wieder, wie ich mit großem Vergnügen bemerkte, und so entstand folgende Konversation.

König. Meine Augen schmerzen mich.

Ich. Es ist zuviel Sonnenlicht hier. Befehlen Euer Majestät, daß ich eine Fenstergardine zuziehe?

König. Nein, nein, ich habe immer das Licht geliebet.

Ich. Auch haben es Euer Majestät immer um sich her in der Nähe und Ferne verbreitet.

König (mit einem äußerst sanften und freundlichen Lächeln) Ach, ich war doch immer nichts als ein armer Sterblicher.

Ich fing nun wieder an, von dem gegenwärtigen Zustande des Königs zu sprechen, der mir äußerst bedenklich schien. Aber dessenungeachtet hatte der König wieder Mut.

König. Bis hierher haben wir mit dem Feinde nur scharmutziert; aber wir haben ihn nicht geschlagen.

Ich. Man muß den Feind immer von neuem angreifen und ihm keine Ruhe lassen.

König. Ihre Art, Krieg zu führen, gefällt mir recht gut.

[1] „Zur Erleichterung des Atemholens" hatte Zimmermann dem König geraten, „einen aus dem wässerichten Aufgusse von Hollunderblüten und Essig aufsteigenden Qualm einzuhauchen".

[2] Infolge neuer Diätfehler und der Anstrengung des Rittes.

Digitized by Google

Ich (nachdem ich den Puls des Königs gefühlt hatte) Der Puls ist gut und nicht schwach. Solange der Puls so bleibt, ist jedes andere Merkmal großer Schwäche doch nur vorübergehend. Gestern Mittag, Nachmittag und Abend waren Euer Majestät äußerst schwach, und nun wird man schon wieder von dieser Schwäche nichts gewahr. Kraft ist also im Herzen ...

8. Juli 1786.

König. Ich verlange keine Arzeneien und will keine nehmen als solche, die auf der Stelle ihre Wirkung tun und mich heilen ...

Ich. Ach, wir haben nur gar wenige spezifische Mittel, und auch diese heilen nicht immer, und nie gleich auf der Stelle. Wir Ärzte sind gar arme Leute.

König. Und doch immer reich an Regeln.

Ich. Eine meiner Regeln halte ich wenigstens für wahr: die einzigen gefährlichen Feinde Euer Majestät sind Ihre Köche.

König. Sie können sich nicht vorstellen, wie mäßig ich bin! Ich koste bloß meine Speisen und esse nur, um mich zu stärken.

Ich. Sire, ich habe noch eine Regel, an die ich fest glaube: man wird nur durch das gestärkt, was man verdaut.

König. Sehr wahr.

Ich. Der Küchenmeister Euer Majestät ist ein großer Mann in seiner Art; aber ich halte ihn für einen gefährlichen Mann[1].

König. Niemand versteht besser, gute Köche zu ziehen, als Ihre Herren Minister in Hannover. Mein bester Koch ist aus dieser Schule.

Ich. Unsere Herren Minister lassen sehr gut für ihre Gäste kochen. Sie selbst leben mäßig und einfach. . .

König. Noch im vorigen Jahre sah ich hier den Herrn Minister von Beulwitz[2] aus Hannover.

Ich. Er war an Euer Majestät wegen des Fürstenbundes[3] geschickt und beherzigte dieses Geschäft mit großer Wärme.

König. Herr von Beulwitz dachte hierüber als ein wahrer deutscher Patriot.

Ich. Euer Majestät haben durch diesen friedsamen Bund allen Ihren unsterblichen Taten die Krone aufgesetzt.

König. Deutschland ist eine Art Republik. Es war in Gefahr, seine republikanische Form zu verlieren; mich hat es erfreut, dieselbe wiederhergestellt zu sehen.

[1] Vgl. dazu das von Friedrich 1772 verfaßte Preislied „An den Küchenchef Noël" in den Ges. Werken, Bd. X, S. 237 ff.

[2] Ludwig Friedrich von Beulwitz.

[3] Der 1785 vom Könige gegründete Deutsche Fürstenbund, zu dem sich Preußen, Hannover, Sachsen und zahlreichere kleinere, auch geistliche Reichsstände zusammenschlossen, richtete seine Spitze gegen die Machtgelüste Kaiser Josephs II. Vgl. Friedrichs „Entwurf" in den Ges. Werken, Bd. V, S. 157 f.

Digitized by Google

9. Juli 1786 nachmittags.

Er war von überaus guter Laune. Nie sah ich bei dem König einen größeren Zufluß von Gedanken. Eine neue Idee kam auf die andere, Schlag auf Schlag. Über zwei Stunden nacheinander sprach der König mit mir ununterbrochen fort. Von allen Unterredungen, mit welchen mich der König beehrt hat, war diese die merkwürdigste von allen. Aber unglücklicherweise ist es auch die, von der ich das allermeiste nicht erzählen kann und darf. Diese Unterredung fing damit an.

König (in tiefer Meditation und den Kopf ganz seitwärts an seinen Lehnstuhl lehnend). Die Übersicht einer großen und sehr verwickelten Sache ist doch äußerst schwer.

Ich. Diese Kunst hat von Anbeginn der Welt niemand besser verstanden als Euer Majestät.

König. Ein Reich, das größer ist als Frankreich, kann nicht gut regiert werden ... Rußland ist ein zu weitläufiges und zu großes Reich.

Ich. Nicht für den Geist und das Herz von Katharina II. Aber in der Zukunft könnte dieses Reich wohl unter seiner Größe erliegen.

König (indem er den Finger lächelnd gegen mich aufhub). Glauben Sie das nicht!

Ich. Sire, das russische Reich kann sich einst zerteilen, wie Alexanders Reich nach seinem Tode. Gouverneure einzelner Provinzen können sich zu Königen dieser Provinzen aufwerfen und sich mit anderen Gouverneuren von eben solchen Gesinnungen schlagen.

König. Hierin haben Sie recht. Das glaube ich auch.

Nun kam der König auf andere Reiche und Länder ... Diese Unterredung schien anfangs philosophisch werden zu wollen, ward aber politisch und dauerte über eine Stunde. Aber durch die gewöhnlichen schnellen Übergänge und unerwarteten Wendungen des Königs ward sie nun in der zweiten Stunde medizinisch.

König. Welche Krankheiten kommen im Hannöverschen jetzt am meisten vor?

Ich. Unter den hitzigen Krankheiten vorzüglich die Fieber, die man in Frankreich und Italien gallichte Fieber nennt, die aber die deutschen Katheder-ärzte (die sich oft viel auf Namen und Wörter einbilden) bald so, bald anders taufen, und dann auch sehr häufig faule und bösartige Fieber, die sehr gefährlich sind.

König. In meinen Ländern kommen diese Krankheiten so häufig nicht vor.

Ich. Die Armeen Euer Majestät und die Städte, die große Garnisonen hatten, litten oft sehr von solchen Krankheiten. Im Krieg von 1778 und 1779 herrschten böse Fieber von jener Art bei den Armeen Euer Majestät, aber am allermeisten die Ruhr.

König. Das ist wahr. Und sollten Sie wohl glauben, daß ich im letzten Kriege die Ruhr sehr gut kuriert habe? Ich war mit einem Korps meiner Truppen in einer kleinen Stadt. Fast alle bekamen die Ruhr, und viele

Digitized by Google

starben. Ich stecke meine Nase nicht in die Medizin, als wenn ich sehe, daß diejenigen, die sich damit abgeben, nichts davon verstehen. Also sagte ich: Nehmt einige Grane Brechweinstein, löst sie in genugsamem Wasser auf und laßt die Leute löffelweise so viel davon nehmen, bis sie einige Male gebrochen und dann auch gut purgiert haben. Das taten die Feldscherer, und es gelang.

Ich. Vortrefflich.

König. Aber es kommt da nicht bloß auf Rezepte an, sondern hauptsächlich auf alle übrigen Anstalten, die man bei einer Armee macht. In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle in Absicht auf meine kranken und verwundeten Soldaten äußerst schlecht. Nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn ich sah, daß man diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden übel verpflegte. Man ist oft barbarisch mit ihnen umgegangen, und mancher arme Soldat ist aus Mangel von guter Verpflegung gestorben. Nichts hat mich von jeher mehr betrübt, als wenn ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgendeines Menschen war. Aber ich habe seit dem letzten Kriege solche Befehle gegeben, die es allen den Schelmen, Schurken und Spitzbuben bei der Armee künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen und den armen Soldaten der ihm so nötigen Hilfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben.

Ich. Das ist sehr zu wünschen. Aber ich befürchte, daß Euer Majestät noch bei weitem nicht genug wissen, wie man im letzten Kriege in Ihren Kriegshospitälern und Lazaretten hauste.

König (mit großen Augen und einem Adlerblick). Woher wissen Sie das?

Ich. Das weiß ich, wie ganz Deutschland, aus gedruckten Schriften. Ich weiß es durch den Verfasser dieser Schriften, der ein Untertan Euer Majestät ist, der Ihnen als Feldarzt bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen treu und mit Ehre gedient hat, und dem nichts für alle seine Treue geworden ist als die Geißel des Verfolgungsgeistes, die unwürdigste Begegnung, Haß und Unterdrückung ...

König. Wie heißt der Mann?

Ich. Doktor Fritze, Arzt in Halberstadt.

König. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, diesen Namen auf ... Ich kenne den Doktor Fritze nicht; ich habe niemals seinen Namen nennen gehört.

Ich. Dies tut mir leid für den Dienst Euer Majestät. Aber, Sire, ich kenne niemand, der fähiger wäre, Euer Majestät von allen bei Ihren Armeen in dieser Absicht verübten Schelmereien und Spitzbübereien so genaue und so bestimmte Nachrichten zu geben, als eben dieser Doktor Fritze. Er hat alles mit seinen eigenen Augen angesehen. Er ist ein Mann, der sprechen darf, ein vortrefflicher Arzt und ein Mann von Geist.

Digitized by Google

König. Ich mache nichts aus einem Mann von Geist, wenn er nicht auch dabei ein redlicher Mann ist. Sagen Sie mir rein heraus: Ist der Doktor Fritze in Halberstadt ein recht ehrlicher Mann?

Ich. Das ist er gewiß ...[1]

Hierauf fing der König wieder an, von sich zu sprechen. Er sagte mir: „Sie müssen doch auch sehen, wie elend ich gehe. Kommen Sie mit mir."

Der Kammerhusar ward gerufen, und dieser hob den König von seinem Lehnstuhl in die Höhe und faßte ihn unter dem einen Arme an. Ich folgte, und wenn der König mit mir sprach, näherte ich mich seiner Seite. So ging der Zug durch drei Zimmer höchst elendiglich, und mir blutete dabei das Herz. Der König ging sehr langsam und kümmerlich und kam doch dabei ganz außer Atem. Zuweilen sagte er etwas, das ich aber mehrenteils nicht verstand. Endlich sagte der König: „Ich will zurück." So begleitete ich dann den König wieder in sein Wohnzimmer, wo er sich wieder in seinen Lehnstuhl setzte, und wo ich, wie gewöhnlich, ganz nah vor ihn trat. Eine kleine Weile verging, bevor der König sich erholt hatte, und bevor er wieder sprechen konnte. Sodann ging die Unterredung auf folgende Weise fort.

König. Haben Sie jetzt viele Kranke?

Ich. Dies ist die Zeit, da mich viele Einheimische in Hannover und sehr viele Auswärtige ihrer Sommerkuren wegen um Rat fragen.

König. Nun, so darf ich Sie dann auch nicht länger hier aufhalten und Ihre Kranken noch länger Ihrer Hilfe berauben. Ich bitte Sie, morgen um 8 Uhr noch ein wenig zu mir zu kommen, damit ich könne Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen für alle Gefälligkeit und alle Aufmerksamkeit, die Sie so lange für mich hatten ...

11. Juli 1786.

König. Sie machen sich merkwürdig bis auf den letzten Augenblick Ihres hiesigen Aufenthaltes ... Sie sind ein Prophet. Als ich gestern abend wegen gewisser Schmerzen, die ich nicht verstand, unruhig war, sagten Sie mir, dies bedeute, daß Hämorrhoiden kommen werden. Diese Nacht sind die Hämorrhoiden gekommen. Ich habe sehr gut geschlafen. Der bewußte Schmerz hat sich verloren. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden.

Ich. Ein Bedienter Euer Majestät hat mir auch eben ein Merkmal der Zufriedenheit Euer Majestät auf Dero Befehl überreicht[2], wobei ich, wie bei allem, was mir Dieselben anjetzt sagen, erröte und verstumme.

König. Sagen Sie mir hiervon nichts, aber lassen Sie mich Ihnen danken für alles, was Sie mir hier gewesen sind. Sie haben getan, was sich tun läßt.

[1] Darauf wurde der Stabs- und Feldmedikus Johann Gottlieb Fritze sofort nach Potsdam berufen und beauftragt, alle bei dem Feldlazarett der II. Armee beobachteten „Schelmereien" „auf Pflicht und Gewissen schriftlich einzureichen".

[2] Tausend Taler; die gleiche Summe hatte Zimmermann bereits nach seiner Ankunft erhalten.

Digitized by Google

Ich bin äußerst mit Ihrer ganzen Aufführung zufrieden ... Ich bitte alle Ihre Kranken um Verzeihung, daß ich sie so lange Ihrer Hilfe beraubt habe. Ich danke Ihnen für die Gefälligkeit, mit der Sie so lange hier bei mir gewesen sind. Ich wünsche, daß es Ihnen immer wohl gehe. Es freut mich, daß Sie mich gesehen haben, weil Sie dadurch in der Zukunft meinen Zustand besser werden beurteilen können.

Ich. Euer Majestät rühren mich so sehr durch alle Ihre großen Gesinnungen, daß ich Ihnen nicht mehr antworten kann.

König. Haben Sie die Güte, dem Herzog von York diesen Brief zu überreichen. Sagen Sie ihm, wie oft ich mit Ihnen von ihm gesprochen habe. Sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn hochschätze und wie zärtlich ich ihn liebe. Sagen Sie ihm in meinem Namen alles, was Sie Zärtliches sagen können.

Nun nahm der König seinen Hut mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit ab, neigte sein Haupt und sprach: „Adieu, mein guter, mein lieber Herr Zimmermann. Vergessen Sie den guten, alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben!“ [1]

[1] Am 17. August starb der König.

Digitized by Google

Zu Menzels Illustrationen

Seite 1: Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.

Seite 4: Das scheu gewordene, durchgehende Pferd, das sich losgerissen hat, deutet auf den Fluchtversuch des Kronprinzen Friedrich.

Seite 8: Die Einkleidung des Kronprinzen Friedrich als Gärtnerlehrling, der seinem Vater, dem König Friedrich Wilhelm I., über seine Tätigkeit in der Baumschule Rechenschaft ablegt, weist auf seine Beschäftigung an der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer, die auf seine Entlassung aus der strengen Festungshaft folgte.

Seite 11: Der Kronprinz dankt seinem Vater, dem Könige, für seine Wiederaufnahme zu Gnaden.

Seite 18: Friedrichs Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern am 12. Juni 1733.

Seite 21: Schloß Rheinsberg.

Seite 23: Huldigung der Bevölkerung vor dem Schlosse in Berlin.

Seite 28: Die Franzosen lüften triumphierend Friedrichs Inkognito, indem sie unter seinem Reisehut die Krone entdecken, die auf einem Mantelsacke liegt.

Seite 30: Friedrich auf einem Spaziergang mit Voltaire (in der Kolonnade auf der Rückseite des Schlosses von Sanssouci).

Seite 36: Einzug König Friedrichs in das von ihm besetzte Dresden nach der Schlacht bei Kesselsdorf.

Seite 42: Das Schwert, das mit einem Büschel Lorbeeren vom Blut gereinigt wird, als Symbol des Friedensschlusses.

Seite 44: Kandidat Linsenbarth vor dem Stadtschloß in Potsdam.

Seite 47: Kandidat Linsenbarth, vor ihm auf dem Tisch sein ihm in preußischer Münze zurückgezahltes Geld.

Seite 52: König Friedrich während seiner holländischen Reise auf der Treckschüte.

Seite 53: Mobilmachung in Berlin (auf dem Hofe des Zeughauses).

Seite 58: Ansprache des Königs in Lissa an seine Generale und Stabsoffiziere. Zur Rechten Friedrichs steht General Lentulus, Chef der Leibkürassiere; links von diesem, hinter Friedrich, Prinz Franz von Braunschweig. Friedrich gegenüber, im Vordergrunde rechts, Prinz Moritz von Anhalt-Dessau; hinter diesem zur Rechten General Schmettau, zur Linken Zieten. Die Versammlung war indessen weit zahlreicher, als sie auf dem Bilde dargestellt ist, da außer den Generalen auch die Regiments- und Bataillonskommandeure daran teilnahmen.

Seite 67: Im Lager vor dem Aufbruch nach Mähren.

Seite 71: Auf der Walstatt nach dem Gefecht bei Domstadtl am 30. Juni 1758.

Seite 73: Der König begrüßt seine Truppen auf dem Marsche.

Seite 77: Heimkehr der Russen aus dem Felde.

Seite 86: Der Tod, als Trommler durch die Zeltgassen des überfallenen preußischen Lagers eilend, schlägt Alarm.

Seite 90: Der König in seinem Quartier.

Seite 92: Preußische Wache vor den Toren von Dresden.

Seite 97: Der König begrüßt seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, der zur Übernahme des Oberbefehls gegen die Österreicher im Lager bei Schmottseifen eingetroffen ist.

Seite 114: Der König auf dem Marsche von Sachsen nach Schlesien; zwei österreichische Heere, unter Daun und Lacy, begleiten ihn.

Seite 119: Das Quartier des Königs in dem Dorfe Woiselwitz dicht bei Strehlen.

Digitized by Google

Seite 123: Die Leiche der Zarin Elisabeth auf dem Katafalk.
Seite 124: Der seinen Acker pflügende Bauer deutet auf die Wiederaufnahme der Friedensarbeiten und auf den Wiederaufbau des durch den Krieg zerstörten Landes.
Seite 129: Besuch des Königs in der Bildergalerie von Sanssouci.
Seite 133: Die türkische Gesandtschaft überbringt dem Könige Geschenke des Sultans.
Seite 142: Der König hält Revue über ein Husarenregiment.
Seite 146: Österreichische Infanterie auf dem Marsch.
Seite 151: General Laudon.
Seite 159: Während der Revue in Ostpreußen im Jahre 1773 schenkt der König dem Regiment Tettenborn seine Gnade wieder.
Seite 164: Das Opernhaus in Berlin.
Seite 167: Das für Friedrichs satirische Dichtung, den „Konföderiertenkrieg" (vgl. S. 167, Anm. 2), entworfene Bild zeigt den Schattenkönig Stanislaus II. August Poniatowski in seiner ganzen Ohnmacht und Jämmerlichkeit. Fast verdrängt ihn sein gewalttätiger Beschützer, der Moskowiter, von dem Sitze, während er ihn gleichzeitig mit geschwungener Knute gegen den mit der blanken Waffe auf ihn einstürmenden Polen verteidigt, der den ihm aufgezwungenen Herrscher an seinem Hermelinmantel vom Sessel zerren will.
Seite 173: Empfang von Bittstellern, die dem König auf der Reise ihre Wünsche vortragen.
Seite 178: Kolonisten werden auf urbar gemachtem Lande angesiedelt.
Seite 190: Der König zieht den Großkanzler Fürst und die drei Kammergerichtsräte, die das Urteil im Müller Arnoldschen Prozeß abgefaßt haben, zur Verantwortung; der Kanzler Fürst steht dem Könige gegenüber in der vordersten Reihe.
Seite 193: Die Hand des königlichen Richters, der durch seinen Machtspruch eingreift. Sie faßt die Wage, statt am Griff, am Züngleln, damit nicht die mit dem Wappenschilde belastete Schale sich senken, das Recht also zugunsten der privilegierten Stände gebeugt werden kann.
Seite 200: Die Kaiserin Maria Theresia.
Seite 204: Nicht bloß von den Offizieren, die er, wie Rüchel, in sein Gefolge aufnahm, sondern von allen verlangte der König, daß sie sich mit kriegswissenschaftlichen Studien beschäftigten. In drastischer Form zeigt das Bild, wie Friedrichs Befehl zur Ausführung gelangte.
Seite 209: Die Zarin Katharina II. von Rußland.
Seite 211: Der vor der aufgehenden Morgensonne sich andächtig neigende Türke veranschaulicht den in sein Schicksal ergebenen Orientalen: um dieses Fatalismus willen fürchtet Friedrich für den Bestand des von den russischen Plänen bedrohten türkischen Reiches.
Seite 215: Das Speisezimmer im Stadtschloß zu Potsdam mit der sogenannten Konfidenztafel. Durch eine Versenkung wurde der gedeckte Speisetisch heraufbefördert, so daß die Tafelnden nicht durch die aufwartenden Diener im vertraulichen Gespräche gestört wurden.
Seite 220: Porträtbüste Karls XII. von Schweden.
Seite 229: Brustbilder der als Meister des Krieges gepriesenen Feldherren: in der Mitte Cäsar, links Turenne und Prinz Eugen, rechts Prinz Moritz von Oranien und König Gustav Adolf von Schweden.
Seite 230: Über einem von der Büste des römischen Philosophen Seneca gekrönten Schranke hängen die Bilder des preußischen Akademiepräsidenten Maupertuis, der sich vor allem durch seine Reise nach Lappland und die dort vorgenommenen Erdmessungen einen Namen gemacht hatte, und des berühmten Mathematikers Leonhard Euler, der ebenfalls Mitglied der Berliner Akademie war: beide Gelehrte Repräsentanten des blühenden Geisteslebens des 18. Jahrhunderts, dessen Segnungen Friedrich durch die Erneuerung der Akademie auch seinem Lande zu schenken beabsichtigte.
Seite 233: Medaillonbildnisse des Perikles, Kaiser Augustus, Lorenzos de Medici, Papst Leos X. und König Ludwigs XIV., der großen Mäzene von Kunst und Wissenschaft, an eine kostbare Kassette gelehnt, der sie entnommen sind.

Digitized by Google

Seite 237: Bildnis Pierre Bayles. Seine kritischen Kämpfe gegen rückständige Dogmatik werden durch einen geflügelten Genius versinnbildlicht, der in einem Brennglas die Sonnenstrahlen auffängt, die auf ein Doppelkreuz fallen, hinter dem sich scheu ein kleiner Dämon verbirgt.

Seite 247: In scherzhafter Form wird gezeigt, wie die ins Zimmer gebannten Zöglinge der Berliner Ritterakademie, der künftigen Wirkungsstätte Thiébaults, sich ihre Langeweile zu vertreiben suchen.

Seite 260: Die Vertreter der Schauspielkunst: die heitere Muse, die lächelnd durch die komische Maske blickt, und der Tragöde in der Rüstung eines Helden, der sich zum Auftreten vorbereitet.

Seite 279: Schloß Sanssouci mit der historischen Mühle.

Seite 283: Der König gibt seinen Generalen Weisungen für das Manöver. Ihm gegenüber zur Rechten halten General Möllendorff, daneben der Husarengeneral Belling und die Generale Lottum und Stutterheim. Zur Linken des Königs General Platen, Oberst Usedom und General Czettritz.

Seite 287: Friedrich fordert im Parolesaale des Berliner Schlosses Zieten auf, sich zu setzen. Hinter dem König steht der Thronfolger, zu dessen Linken Prinz Friedrich von Braunschweig; unmittelbar hinter Zieten, dem Pfeiler zunächst, ist General Holzendorf, diesem zur Rechten General Möllendorff.

Seite 289: Der König begrüßt seine Großneffen; neben ihm steht der Thronfolger.

Seite 290: Friedrich begrüßt seine Gemahlin, Königin Elisabeth Christine.

Seite 300: Der König im Gespräch mit dem Grafen Mirabeau.

Seite 302: Das Bibliothekzimmer in Schloß Sanssouci.

Seite 304: Bildnis des französischen Historikers Charles Rollin.

Seite 306: Das zerbrochene Stundenglas, aus dem der Sand herniederrinnt — das Symbol des Todes. Die um das Glas sich windende Schlange, das Symbol der Ewigkeit, deutet an, daß, mag auch Friedrichs Leib in Asche zerfallen, sein Name unsterblich bleibt.

Seite 307: Der Götterarzt Äskulap ringt mit der Parze Atropos, die er von ihrem Sitz gerissen hat, um ihr die Schicksalsschere zu rauben, die den Lebensfaden durchschneidet. Mit Entsetzen verfolgen ihre erschreckten Schwestern den furchtbaren Vorgang. Doch alles Bemühen Äskulaps bleibt vergeblich, da die Hand die Schere nicht preisgibt. So vermag auch die Kunst des Arztes Zinnermann nicht das Schicksal des Königs zu wenden.

Seite 317: Der kranke König auf der Schloßterrasse in Potsdam.

Seite 323: Der aufgebahrte Sarg des Königs, darüber sein gekrönter Namenszug, von einer Trauerfahne überschattet.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis[1]

Seite

Einleitung III

Der Kronprinz

*Wusterhausen (17. Oktober 1728) 1
Feldprediger Müller (November 1730) 4
Aussöhnung mit dem Vater (15. August 1731) 9
*Hille (September 1731) 12
*Graf Schulenburg (Oktober 1731) 14
*Graf Manteuffel (Juli 1736) 19

Der junge König (1740—1756)

Ansprache an die Generale (1. Juni 1740) 23
*Ansprache an die Minister (2. Juni 1740) 24
*Die Reise nach Straßburg (23.—25. August 1740) 25
*Ansprache an die Offiziere der Berliner Garnison beim Aufbruch nach Schlesien (Dezember 1740) 29
*Voltaire und Podewils (September 1743) 29
*Katharina II. in Berlin (Januar 1744) 35
*Der König in Dresden (18. Dezember 1745) 36
*Darget (24. Dezember 1745) 40
La Mettrie (um 1750) 42
Kandidat Linsenbarth (Juli 1750) 44
Revue in Ostpreußen (Juni 1753) 47
*De Catt (Juni 1755) 50

Der König im Siebenjährigen Kriege

Graf Podewils (21. Juli 1756) 53
*Mitchell (Juli 1757) 55
*Ansprache des Königs in Parchwitz (3. Dezember 1757) 57
Ritt des Königs durch das Parchwitzer Lager (3. Dezember 1757) . 59
Der Kretschmer von Sahra (5. Dezember 1757) 60

[1] Die aus fremder Sprache übersetzten Gespräche sind mit einem Sternchen bezeichnet.

Digitized by Google

Seite

*Der König auf Schloß Lissa (5. Dezember 1757) 61
*De Catt (1758—1760) 63
Der mährische Feldzug S. 67. — Die Schlacht bei Zorndorf S. 74. — Hochkirch S. 78. — Vor Kunersdorf S. 92. — Die Katastrophe von Maxen S. 96. — Im Winterquartier in Freiberg S. 103. — Bis zur Schlacht bei Liegnitz S. 106.
*Mitchell (15. August 1760) 116
Freiherr von Fritsch (März 1761) 117
*De Catt (1761/62) 119
Der Anschlag von Warkotsch S. 119. — Der Tod der Zarin Elisabeth S. 121.

Nach dem Hubertusburger Frieden

Der Landrat von Nüßler (29. März bis 3. April 1763) 124
*D'Alembert (Juni bis August 1763) 126
Achmet Effendi (Ende 1763) 132
Horst (Juli 1764) 133
Tischgespräch 134
Der Thronfolger Friedrich Wilhelm (Juli 1765) 135
Der Bürgermeister von Bunzlau (August 1766) 136
*Lakrey (19. Juni 1767) 137
*Cavaceppi (Juni 1768) 138
*Kaiser Joseph II. in Neiße (25.—28. August 1769) 140
*Fürst Ligne in Mährisch-Neustadt (3.—7. September 1770) 146
Gertrud Elisabeth Schmeling (Mai 1771) 153
Abendkonzert 155
Zimmermann (26. Oktober 1771) 156
Das Regiment Tettenborn (9. Juni 1773) 159
*Van Swieten (23. Juli 1774) 160
Reichardt (Winter 1775/76) 162
*Rulhière (September 1776) 166
*Generalmajor Graf Goertz (4. Januar 1778) 168
Prinz Karl von Hessen-Kassel (Oktober 1778) 169
*Neujahrsempfang und Cour (Januar 1779) 171
Der König auf Reisen (23. Juli 1779) 173
Der Müller Arnoldsche Prozeß (11. Dezember 1779) 190
*Fürst Ligne in Potsdam (11.—13. Juli 1780) 195
Cour (24. Dezember 1780) 200
*König und Arzt (Mai 1781) 201
Rüchel (1781) 202
*Graf Esterno (23. Oktober 1782) 209
Massenbach (4. November 1782) 212
*Marchese Lucchesini (Mai 1780 bis Juni 1782) 215

Digitized by Google

Gespräche mit Dichtern und Gelehrten

Seite

Gottsched (Oktober 1757) 230
*Die Leipziger Gelehrten (Dezember 1760) 237
Gellert (18. Dezember 1760) 239
Pütter (3. Dezember 1762) 243
Die Karschin (August 1763) 244
*Thiébault (1765—1784) 246
Sulzer (31. Dezember 1777) 268
Garve (Winter 1778/79) 270
*Formey (1779—1784) 272
Die Berliner Gelehrten 275
Garve (27. August 1785) 277
Gleim (22. Dezember 1785) 278

Ausgang (1784—1786)

Diez (16. Mai 1784) 279
*Marquis Bouillé (1784/85) 280
Zieten (25. Dezember 1784) 287
*Besuch des Königs und Familientafel (Januar 1785) 288
*Graf Ségur (28. Januar 1785) 291
*Der Oberstallmeister Graf Schwerin (Juli 1785) 297
Der König und sein Großneffe (Sommer 1785) 297
Besuch in Hirschberg (18. August 1785) 299
*Mirabeau (17. April 1786) 299
*Dantal (1784—1786) 301
Zimmermann (24. Juni—11. Juli 1786) 307

Zu Menzels Illustrationen 324

Verzeichnis der Tafeln

Titelbild: Friedrich der Große. Büste von Cavaceppi im Schloß Georgium zu Dessau.
Tafel I: Tafelrunde des Königs. Zu seiner Linken Voltaire, neben diesem Feldmarschall Keith und Marquis d'Argens; dem letzteren gegenüber, auf der anderen Seite des Tisches, sitzt der Lord-Marschall Keith.
Tafel II: Friedrich der Große und Joseph II. in Neiße (1769).
Tafel III: Der König in Mährisch-Neustadt (1770). Im Vordergrunde Kaunitz mit Joseph II.; weiter zurück Friedrich, zu seiner Linken, am Fenster, Fürst Ligne, zu seiner Rechten Laudon, hinter ihm sein Bruder, Prinz Ferdinand.
Tafel IV: Konzert. Im Musikzimmer des Potsdamer Schlosses. Der vorderste Violinspieler ist Friedrichs Konzertmeister Benda, neben ihm sein Neffe, Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, und hinter diesem der Thronfolger.

Digitized by Google

Perſonenverzeichnis[1]

Achard 276, 277.
*Achmet Effendi 132, 133.
Amilius Paullus 221.
Aeſop 161.
Ahrens 179.
Aiguillon, Herzogin 228.
Albani 139.
Alcibiades 22.
*d'Alembert 120, 126—131, 148, 218, 226, 227, 247, 269, 274, 275, 276, 295.
Alexander der Große 320.
Algarotti 25—28, 63, 73, 218, 225, 228, 270.
Aller 48.
d'Alton 151.
Anhalt, Heinrich Wilhelm 152.
Anhalt-Deſſau:
  Leopold, Fürſt 38, 72, 109, 110.
Anhalt-Zerbſt:
  Chriſtian Auguſt, Fürſt 35.
  Johanna Eliſabeth, Fürſtin 35.
  Sophie Auguſte, Prinzeſſin: ſiehe unter Rußland (Katharina II.).
Ansbach:
  Alexander, Markgraf 140.
d'Argens 87, 114, 130, 161, 194, 226, 228, 270.
Ariſtophanes 226.
Ariſtoteles 223.
Arnold 190—192.
Aſtrua 154.
Atticus 79.
Auersperg, Fürſtin 143.
Aufresne 161, 162, 259.
Auger 303.
Auguſtinus 122.
Auguſtus 194, 233, 300, 304, 305.

Bach, Johann Sebaſtian 160.
— Wilhelm Friedemann 160.
Backhoff 188.
Bacon 70, 221, 276.
Baden-Durlach, Markgraf, Chriſtoph 91.
Baireuth:
  Friedrich, Markgraf 20.
  Wilhelmine, Markgräfin 10, 15, 20, 56, 72, 86—89, 97.
Barre 244.
Basnage 99.
Bayern:
  Karl Albert, Kurfürſt, dann als Karl VII. Kaiſer 16, 41.
  Maximilian III. Joſeph, Kurfürſt 168.
  Karl Theodor, Kurfürſt 168, 169, 218.
Bayle 107, 122, 231, 239, 306.
Beaufort, Herzog 149.
Beaumarchais 265.
Beck 147.
Below 47—49.
Benda 153, 162, 163, 165, 166.
Bernoulli, 276.
Beſtuſhew 54.
Beulwitz 319.
Biron 286.
Bitaubé 275,.
Boileau 85, 234, 266.
Du Bois de la Motte 171.
Bonin 95.
Boſſuet 99, 148, 240, 266.
*Bonillé 280—286.
Brand 174, 175.
Braun 287.
Braunſchweig-Bevern:
  Auguſt Wilhelm, Herzog 62, 69.
Braunſchweig-Wolfenbüttel:
  Karl, Herzog 20.
  Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz 155.
  Heinrich, Prinz 120.
  Ludwig, Prinz 137.
  Wilhelm, Prinz 257, 258.

[1] Nur die im Text vorkommenden Perſonen ſind aufgenommen; nähere Nachweiſe über die wichtigeren unter ihnen finden ſich in der Regel bei ihrer erſten Erwähnung. Durch ein Sternchen ſind die Perſönlichkeiten bezeichnet, von denen ein Geſpräch mit Friedrich oben zum Abdruck gelangt.

Digitized by Google

Braunschweig-Wolfenbüttel:
Charlotte, Herzogin 20.
Friederike Sophie Karoline Auguste, Prinzessin 289—291.
Brenckenhoff 124.
Brentano 147.
*Broglie, Graf, Franz Maria, Marschall 26 bis 28, 33, 34, 63, 64.
— Herzog, Victor Franz, Marschall 282.
Bronsart 50.
Browne 141.
Brühl 118.
Buddenbrock 248.
Buddens 46.
Bülow 37.
Bünau 234.
Buffon 266.
Busenbaum 142.

Caesar 199, 217, 221, 225, 300.
Calkoen 38, 39.
Canitz 218.
Catilina 104.
*Catt 50—53, 63—116, 119—123, 156, 246, 270.
Catull 223.
*Cavaceppi 138, 139.
Chambers 239.
Choiseul 286.
Cicero 79, 81, 83, 120, 223.
Cimarosa 155.
Cincinnatus 292.
Claudius 304.
Clermont 81.
Cobenzl, Graf, Ludwig, österr. Diplomat 297.
— Graf, Philipp, österr. Vizekanzler 216.
Cocceji 89, 91.
Coincy 25, 26.
Comines 152.
Concialini 165.
Condé 148, 149, 203, 221, 225, 281.
Conti, Prinz 53, 149.
Cook 222.
Corneille 148, 266.
Cramer 242.
Crébillon d. A., Prosper Jolyot 70, 72.
— d. J., Claude Prosper Jolyot 93.

Danckelman, Freiin 138.
*Dantal 301—306.
Danz 46.
*Darget 40—42.
Daschkow, Fürstin 194, 295.
Daun 68, 71, 73, 80, 86, 99, 108, 109, 112, 115, 141, 147, 170.
Delille 194.
Demosthenes 81.
Derschau, Christian Reinhold, Oberst 9, 22.
— Friedrich Wilhelm, Minister 186.
Descartes 20, 232.
Diemar 56.
Diericke 98, 101.
*Diez 279, 280.
Diodor 120.
Dohm 300.
Domenico 172.
Dyherrn 104.

Edelsheim 213.
Eichel 59, 99.
England:
Georg II., König 84.
Georg III., König 143.
Wilhelm August, Herzog von Cumberland 284.
Friedrich, Herzog von York 307, 308, 311, 312, 323.
Karoline, Königin 56.
Amalie, Prinzessin 56.
Erasmus 238.
Ermland:
Krasicki, Bischof 226.
Ernesti 238.
*Esterno 209—212.
Eugen, Prinz von Savoyen 29, 72, 81, 94, 197, 198, 221, 252.
Euler 237.
Eylert 297.

Fabius Maximus Cunctator 80, 94.
Fagel 32.
Fénélon, François de Salignac de La Motte, Erzbischof 266.
— franz. Diplomat 33.
Ferrant 10.
Finck, Friedrich August von 96, 98, 99, 206.
Finckenstein, Graf Finck von, Albrecht Konrad, Feldmarschall 97, 98.
— Karl Wilhelm, Kabinettsminister 171.
Fléchier 266.
Fleury, Kardinal 34, 293.
— Schauspielerin 161.
Förtsch 46.
Fontana 172.
*Formey 105, 272—275, 277.
Forster 222.
Fouqué 79, 109, 206.
Fox 280.
Frankreich:
Ludwig IX., der Heilige, König 305.

Digitized by Google

Frankreich:
Franz I., König 149, 194, 225.
Heinrich IV., König 85, 149, 194.
Ludwig XIV., König 148, 194, 216, 224, 240, 265, 281, 284, 285, 305.
Ludwig XV., König 27, 40, 41, 64, 255, 285, 305.
Ludwig, Dauphin, Sohn Ludwigs XV. 293.
Ludwig XVI., König 209, 291, 293, 316.
Katharina von Medici, Königin 219.
Maria von Medici, Königin 219.
Maria Antoinette, Königin 283, 286, 292.
*Friedel 190, 191, 261, 264.
Friesen 80, 234.
*Fritsch 117, 118.
Fritze 321, 322.
*Fromme 173—189.
*Fürst 190—192.

*Garve 270—272, 277.
*Gaussen 171, 172.
*Gellert, Christian Fürchtegott 161, 234. 239—243, 245, 271.
— Christlieb Ehregott 240.
Gersdorf, Landrat 190, 192.
Gersdorff, General 13.
Geßner 161.
Gibbon 310, 311.
Ginkel 38.
*Gleim 245, 278.
Gluck 165, 219.
Goertz, Graf, Eustachius, preuß. Diplomat 168, 169, 296, 297.
*— Graf, Karl Friedrich Adam, preuß. General 168, 169, 173, 180, 184, 185, 280, 291.
Goldoni 162.
Gorgas, Landrat 184.
— Familie 184.
*Gottsched, Johann Christoph 90, 161, 230 bis 238, 242, 244.
— Luise Adelgunde Viktorie 231, 232, 235.
Grävenitz 14.
Graun, Karl Heinrich, Komponist 154, 155, 162—164.
*Graun, Kammergerichtsrat 190, 191, 261, 264.
Gresset 70.
Grumbkow 9, 12, 13, 15.
Guichard: siehe unter Quintus Icilius.
Guimond de La Touche 64.

Hachette 194.
Hacke 22.
Hagedorn 245.
Hagen 177.
Haller 157, 245.
Hannibal 225.
Hardenberg 278.
Harlem 133.
Harrach 41.
Hasse 40, 153, 155, 162—165.
Hedwig, die heilige 256.
van der Heim 31, 32.
d'Heinze 212.
Hénault 305.
Hertzberg 201.
Hessen-Kassel:
*Karl, Prinz 169, 170.
*Hille 12—14.
Hobbes 226.
Hoffmann 47, 48.
Holbach 305.
Homer 241, 245.
Honig 176, 177.
Horaz 112, 219, 233, 234, 245.
*Horst 133, 134.
Hülsen, Johann Dietrich von 48, 49, 99, 101.
*Hülsen, Karl von 47—50, 159.
Hume 310.
Hyginus 196.

Ignatius (Loyola) 162.
Jordan 68, 79.

Kannacher 49.
Kannenberg 290.
Karl der Große, Kaiser 256.
*Karsch 244—246.
Katte 5, 6, 10, 56.
Kaunitz 53, 107, 216, 218.
Keith, Georg, Lord-Marschall von Schottland 127, 130, 219.
— Jakob, Feldmarschall 64, 87, 91, 114.
Keppel 3.
Keyserlingk, Freiherr, Dietrich 13, 34, 35, 37.
— Graf, Otto Ernst 295.
— Adjutant 69.
*Klausius 185—188.
Kleist, General 179.
— dessen Sohn 179—181.
— Oberstleutnant 179.
Klopstock 161, 234, 278.
Knesebeck 178.
Knyphausen 53.
Königslöwen 231.
Kolumbus 217.
Konrad II., Kaiser 243.
Koreywo 48.

Digitized by Google

Kriegsheim 183.
Kröcher 174.
Krusemark 99.

La Bruyère 266.
La Grange 276
Lachmann 299.
La Condamine 105.
Lacy 108—111, 115, 141, 147, 196, 198.
La Fontaine 161, 240, 266, 298.
*La Mettrie 42—44, 72, 73, 219, 227.
La Rochefoucauld 113.
*Larrey 137, 138.
Laspeyres 279, 280.
Laudon 115, 141, 147, 150, 229.
Laval 171.
Ledermüller 237.
Leibniz 232.
Le Kain 259—261.
Leo 164.
Lepel 9.
Lestock 176.
Lewenhaupt 34.
Leyva 217.
Lieberkühn 95.
*Ligne, Fürst, Karl Joseph 146—153, 193 bis 199, 221.
— Prinz, Karl 193, 194, 221.
— Prinzessin 193, 194.
Linné 227.
*Linsenbarth 44—47.
Locke 83, 232, 233, 310.
Locusta 104.
Löwenörn 56.
Lord-Marschall von Schottland: siehe unter Keith (Georg).
Lothringen:
Karl, Prinz 42, 60—62, 170, 195—197.
*Lucchesini 195, 215—229.
Ludovici 237—239.
Lüderitz 181.
Lukrez 64, 77, 110, 120.
Lukullus 221.
Luther 5, 238, 256.
Luxemburg, Herzog 94, 213, 221, 279.

Maecenas 233, 234.
Mainz:
Emmerich Joseph, Kurfürst und Erzbischof 162.
Malebranche 232.
Malesherbes 235.
*Manteuffel 19—22.
*Mara, Gertrud Elisabeth, geb. Schmeling 153—156, 165.
Mark Aurel 67, 120.
Marschall von Sachsen: siehe unter Moritz.
Marteville 31.
Mascov 234, 240.
Massalska 194.
*Massenbach 212—214.
Maupertuis 64, 72, 82, 194, 219, 225, 228, 270.
Maurepas 168, 286.
Mazarin 224.
Mecklenburg-Schwerin:
Elisabeth Katharina Christiane, Prinzessin: siehe unter Rußland (Anna).
Menzelius 187, 188.
Mercy 221.
Merian 270, 272, 276.
Meyer 232.
Michaelis 174, 176, 177, 188.
Milton 234.
*Mirabeau 299, 300.
*Mitchell 53, 55, 56, 116, 117, 239.
Möllendorff 283, 287.
Molière 239, 265, 266.
Montaigne 149.
Montecuculi 94, 151, 196.
Montesquieu 266.
Montgolfier 266.
Montolieu 10.
Moreri 239.
Moritz, Marschall von Sachsen 152, 221, 225, 281, 284.
Mosch 175.
*Mudrach 61—63.
*Müller 4—8.
Münnich 295.
Mützschefahl 183, 184.

Nadasdy 62, 197.
Natzmer 9.
Neapel und Sizilien:
Alfons I., der Großmütige, König 135.
Necker 281, 293.
Neipperg 214, 228.
Newton 237, 310.
Nicolai 270.
Nivernais 105.
Noël 319.
Noltenius 5.
*Nüßler 124, 125.

Österreich:
Karl V., Kaiser 222, 225.
Ferdinand II., Kaiser 225.
Karl VI., Kaiser 16.
Franz I., Kaiser 143.

Digitized by Google

Österreich:
Maria Thereſia, Kaiſerin 40, 105, 112, 118, 144, 150, 152, 200, 201.
*Joſeph II., Kaiſer 140—146, 148, 150, 152, 153, 201, 206, 217, 222, 226, 281, 283, 293, 294, 296.
Eliſabeth, Kaiſerin, Gemahlin Karls VI. 12.
Maria Anna, Erzherzogin 16.
d'Olivet 247.
Oranien:
Moritz, Prinz, 228.
Wilhelm IV., Prinz 38, 39.
Wilhelm V., Prinz 137, 138, 316.
Wilhelmine, Prinzeſſin 137, 138.
Orléans:
Philipp, Herzog 81.
Eliſabeth Charlotte, Herzogin 212, 223.
Orlow, Graf, Alexej 295.
— Graf, Gregor 295.

Papſt:
Leo X. 194, 256.
Pius VI. 281, 317.
Pascal 82, 199.
de la Pauſe 304.
Pelet 301.
Pellegrini 151.
Pergoleſe 155.
Petri 133.
Peyrau 198, 199.
Pfalz:
Karl Philipp, Kurfürſt 14.
Karl Theodor: ſiehe unter Bayern.
Pfau 212.
Piccini 155.
Pietſch 234, 242.
Pilâtre de Rozier 266.
Pitt d. Ä., William 107.
— d. J., William 280.
Plato 216, 221, 223.
Plutarch 71, 245.
*Podewils, Graf, Heinrich, Kabinettsminiſter 53—55.
*Podewils, Graf, Otto Chriſtoph, Geſandter 29—35.
Pöllnitz 33, 34, 270.
Polen:
Auguſt II., der Starke, König 1, 216, 240.
Auguſt III., König 16, 37—40, 78, 79, 81, 107, 117, 118, 240.
Stanislaus II. Auguſt Poniatowski, König 141, 168, 294, 296.
Polignac 31.
Pompadour, Marquiſe 168.
Pompejus 217.
Pons 172.
Porpora 155.
Porporino 155, 156, 165.
du Portail 27.
Potemkin 222.
Prades 232, 234.
Praetorius 38.
Preußen:
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt 96, 189.
*Friedrich Wilhelm I., König 1—3, 6—13, 15—17, 19, 20, 22—24, 27, 55, 56, 64, 72, 84, 96, 99, 104, 109, 110, 157, 198, 219, 286.
Auguſt Wilhelm, Prinz von Preußen 19, 20, 26, 27, 38, 71, 81, 87, 89.
*Friedrich Wilhelm (II.), Prinz von Preußen 68, 69, 81, 135, 136, 140, 171, 216, 223, 227, 258, 289, 290.
*Friedrich Wilhelm (III.), Prinz von Preußen 297, 298.
Ferdinand, Prinz 20, 89, 288.
Heinrich, Prinz 20, 56, 68, 88, 96, 99, 114, 115, 140, 142, 286, 290, 321.
Heinrich der Jüngere, Prinz 136, 158, 258, 259.
Sophie Charlotte, Königin 218.
Sophie Dorothea, Königin 2, 3, 10, 19, 55, 56, 69, 72, 271.
Eliſabeth Chriſtine, Königin 12, 13, 17, 21, 289—291.
Eliſabeth Chriſtine Ulrike, Prinzeſſin von Preußen 135.
Friederike Luiſe, Prinzeſſin von Preußen 290.
Amalie, Prinzeſſin 78.
Charlotte: ſiehe unter Braunſchweig-Wolfenbüttel.
Friederike, Prinzeſſin, Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm 289, 290.
Luiſe, Prinzeſſin, Gemahlin des Prinzen Ferdinand 289—291.
*Luiſe, Prinzeſſin, Tochter des Prinzen Ferdinand 288—291.
Sophie: ſiehe unter Schwedt.
Ulrike: ſiehe unter Schweden.
Wilhelmine: ſiehe unter Baireuth.
— ſiehe unter Oranien.
— Prinzeſſin, Gemahlin des Prinzen Heinrich 289—291.
Prittwitz 287.
Probſt 175.
*Pütter 243, 244.

Digitized by Google

Puttkamer 71.
Puységur 196, 212.
Pyrrhus 225.
Pythagoras 95.

Quandt 238.
Quantz 154.
Quast 180, 181.
Quintilian 241.
Quintus Icilius (Guichard) 69, 138, 139, 240, 241, 248—252.

Rabelais 149.
Racine 51, 65, 66, 69, 70, 81, 86, 87, 89—91, 93, 100, 105, 128, 148, 232, 265, 266, 285.
Ramler 245.
*Ransleben 190, 191, 261, 264.
Rathenow, Hauptmann 173, 174.
— dessen Frau 174.
Raynal 293.
Reibnitz 159.
*Reichardt 162—166.
Reinbeck 234.
Reiske 238.
Repnin 172.
*Reviczky 200, 201.
Richelieu, Kardinal 282.
— Marschall 81, 284.
Riedesel 281.
Robert 266.
Robertson 310.
Rochow 17.
Rodérique 222.
Rohd 139.
Rohwedell 9.
Rollin 304, 305.
Rosenberg 216.
Rothenburg 39, 161.
Rousseau, Jean Baptiste 74, 235, 236, 266.
— Jean Jacques 266, 301.
*Rüchel 202—208.
*Rulhière 166—168, 295.
Rumänzow 293.
Rußland:
Peter I., Zar 212, 223, 286.
Katharina I., Zarin 212, 286.
Anna Iwanowna, Zarin 16.
Iwan VI., Zar 143.
Anna, Regentin 16.
Elisabeth, Zarin 121—123.
Peter III., Zar 122, 143, 286, 295.
*Katharina II., Zarin 35, 143, 148, 199, 210, 211, 286, 294—296, 312, 313, 320.
Konstantin, Großfürst 210.

Sacchini 155.
Sach 173.
Sachsen:
August II. und August III.: siehe unter Polen.
Friedrich August, Kurfürst 141.
Maria Antonia, Kurfürstin-Witwe 143.
Albert, Prinz: siehe unter Sachsen-Teschen.
Sachsen-Gotha:
Luise Dorothea, Herzogin 238, 239, 243, 244.
Friederike Luise, Prinzessin 243.
Sachsen-Teschen:
Albert, Prinz 143, 152.
Saint-Pierre 294.
Salimbeni 165.
Schaffgotsch 161.
Schlippenbach 47, 48.
Schmeling: siehe unter Mara.
Schmucker 156, 158.
Schönberg, Frau von 25, 26.
Schönermark 179.
Schöning 308, 309, 322.
*Schulenburg, Graf, Adolf Friedrich 14—18.
— Graf, Matthias Johann 104.
Schulz 268.
Schweden:
Gustav I. Wasa, König 222.
Gustav II. Adolf, König 221, 225.
Karl XI., König 189.
Karl XII., König 71, 97, 105, 221, 223.
Adolf Friedrich, König 138.
Gustav III., König 38, 138, 220.
Gustav IV. Adolf, König 220.
Karl XIII., König 220.
Ulrike, Königin 38, 39, 138.
Schwedt:
Philipp Wilhelm, Markgraf 96.
Friedrich Wilhelm, Markgraf 20.
Karl, Markgraf 96, 107, 115, 117.
Sophie, Markgräfin 20.
*Schwerin, Graf, Friedrich Albrecht, Oberstallmeister 297.
— Kurt Christoph von, General 13.
Scipionen 233.
Scipio Africanus minor 221, 225.
Seckendorff 56.
Sedaine 162.
Ségur, Marquis, Philippe Henri, franz. Marschall 292.
*Ségur, Graf, Louis Philippe, franz. Diplomat 291—297.
Sejanus 104.
Selle 309, 310.
Seneca 72.

Digitized by Google

Sévigné, Marquise 266.
Seydlitz 96, 243, 244.
Shakespeare 285.
Siskovich 196.
Skanderbeg 152.
Slingelandt 32.
Sokrates 22.
Spalding 269.
Spanien:
  Philipp V., König 224.
Spinoza 107, 306.
Stahl 245.
Starhemberg 216.
Stelter 191.
Struve 244.
Stuart, Karl Eduard 39, 219.
Sueton 304.
*Suhm 1—3, 22.
*Sulzer 268—270.
*van Swieten 160—162.

Tacitus 240, 273, 304.
Tartarei:
  Schahin Geray, Khan 210.
Taubenheim 48.
Tauentzien 153, 154, 172.
Taxis 14.
Tell 316.
Tempelhoff 203.
Terenz 233.
Tettenborn 160.
Teutsch 25, 26.
*Thiébault 238, 246—268.
Thomasius 232, 233.
Tiberius 273, 304.
Tissot 157.
Toland 65.
Tractta 155.
Traun 141, 147, 151.
Trélans 27.
Trenck 49.
Türkei:
  Mustapha III., Sultan 132, 133.
Turenne 76, 147, 151, 221, 281.
Turpin 212.

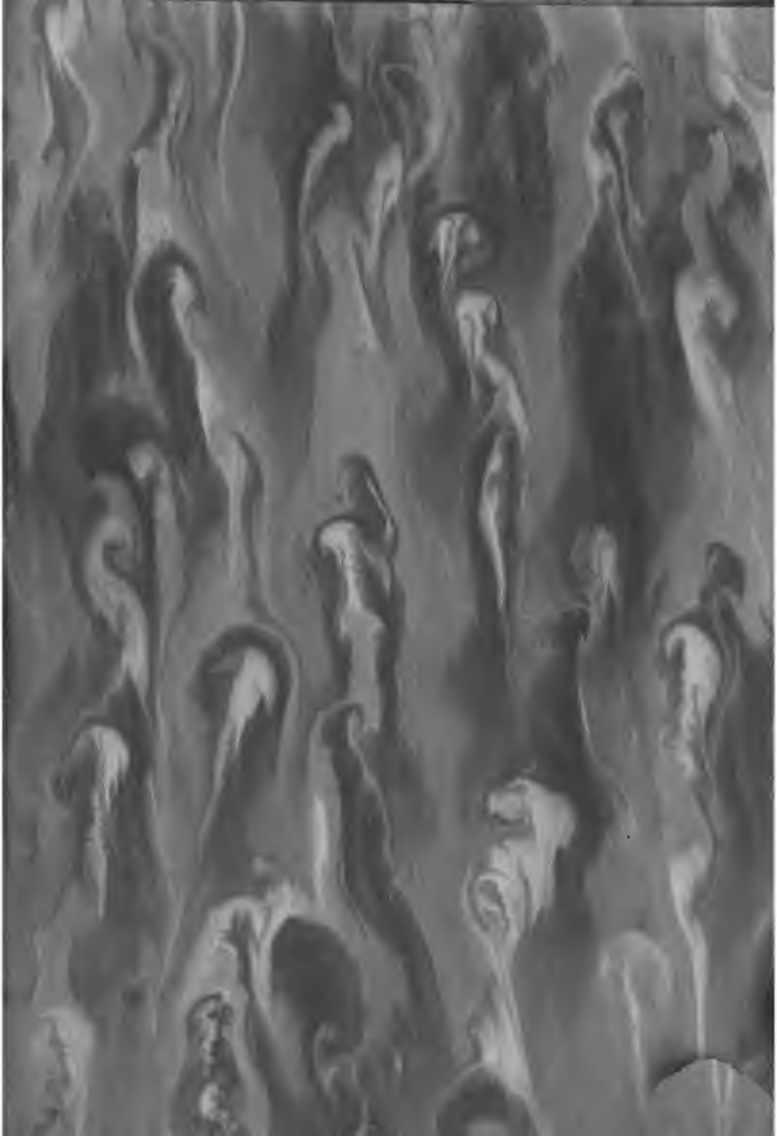
*Valfons 25, 26, 28.
Valory 40.
Vaulgrenant 37, 38.
Vendôme 147, 149.
Vergennes 209.
Vertot 120.
Villiers 39.
Vinci 164.
Virgil 112, 195, 213, 223, 241.
Voghera 197.
*Voltaire 31, 33, 34, 51, 52, 64, 65, 70, 72, 79, 82, 84—86, 91, 92, 94, 97, 100, 102—106, 143, 148, 149, 161, 162, 194, 201, 225, 228, 266, 270, 273, 293—295, 304, 306.

Walch 46.
Warkotsch 119, 120.
Wartensleben 22, 25—27.
Wegelin 275, 277.
Weißenborn 46.
Wied 117.
Wieland 278.
Williams 54.
Winckelmann 138, 139.
Winckler 237.
Winter 246.
Winterfeldt 205.
Wolden 9, 12, 15.
Wolff, Christian 20, 46, 232.
— Professor in Jena 46.
Wolsey 222.
Wreech, Luise Eleonore von 14, 17.
Württemberg:
  Karl Alexander, Herzog 84.
  Friedrich Eugen, Prinz 84.
  Eugen, Prinz 222.
*Wulfwenstierna 36, 38, 39.
Wylich 117, 118.

Zacharia 46.
Zastrow 91.
*Zieten, Hans Joachim von, General 141, 176, 180, 184, 287, 288.
— Rittmeister 173.
— Leutnant 288.
*Zimmermann 156—158, 307—323.
Zweibrücken-Birkenfeld:
  Karl, Herzog 168, 169, 293.
  Friedrich Michael, Prinz 111.

W. Büxenstein Druckereigesellschaft, Berlin SW.

Digitized by Google



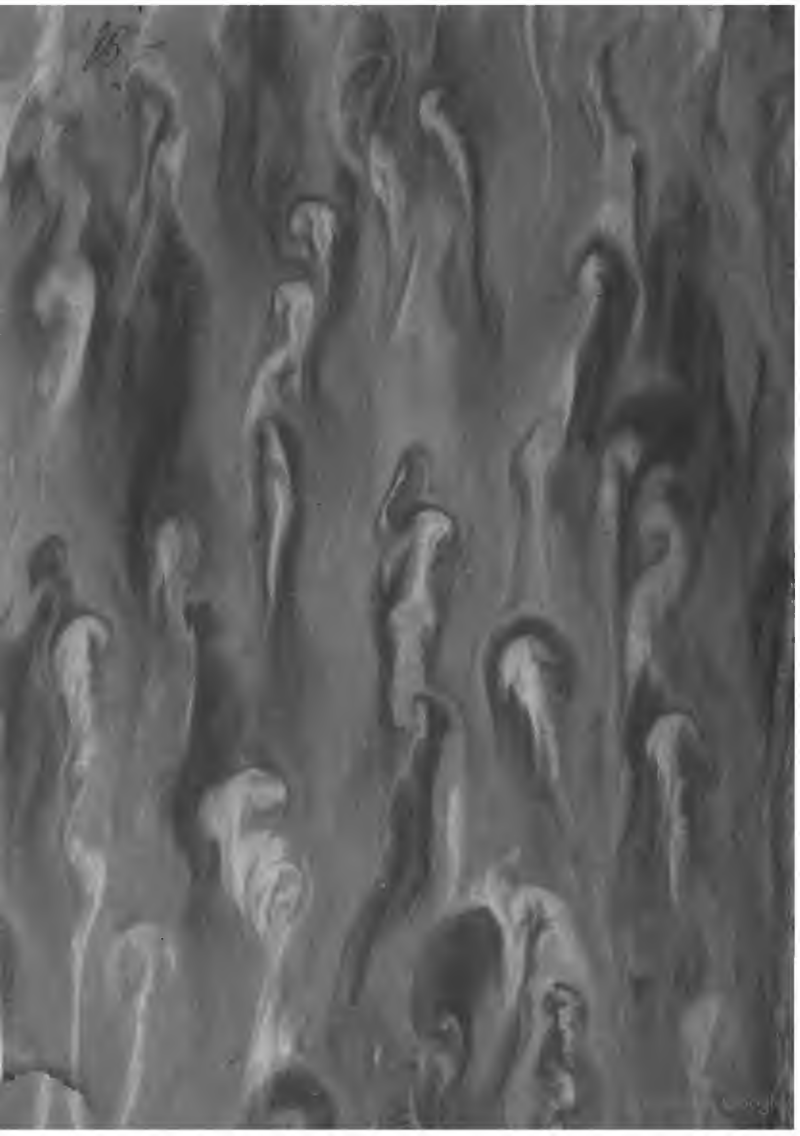
Stanford University Libraries
3 6105 005 168 666

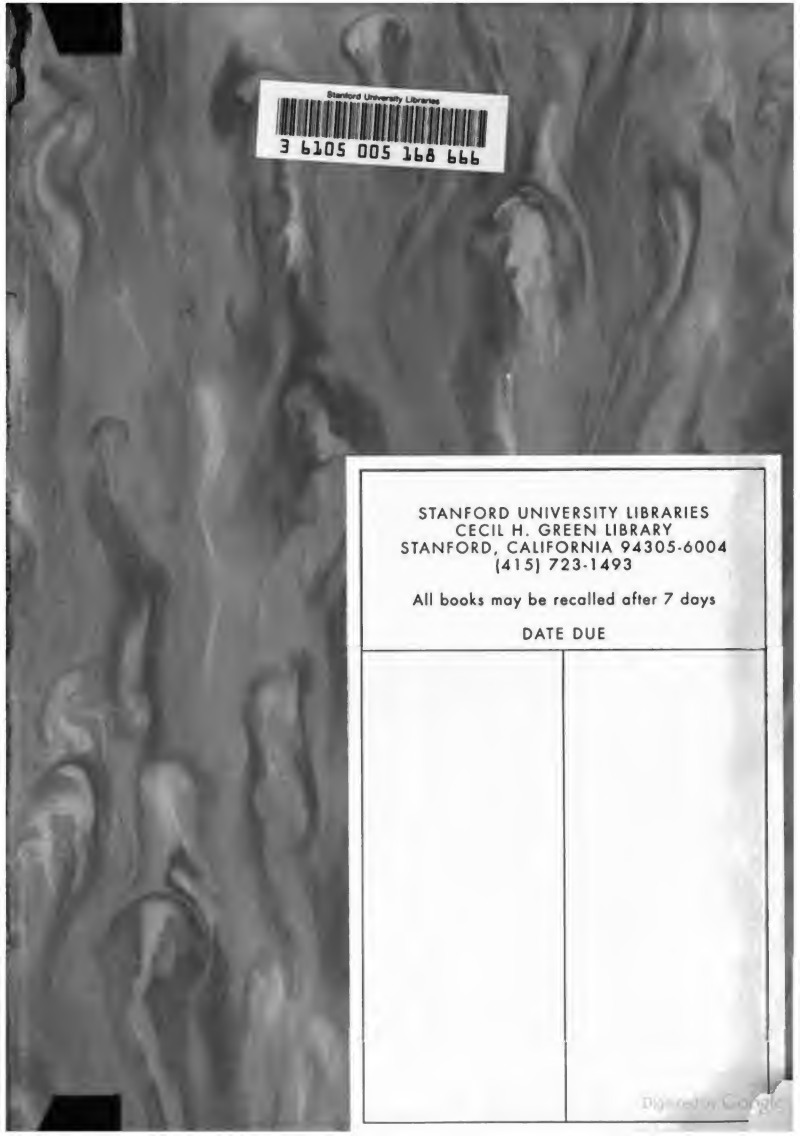
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

Digitized by Google




Stanford University Libraries
3 6105 005 168 666

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

Digitized by Google

Digitized by Google